

# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 1.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 63 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## An die verehrl. Leser.

Diese Zeitschrift, welche wir mit Recht die vollständigste und reichhaltigste aller Moden-Zeitungen nennen können, ist in vier Abschnitte abgetheilt, welche zusammen ein Mal wöchentlich sehr regelmäßig erscheinen und die wir hier unten näher schildern.

Das Hauptblatt ist besonders einer angenehmen und belehrenden Unterhaltung gewidmet und es wird in dieser Rubrik wie in den folgenden stets und hauptsächlich Rücksicht auf das Interesse genommen, welches die behandelten Stoffe von der Gegenwart erhalten, so daß sie immer den Reiz der Neuheit für sich haben. Novellen, Erzählungen, Characterschilderungen, Poesien, Anekdoten, Miscellen wechseln mit einander ab und eine Rubrik „General-Correspondenz“ giebt stets interessante Notizen aus der neuesten Zeit. —

Das Bilder-Magazin bringt neben der weitem Pflege der Tendenz des Hauptblattes insbesondere Ansichten und Schilderungen aus der Natur, der Kunst und dem Menschenleben, und begleitet seine Aufsätze mit ausgezeichnet schönen Holzschnitten.

Der Tagesbericht für die Modenwelt liefert stets die neuesten Nachrichten von Paris, London, Wien und anderen großen Städten über die daselbst herrschenden Moden, nicht allein in Betreff auf Kleidung, sondern auch auf andere zum Glanz oder zur Bequemlichkeit gehörige Gegenstände. Alle neue Gewohnheiten und alle neue Einrichtungen, sie mögen öffentlich oder zu Hause getroffen werden, sind der Gegenstand der gewissenhaftesten Berichterstattung dieses Blattes. Dahin gehören vorzüglich: außer den Veränderungen und Einrichtungen in der Kleidung und im Puge, diejenigen des Ameublements, Tafel- und andern Geschirres, in Equipagen etc.; ferner Zimmer- und Gartenverschönerungskunst; Erfindungen im Reiche der Moden und in den schönen Künsten, und Nachrichten von öffentlichen Einrichtungen, die unmittelbar auf das gesellschaftliche Leben Einfluß haben etc. Kurz, wer den Tagesbericht liest, erfährt jede, ja die geringste Veränderung im Bereiche alles dessen, was zum guten Tone gehört.

Die Moden-Abbildungen sind sehr sorgfältig in Stahl gestochen, sauber colorirt und erscheinen eine Woche früher als sie die übrigen deutschen Modenzeitungen liefern. Gewöhnlich bringt jeder Stahlstich außer den zahlreichen Modellen zu Hüten, Kopfspußen, Turbans, Häubchen und Ballicoiffuren, 5 bis 6, zuweilen 7 vollständige Moden für Damen, Herren und Kinder. Diejenigen Moden, welche auf der Rückseite der Figur etwas Neues oder Besonderes darbieten, sind jedesmal auch von hinten dargestellt; das Nämlische gilt von Hauben, Hüten,



Turbans, Bonnets, Frisuren ic. Es werden keine Kosten gescheut, um zu diesen Abbildungen alle Quellen zu erschöpfen, welche sich besonders in Frankreich so zahlreich öffnen und die dem Auge stets Neues und Geschmacksvolles vorführen. Ein großer Theil der mitgetheilten Moden ist nach Pariser Originalzeichnungen, welche kein anderes deutsches Blatt bringen kann.

Die Doppelstahlstiche werden nach authentischen Originalen geliefert und zu deren Herstellung sind äußerst wackere Künstler angenommen. Was der Tagesbericht beschreibt, stellt der Doppelstahlstich oft bildlich dar, z. B. Geräthschaften, Meubles, Fenster-Gardinen, Schmuck, neue Wagen; außerdem enthalten dieselben noch Portraits berühmter und interessanter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten und Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, Abbildungen von neu errichteten Monumenten, Copien moderner Gemälde ic.

Der Preis bleibt unverändert, wie er bisher gewesen und oben in jeder Nummer angegeben ist. Derselbe ist im Verhältnisse zu dem, was in der Moden-Zeitung so reichlich und elegant geboten wird, äußerst niedrig.

Das Intelligenzblatt, welches die Zeitschrift wöchentlich begleitet, darf als ein ziemlich vollständiges Repertorium vorzüglich der neuesten belletristischen Literatur angesehen werden, da es wenige Buchhändler versäumen, ihre Neuigkeiten besonders aus der unterhaltenden Literatur, der großen Verbreitung wegen, welche die Moden-Zeitung genießt, in dem Intelligenzblatte zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Leipzig, im Januar 1842.

Baumgärtners Buchhandlung.

### Der Schwiegersohn.

Novelle von Charles de Bernard.

#### I.

In einem kleinen Salon auf dem Lande, von dem aus man die Seine und die Hügel von Meudon sah, fand ein sehr lebhafter Wortwechsel zwischen zwei Personen von verschiedenem Geschlechte statt, zwischen einem Manne von etwa fünfundsünfzig Jahren mit sehr gutmüthigem Gesichte, und einer Frau, die um ungefähr zehn Jahre jünger sein mochte und deren zierliche Toilette verrieth, daß ihre Gefallsucht sich länger erhalten hatte als ihre Reize.

„Aber liebe Frau... aber Madame Bailleul... aber liebe Frau,“ sagte das männliche Wesen mit träger Stimme.

— „Von der lieben Frau ist hier nicht die Rede; willst Du thun, was ich verlange, ja oder nein?“

„Liebe Frau, es ist unmöglich.“

— „Es ist nichts unmöglich.“

„Wenn Du nur einsehen wolltest, daß es sich um ein heiliges Versprechen, um eine Verpfändung der Ehre, um eine Clausel des Contractes handelt!“

— „Kinderei! Nimmt man das in der Familie so genau?“

„Erlaube mir, Dir zu bemerken, daß es eine sehr ernste Sache ist. Als wir unsere Adolphine dem Herrn Chaudieu zur Frau gaben, machten wir uns verbindlich, ihm drei Monate nach der Verheirathung vierzigtausend Francs auszusahlen. Es sind bereits fünf Monate vergangen und Chaudieu hat noch nichts erhalten.“

— „Nun, ist nicht Adolphine unser einziges Kind? Wird er also nach unserm Tode nicht Alles erhalten, was wir besitzen?“

„Ich bin nichts destoweniger Chaudieu vierzigtausend Francs schuldig und das ist mir unangenehm. Der Herr Schwiegersohn wagt nichts zu sagen, ob er gleich gewiß das Geld gern in Empfang nähme. Das ist mir unangenehm. Das Haus hier kostet ihm viel; er hat eine bedeutende Summe auf die Einrichtung verwendet und er rechnete vielleicht auf das Geld, das wir ihm versprochen haben.“

— „Du hast von dieser Summe vor drei Monaten zehntausend Francs dem Herrn Laboissière gegeben, der sie zu seinen unerplodirbaren Dampfschiffen verwenden will und uns wenigstens zehn Procent Zinsen verspricht. Heute wünscht er unter denselben Bedingungen noch zehntausend Francs und ich habe sie ihm zugesagt. Du wirst nicht verlangen, daß ich mein Versprechen zurücknehme.“

„Das sage ich nicht, liebe Frau,“ entgegnete Herr Bailleul, den der Blick seiner Gattin einschüchterte. „Ich will gern thun, was Du wünschest, aber Chaudieu bringt mich in Verlegenheit.“

— „Dich bringt Alles in Verlegenheit. Weißt Du, was Du thust? Statt dem Herrn Schwiegersohn die zwanzigtausend Francs auszusahlen, giebst Du ihm die Zinsen, jährlich zweitausend Francs. Da das bei Laboissière angelegte Geld zehn Procent einbringt, so erhältst Du gerade die 2000 Francs und kannst immer



Alle diese Unglücklichen setzten sich unter den Bäumen vor dem Zelte des commandirenden Officiers nieder. Holate kauerte sich in der bei den Indianern gewöhnlichen Stellung nieder; Talos war an eine Bank gefesselt, stützte den Kopf an einen Baumstamm und sah den Wolken nach, welche der Wind vor sich hertrieb. Seine ganze Haltung verrieth, daß er sich in sein Schicksal ergeben habe. Zu seinen Füßen saßen seine Mutter und Schwester, und die erstere wehlagte laut über das Unglück ihres Sohnes. Der Oberst und die anderen Officiere standen in einiger Entfernung von dieser Gruppe.

„Was ist aus Deinen Brüdern geworden?“ fragte der Oberst den Krieger Holate.

— „Sie irren zerstreut in den Wäldern umher,“ antwortete der Indianer. „Deine Krieger haben die Fährte des Wildes gefunden und das Wild ist nach allen Richtungen hin entflohen.“

„Weißt Du, daß die beiden Krieger da gehängt werden, wenn der Ueberrest des Stammes sich nicht unterwirft?“

Holate antwortete nicht.

„Würdest Du,“ fuhr der Oberst fort, „Dein Volk, wenn ich Dich wieder zu ihm sendete, in einer bestimmten Zeit hierher bringen, um das Leben dieser beiden Männer zu retten?“

— „Das Wild hat die Tritte Deiner Krieger gehört und ist entflohen. Wer kann es einholen?“

„Ein Indianer kann einen andern Indianer finden. Nach zehn Tagen werden diese beiden Männer hier sterben.“

— „Meine Brüder haben keine Spur von ihren Füßen auf dem Boden zurückgelassen. Sechs Sonnen (Tage) werden nicht hinreichen, sie zu finden.“

Der Oberst wendete sich an Talos und fragte: „hast Du eine Frau?“

— „Meine Frau und meine Kinder sind bei meinem Volke,“ antwortete der Gefangene. „Ich möchte sie noch einmal sehen, um Abschied von ihnen zu nehmen, ehe ich sterbe.“

„Liebst Du sie?“

— „Der Hund liebt seine Zungen. Ich liebe mein Blut.“

„Würdest Du sie finden?“

— „Wer kann sagen, wo heute die Wolken sind, die gestern vorüberzogen.“

„Möchtest Du frei sein?“

— „Ich sehe die Leute meines Volkes in dem Walde umherziehen und möchte bei ihnen sein.“

„Würdest Du, wenn ich Dir die Freiheit gäbe, in der bestimmten Zeit Dein Volk hierher bringen?“

— „Ich würde es versuchen. Aber vertraut der weise Häuptling dem rothen Manne?“

„Wenn Holate Deinen Platz einnehmen will, kannst Du gehen; aber wenn Du nicht zurückkommst, stirbt er für Dich.“

Es trat eine lange Pause ein. Talos blickte noch immer nach den Wolken. Seine Mutter und Schwester sahen Holate bittend an, der bei der letzten Frage sich angestrengt hatte, ruhig zu bleiben.

— „Ich habe weder Frau, noch Mutter, noch Kinder,“ antwortete er nach einiger Zeit mit fester Stimme. „Talos lebe! er gehe, ich will seinen Platz einnehmen.“

„Ich willige ein,“ sprach der Oberst, „wiederhote aber auch, daß, wenn binnen zehn Tagen Talos mit dem Reste seines Stammes nicht zurückgekommen ist, Holate gehangen wird wie ein Hund.“

Eine Viertelstunde später verschwand Talos, dem die Ketten abgenommen worden waren, in dem Walde und nach sechs Tagen brachte er die, welche er gesucht hatte, zu den Amerikanern.

(Shakespeares Kaufmann von Venedig.) In der Lebensbeschreibung des Papstes Sixtus II. von Greg. Lati findet sich folgende Stelle: in Rom verbreitete sich das Gerücht, Drake habe St. Domingo in Hispaniola genommen, geplündert und eine unermessliche Beute gemacht. Diese Nachricht erhielt in einem Briefe Paul Secchi, ein bedeutender Kaufmann der Stadt, der große Geschäfte nach jenen Gegenden machte. Er meldete es sogleich dem Juden Simson Geneda, bei dem er seine Waaren versichert hatte. Der Jude, in dessen Interesse es lag, daß die Nachricht für falsch gehalten werde, führte manche Gründe an, nach denen sie unmöglich wahr sein könnte, und wurde endlich so eifrig, daß er sagte: „ich wette ein Pfund von meinem Fleische, daß es eine Lüge ist.“ Secchi, ein Mann von äußerst lebhaftem Temperamente, antwortete sogleich: „und ich wette tausend Kronen gegen ein Pfund von Euerem Fleische, daß es Wahrheit ist.“ Der Jude nahm die Wette an und beide kamen überein, daß Secchi, wenn er seine Wette gewinne, das Fleisch mit einem scharfen Messer an einem beliebigen Theile des Körpers des Juden ausschneiden sollte. Das Gerücht bestätigte sich bald darauf und der Jude wurde fast wahnsinnig als er erfuhr, daß Secchi geschworen habe, ihn zu zwingen, der Wette buchstäblich nachzukommen. Das Gerücht von diesem seltsamen Handel drang bis zu dem Papste, der beide Männer zu sich beschied und die Sache sich vortragen ließ, worauf er sagte: „wenn ein Contract geschlossen worden ist, so ist es recht und billig, daß er gehalten werde. Nimm also ein Messer, Secchi, und schneide ein Pfund Fleisch aus irgend einem beliebigen Theile des Körpers des Juden; aber sieh Dich vor, sage ich Dir, denn wenn Du nur einen Scrupel mehr wegschneidest, wirst Du sicherlich gehangen werden.“ Secchi stand unter diesen Umständen natürlich von seiner Forderung ab.

### Generalcorrespondenz.

Ein Reisender hatte kürzlich auf einem Dampfschiffe Gelegenheit, das Leben eines türkischen Großen genau beobachten zu können. Früh kamen wenigstens acht Bediente, um dem Pascha das Wasser zum Waschen zu reichen. Einer hält das Becken, dessen oberer Boden ein Sieb ist, durch das das Wasser sogleich abläuft; ein anderer Bedienter gießt aus einer Kanne mit



ganz dünnem Halbe das Wasser über und ein dritter wirft das Handtuch ausgebreitet über die Hände. Einer der vielen Bedienten reicht im Oriente immer dem andern das Nöthige zu. Dann erschienen andere Diener mit seidnen Decken, in die Sprüche aus dem Koran gestickt waren, und breiteten sie zum Gebete an den Boden, nachdem durch den Compass die Richtung nach Mecca ermittelt war. Diese Sorglichkeit fand jedoch nur bei dem Pascha statt, andere wendeten sich nach Gutdünken bei dem Gebete, oft freilich in gerade entgegengesetzter Richtung von Mecca. Zweimal des Tages wurde gespeiset, der übrige Theil mit Klauschen und einem wenig Lesen der osmanischen Zeitung zugebracht. Vor dem Abendessen war wieder Gebet. Stets lehnten gegen acht Bediente, die bisweilen von andern abgelöst wurden, an den Wänden, um sogleich die Wünsche zu erfüllen, und man muß es sehen, um sich einen Begriff zu machen, wie hier die Dienstleistungen getheilt sind, indem z. B. beim Kaffee der Eine das kleine Bret mit der kleinen Kanne und den kleinen Obertassen bringt, der Andere die Tasse nimmt und hält, der Dritte einschenkt, der Vierte die Tasse in den Unterhalter setzt und sie dem Fünften überreicht, der sie, die eine Hand auf die Brust gelegt, dem Pascha überreicht. —

Die Zeitungen erzählen zur Sittenschilderung in der Bretagne folgende Anekdote: ein Bauer aus der Gegend von Coreux arbeitete eines Tages auf dem Felde im Sturm und Regen und kam Abends ermüdet und bis auf die Haut durchnäßt nach Hause. An der Thüre trat ihm seine liebe Frau entgegen, die den ganzen Tag zu Hause gewesen war. „Lieber Mann,“ sagte sie, „es hat immer so stark geregnet, daß ich kein Wasser holen konnte, und so war ich denn auch nicht im Stande, Dir eine Suppe zu kochen. Du bist einmal naß, hole doch ein Paar Eimer Wasser; mehr naß kannst Du doch nicht werden.“ Gegen diesen Grund ließ sich nichts einwenden, der Mann nahm also die Eimer und holte Wasser aus dem ziemlich weit entlegenen Brunnen. Als er wieder in sein Haus kam, saß seine Frau gemächlich am Feuer; er nahm deshalb einen Eimer nach dem andern und überschüttete mit dem Wasser seine Frau, worauf er sagte: „nun bist Du eben so naß als ich und kannst das Wasser selbst holen; mehr naß kannst Du doch nicht werden.“ —

Der Apfelbaum ist in der Normandie eine Pflanze des Landes im Frühlinge, Sommer und Herbst; seine Früchte füllen die Vorrathskammer, den Keller und die Küche; sie nähren Menschen und Vieh und dienen endlich als Dünger, kurz die Äpfel sind für die Leute dort alles in allem. Diejenigen, welche man nicht isst oder verkauft, preßt man aus und sie geben den Cider, den Wein der Provinz. Diejenigen, welche für Ciderbereitung nicht taugen, geben Branntwein oder Essig. Das nach dem Auspressen übrig gebliebene Mus dient als Futter für das Vieh; vermischt mit andern Stoffen braucht man es auch als Dünger und in Gegenden, wo das Holz selten ist, trocknet man es und braucht es im nächsten Jahre als Brennmaterial. Man sieht

also, daß der Normann alle Ursache hat, seine Äpfelbäume zu lieben. —

In New-York hat sich wieder einmal eine junge lebenswürdige Dame — zu Tod geschmückt. Ihr Körper gewährte, wie die Aerzte bescheinigten, einen schrecklichen Anblick. Die Rippen waren bis zur Hälfte ihres natürlichen Umfanges zusammengedrückt und die Schulterblätter buchstäblich über einander geschoben. —

Wie amerikanische Schriftsteller berichten, leben im Ganzen nur noch etwa 150,000 Indianer östlich von dem Mississippi von allen den zahlreichen Volksstämmen, welche sonst jene unermessliche Länderstrecke in Besitz hatten. —

In London giebt es nicht weniger als funfzehntausend Putzmacherinnen, deren Loos gar nicht zu beneiden ist, denn sie müssen täglich von sieben Uhr früh bis elf Uhr in der Nacht, mit Ausnahme einer Stunde zum Essen, unausgesetzt arbeiten. Die meisten dieser armen Mädchen sind Töchter verarmter Familien, die bessere Tage gesehen haben. —

In den indischen Meeren giebt es eine Muschel, deren Schale funfhundert Pfund wiegt, während das Fleisch drei Zentner schwer ist. Diese Riesenmuschel kann aber auch ein starkes Schiffstau zwischen ihren Schalen festhalten. —

Nach den neuesten Zählungen beläuft sich die Zahl der Einwohner Londons auf eine Million achtmahlhundert und siebenzig tausend. —

Wir haben erwähnt, daß sehr viele Pläne zu dem Grabdenkmale Napoleons eingereicht wären, daß sich aber keiner darunter befinde, welcher allgemein angesprochen. Die Commission, welche zur Prüfung niedergesetzt war, hat denn auch wirklich alle eingereichten verworfen. —

Als ein Beispiel von der oft seltsamen Weise, wie Leute in Paris sich ihren Unterhalt verdienen, wird angeführt, daß eine Frau sich vom Vermiethen — von Blutekeln nähre. Sie unterhält eine ziemliche Anzahl dieser Thiere, vermietet sie stundenweise und holt sich dann dieselben wieder. Stirbt einer, so läßt sie sich denselben nach dem vollen Werthe bezahlen. —

Ein Reisender hat kürzlich zufällig die jüngste noch unverheirathete Schwester des Sultans gesehen, ein Mädchen von elf Jahren; sie war ohne Schleier und prachtvoll geschmückt. Außer der großen Anzahl von Diamanten und Perlen, welche ihren Fez und ihr schwarzes Haar schmückten, trug sie eine weiße Straußensfeder als Zeichen ihres Ranges; ihr Gewand von schwarzem Sammet war mit Stickereien bedeckt; der Gürtel namentlich funkelte von Diamanten. Besonders schön ist die Prinzessin nicht, gleich aber dem Sultan in Hinsicht auf den Glanz der Augen und den wohlwollenden Ausdruck, der das Gesicht desselben charakterisirt.



# Allgemeine Norden-Beitung

N<sup>o</sup> 2.

1842.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 Illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Schwiegersohn.

Novelle von Charles de Bernard.

(Fortsetzung.)

— „Da das Geld in diesen Dampfschiffen ganz besonders vortheilhaft anzulegen ist,“ fuhr Herr Bailleul gegen seinen Schwiegersohn fort, „so glaubte Ihre Schwiegermutter eine in der Geschichte der Industrie einzige Gelegenheit benutzen zu müssen, und,“ setzte der Alte mit unsicherer Stimme hinzu, „da wir kein baares Geld haben aber Adolphins Mitsift, so glaubte meine Frau und ich auch, Sie würden nichts dagegen haben, wenn wir das zu jener Anlage nöthige Capital von diesem Gelde nähmen. Wir haben deshalb für zehntausend Francs Dampfschiffahrtsactien genommen.“

„Schweiß es,“ wiederholte Chaudieu zum dritten Male in der unveränderlichsten Ruhe.

— „Sie wissen also Alles?“ sprach Bailleul, der freier athmen anfang. „Wer konnte Ihnen sagen, daß ich mich bei dem Unternehmen Laboissieres betheiliget habe?“

Laboissiere selbst, der, um mir die Vortreflichkeit seiner Speculation zu beweisen und auch mich zur Einnahme zu bewegen, nichts Schlagenderes glauben zu können, als daß auch Sie der Speculation sich angeschlossen hätten.“

— „Er ist also auch Sie um Geld angegangen?“

„Wenn ich Sie recht verstehe, würden Sie es nicht angern sehen, wenn Sie das Ihrige zurückziehen könn-

ten,“ entgegnete Chaudieu, der eine directe Antwort umgehen wollte.

— „Das heißt,“ begann Bailleul mit neuer Verlegenheit, „die Sache steht so: Ihre Schwiegermutter ist für jene Dampfschiffe so eingenommen, daß sie wünscht, wir möchten noch für zehntausend Francs Actien nehmen, und da wir auch diese Summe von der Mitsift Adolphins nehmen müßten, so meinte sie, Sie würden sich wohl vor der Hand mit den Zinsen statt des Capitals begnügen.“

Der Alte nahm eine Priese, um sich zu sammeln, während er besorgt die Antwort seines Schwiegersohnes erwartete. Dieser dachte einen Augenblick ernstlich nach und sagte endlich mit seinem gewöhnlichen Phlegma: „ich habe gegen dieses Arrangement nichts einzuwenden.“

— „Sie gestatten mir also, mit Laboissiere abzuschließen?“

„Mehr noch. Ich habe selbst 50,000 Francs disponibel; ich will die gute Gelegenheit benutzen und Laboissiere ersuchen, auch dieses Geld anzunehmen.“

— „Der Entschluß verdiente doch überlegt zu werden,“ bemerkte Herr Bailleul. „Funzigtausend Francs sind ja ein Vermögen und Sie wissen, man darf nicht alle seine Eier in einen Korb legen.“

„Erstens sind jene 50,000 Francs nicht alle meine Eier und zweitens ist, wie Sie sagen, der Korb dauerhaft.“



— „Allerdings hat die Speculation ihre vortheilhaften Seiten, indeß . . .“

„Erlauben Sie mir Herr Schwiegervater; entweder Sie halten die Speculation für gut, warum wollen Sie mich dann davon zurückhalten, oder Sie sehen sie für schlecht an; warum haben Sie sich in diesem Falle selbst dabei betheiligt?“

Herr Bailleul versuchte es gar nicht, darauf zu antworten. Im Grunde hatte der bis zur Furchtsamkeit vorsichtige alte Herr gar keine Lust zu industriellen abenteuerlichen Unternehmungen. Grundstücke hielt er für das beste Vermögen. Die wenigen Staatspapiere, welche er besaß, verursachten ihm, sobald ein Sinken an der Börse eintrat, eine so unbeschreibliche Angst, daß er sich schon oftmals vorgenommen hatte, das Geld doch lieber in Grundstücken anzulegen. Noch weit mehr beunruhigten ihn natürlich die Actien Laboissières und er würde, ohne den despotischen Antrieb seiner Frau, sich niemals entschlossen haben, dergleichen zu kaufen. Deshalb hörte er jetzt mit Bedauern, daß auch sein Schwiegersohn dem Unternehmen sich anschließen wolle.

„Der arme Mann,“ dachte er bei sich, „macht da gewiß einen dummen Streich, und nur, weil Mad. Bailleul in die verdammte Speculation so ganz vernarrt ist, denn sonst hätte er sicher nicht daran gedacht. Ich wollte, der, welcher den Dampf erfunden hat, wäre, wo der Pfeffer wächst.“

Während so Chaudieu und Bailleul in dem Küchengarten auf- und abgingen, und obgleich Madame Bailleul sich zurückgezogen hatte, versuchte Laboissière jetzt keineswegs, sich Adolphinen wieder zu nähern. Der Liebhaber mußte dem Geschäftsmanne weichen und mit der ängstlichen Spannung eines Spielers sah er seine beiden Wirthin, auf die er eine halbe Stunde gewartet hatte, jetzt zurückkommen. Er nahm, um sie zu empfangen, die ruhigste Miene von der Welt an.

„Die Berathung scheint lebhaft gewesen zu sein,“ dachte er. „Herr Bailleul sieht aus wie ein Redner, der zur Ordnung gerufen worden ist. — Nun, Herr Bailleul, bringen Sie mir eine schwarze oder eine weiße Kugel?“

— „Eine weiße,“ antwortete der Alte, indem er in den Scherz einging.

„Herr Chaudieu williget also in das Arrangement?“

— „Unter einer Bedingung,“ entgegnete der Gatte Adolphinens kalt.

„Lassen Sie hören?“ fuhr der Speculant fort, der einigermaßen unruhig wurde.

— „Die Bedingung besteht darin, daß Sie außer den Actien, die mein Herr Schwiegervater nimmt, auch mir für funfzigtausend Francs überlassen.“

Als die industrielle Spinne so unerwartet eine neue saftige Fliege in ihr Netz fallen sah, fühlte sie einen kaum zu verheimlichenden Wonneschauer. Doch bezwang sie sich und sagte sogar:

„Funfzigtausend Francs! Ich weiß nicht, ob dies möglich sein wird; es thut mir leid, daß Sie sich nicht früher entschlossen haben. Es ist ein eigener Fall; ich werde indeß Alles aufbieten, um dem Herrn Chaudieu gefällig zu sein. Für sechzigtausend Francs also?“

„Für funfzigtausend.“

— „Doch sechzig, wenn Sie die zehntausend des Herrn Bailleul dazu rechnen. Es wird am besten sein, wir verabreden eine Zusammenkunft, um die Sache zu ordnen. Convenirt Ihnen mögen?“

„Ich wollte Ihnen dies vorschlagen,“ entgegnete Chaudieu. „Ich muß morgen nach Paris reisen; sind Sie um ein Uhr frei?“

— „Vollkommen.“

„So werde ich um ein Uhr mit dem Gelde bei Ihnen erscheinen.“

— „Ich erwarte Sie,“ sagte der Mann der Dampfboote, der seine Freude kaum bergen konnte.

Kurze Zeit darauf sagte Laboissière, als er in sein Cabriolet stieg, während der Verbeugung zu Madame Chaudieu das Wort, das in Romanen eine größere Rolle spielt als in dem wirklichen Leben: „um Mitternacht!“

### 3.

Nach der Entfernung Laboissières' war kein besonderer Vorfall die gewöhnliche Einförmigkeit des Abends. Madame Bailleul erschien nicht weder und um zehn Uhr zogen sich Alle zurück. Es wurde allmählig still in dem Hause, als schlafe Alles. Um elf Uhr aber wurde eine Thüre im ersten Stockwerke leise geöffnet und es erschien eine Dame mit einem Lichte in der Hand. Sie schlich in das Erdgeschoß hinter, ging dort durch den Speisesaal und über einen kleinen Corridor und befand sich dann vor einer kleinen Thüre, die sie schnell öffnete.

Adolphine, die noch in dem Zimmer saß und wachte, erschrak bei dieser unerwarteten Erscheinung sehr, daß sie mit Mühe einen Ausruf des Entsetzens



zurückhielt, denn da sie von einer Belagerung bedrohet und ohne Zweifel entschlossen war, dieselbe heldenmüthig abzuweisen, so erwartete sie keineswegs einen Angriff im Hause selbst. Als sie ihre Mutter erkannte, gab sie zwar ihre Furcht auf, aber an die Stelle derselben trat eine ernstere wenn auch unklare Besorgniß.

„Du bist es, Mutter?“ fragte sie, indem sie aufstand; „was ist geschehen? Bist Du krank?“

Der erste Blick der Madame Bailleul galt dem Fenster, da aber die Gardinen zugezogen waren, so konnte sie nicht erkennen, in welchem Zustande sich dasselbe befand.

„Bedarfst Du etwas?“ fuhr die junge Frau fort, welche jene stille Pantomime beunruhigte; „soll ich das Mädchen rufen?“

— „Es ist nicht nöthig Jemanden zu wecken,“ antwortete Madame Bailleul ernst; „was ich Dir zu sagen habe, darfst nur Du allein hören. Komm.“

„Bohin?“ fragte Madame Chaudieu, deren Unruhe immer größer wurde.

— „In mein Zimmer; dort sind wir ungestört.“

Adolphine gehorchte schnell, denn die Anwesenheit einer dritten Person in ihrem Zimmer in einer Stunde, die Laboissière als Rendezvous bestimmt hatte, konnte eine Katastrophe herbeiführen. War diese Gefahr abgewendet, so kam ihr der mehr oder minder unangenehme Auftritt, der ihr bevorzustehen schien, von sehr geringer Bedeutung vor. Entschlossen, sich mit exemplarischer Unterwürfigkeit zu fügen, weil die Nähe der Mitternachtsstunde Eile nöthig machte, folgte sie entschlossen ihrer Mutter.

Sobald sie in dem Zimmer der Madame Bailleul angekommen waren, verriegelte diese die Thüre und stellte sich dann vor Adolphinen, die sie einen Augenblick unverwandt mit der Miene eines Richters ansah, welcher das Verhör eines Verbrechers beginnen will.

„Wenn Du mich so fort ansiehst, Mutter,“ sagte Madame Chaudieu mit einem erzwungenen Lächeln, „so muß ich glauben, ich sei wieder ein kleines Mädchen geworden, das in die schwarze Kammer gesperrt werden soll.“

— „Wollte Gott, Adolphine,“ antwortete Madame Bailleul feierlich, „Deine Vergehungen wären solche, die mit so leichter Strafe abgebußt werden können; mein Herz würde dann keinen Schmerz fühlen, denn, wenn ich Dich auch strafe, ich würde Dich doch immer noch achten können.“

„Mutter!“ rief die junge Frau.

— „Ja, ich bin Deine Mutter und das eben ist mein Schmerz. Deine gute Mutter, der Du so großen Kummer machst! Deine arme Mutter, die, statt, wie sie gehofft hatte, in Dir ihren Stolz und ihre Freude zu sehen, nur einen Gegenstand des Grammes und der Schande findet! Ach ja, ich bin Deine Mutter, Deine unglückliche Mutter!“

Diese Worte wurden mehr im Tone des Unwillens als der Rührung gesprochen. Endlich glaubte aber Madame Bailleul doch, das Taschentuch auf die Augen halten zu müssen, wenn dieselben auch ganz trocken geblieben waren.

„Was habe ich denn verbrochen, daß Du mich auf diese Weise behandelst?“ fragte Adolphine, die trotz ihrer Bemühung, ruhig zu bleiben, anfing sehr ängstlich zu werden.

— „Was Du verbrochen hast, Unglückliche!“ wiederholte Madame Bailleul, deren Blick die junge Frau durchbohren zu wollen schien; „Du wagst zu fragen, was Du verbrochen hast? Hältst Du mich für blind? Glaubst Du, eine Mutter sei so leicht zu täuschen wie ein Mann? Ich weiß Alles, Alles, sage ich Dir. Das also sind die Früchte meiner Sorgen und Lehren, das ist der Lohn meiner Liebe! Nach fünf Monaten der Verheirathung seine Pflichten schon zu vergessen, seine Schwüre zu brechen und seinen braven Mann zu hintergehen, denn Dein Gatte ist ein braver Mann und Du hast ihm nichts vorzuwerfen! Schrecklich! Schändlich!“

„Ich begreife Dich nicht,“ stammelte Madame Chaudieu, indem sie unwillkürlich ihre Augen niederschlug.

— „Du begreifst mich nicht? Ich will Dir es begreiflich machen. Ein Mann ohne Ehre und Grundsätze, ein unwürdiger und schändlicher Mensch, Laboissière macht Dir den Hof.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Adolphine.

Madame Bailleul lachte höhnisch.

— „Es ist nicht wahr? Es ist nicht wahr, daß er den Schlüssel zum Garten hat? Es ist nicht wahr, daß er diese Nacht, in wenigen Minuten unter Deinem Fenster erscheinen will? Alles dies ist nicht wahr? Antworte!“

Als Adolphine sah, daß ihre Mutter das Geheimniß kannte, verlor sie ihre Keckheit und schien, wie sie vorher lächelnd gesagt hatte, wieder ein Kind werden zu wollen. Gesenkten Hauptes, schamroth und stumm stand sie da und erwartete die Strafe.



Nach einer kurzen Pause fuhr Madame Bailleul, welche sich an der Verlegenheit Adolphinens zu weiden schien, im strengen Tone fort:

„Morgen werden wir weiter darüber sprechen; in diesem Augenblicke habe ich eine dringendere Pflicht zu erfüllen. Du bleibst hier und erwartest mich.“

— „Wohin gehst Du?“ fragte schüchtern die junge Frau.

„Ich empfangen jenen Menschen,“ entgegnete Madame Bailleul in tragischem Tone.

— „Wie? Du wolltest . . .?“

„Ich will es, also keine weiteren Bemerkungen.“

— „Es ist unmöglich . . .“ sprach Adolphine, indem sie nach der Thüre zu eilte.

Madame Bailleul sah ohne Zweifel diese Bewegung ihrer Tochter voraus, ergriff sie rasch am Arme und führte sie bis in die Mitte des Zimmers zurück.

„Ich befehle Dir hier zu bleiben,“ sagte sie gleichzeitig zu ihr in einem Tone, der weder Widerstand noch eine Antwort gestattete.

Ehe die junge Frau aus ihrem Staunen wieder zu sich gekommen war, eilte Madame Bailleul hinaus, schloß die Thüre zu und nahm aus übergroßer Vorsorge sogar den Schlüssel mit sich. Dann ging sie in das Zimmer ihrer Tochter hinunter, wo sie zuerst das Fenster besichtigte. Wie sie erwartet hatte, war dasselbe wie die Jaloufie nur angelehnt.

„Alles war schon bereit,“ dachte sie bei sich. Dann ließ sie die Gardinen wieder zurückfallen, löschte die Kerze aus, so daß nur noch die Lampe brannte, die sie so stellte, daß sie nur einen schwachen Schein gab. Als dies Alles geschehen war, setzte sie sich in der dunkelsten Ecke des Zimmers nieder und wartete unbeweglich und aufmerksam wie der Jäger, welcher auf das Wild lauert. So verging eine halbe Stunde, die ihr ein halbes Jahrhundert dächte. In dieser Zeit fand in der oberen Etage ein anderer Auftritt statt, der die schon ziemlich verwickelte Lage noch mehr verwickeln sollte.

Chaudieu war, seitdem er sein Zimmer betreten hatte, statt sich zur Ruhe zu begeben, auf und abgegangen wie Jemand, der über einem wichtigen Unternehmen brütet. Von Zeit zu Zeit betrachtete er das Papier, welches er in dem Briefe aus Marseille gefunden hatte, und verglich die Schriftzüge mit denen verschiedener Billets, die auf seinem Schreibtische lagen. Dann rieb er sich mit großer Selbstzufriedenheit die Hände und begann sein Auf- und Abgehen von neuem.

Nachdem dies etwa zwei Stunden gedauert hatte, blieb er stehen und sprach zu sich selbst:

„Wenn ich handele, ohne Jemanden davon zu benachrichtigen, wird das Verfahren unpassend, vielleicht gar brutal erscheinen. Man wird mich der Verstellung, des Mißtrauens, eines Mangels an Rücksichtnahme beschuldigen; dazu möchte ich keine Veranlassung geben. Meine Schwiegermutter ist das Haupt der Familie; ihr will ich mich entdecken und zwar noch diese Nacht, denn ehe sie morgen früh aufsteht, bin ich schon abgereiset. Sie legt sich spät nieder und ich werde sie deshalb wahrscheinlich auch jetzt nicht stören.“

Dem Entschlusse folgte sofort die Ausführung. Einige Minuten vor Mitternacht verließ er sein Zimmer und ging nach dem seiner Schwiegermutter zu. An der Thüre klopfte er leise, die darin Eingeschlossene hütete sich aber wohl zu antworten, denn dieser Zwischenfall steigerte ihre Unruhe noch mehr.

„Ich bin es,“ sagte Chaudieu halblaut, nachdem er von neuem geklopft hatte; „machen Sie auf, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen.“

Adolphine erschrak noch mehr als sie die Stimme ihres Mannes erkannte; statt zu öffnen, hielt sie deshalb vielmehr sogar den Athem an sich.

„Sie schläft schon,“ murmelte Chaudieu verdrüsslich vor sich hin.

Eben als er sich wieder entfernen wollte, legte er fast unwillkürlich das Auge an das Schlüsselloch und da Madame Bailleul den Schlüssel mit sich genommen hatte, so konnte er das Licht im Zimmer sehen. Diese Entdeckung brachte ihn auf eine andere Idee.

„Wenn sie sich niedergelegt hätte, würde sie kein Licht mehr brennen,“ dachte er, „auch pflegt sie im Bett nicht zu lesen. Sie schläft also nicht. Dann aber würde sie mir antworten, und da sie es nicht thut, muß sie anderswohin gegangen sein. Wo kann sie zu einer solchen Stunde sein? Bei ihrem Manne? Nein,“ dachte der junge Ehemann mit einem unehrerbietigen Lächeln bei sich. „Bei ihrer Tochter also? — Wahrscheinlich oder vielmehr offenbar, denn nur dort kann sie sein. Desto besser; ich bin Adolphinen auch eine Erklärung schuldig und so schlage ich zwei Fliegen mit einem Schlage.“

Er ging sogleich in das Erdgeschloß hinunter und nach dem Zimmer seiner Frau zu. Auch gelangte er an das Ende des Corridors, ohne daß das mindeste Geräusch seine Annäherung verrieth. Schon legte er die Hand auf den Drücker des Schlosses, als ihn eine



männliche Stimme zurückhielt, die er an einem solchen Orte keinesweges zu hören erwartete. Er vermochte sich zu beherrschen, blies ruhig das Licht aus, das er in der Hand hielt, und drückte das Ohr an die Thüre, so daß ihm kein Wort entging. Bei den ersten Worten schon erkannte er die Stimme seiner Schwiegermutter so wie die Laboissière und er sah ein, daß Adolphine sich nicht in dem Zimmer befand. Diese Abwesenheit, die er sich allerdings nicht erklären konnte, beruhigte seine Besorgnisse, ohne seine Neugierde zu vermindern.

## 4.

Gustav Laboissière hatte jene Pünktlichkeit beibehalten, die, wie man sagt, die Artigkeit der Könige ist und welche die Liebhaber gewissenhaft bei dem ersten Rendezvous zu beobachten pflegen. Um Mitternacht weniger fünf Minuten war er an der Thüre des Gemüsegartens und Punkt Mitternacht befand er sich vor dem Zimmer Adolphinens. Obgleich die Nacht sehr dunkel war, so irrte er sich doch in den Fenstern nicht. Mit vorsichtiger Hand versuchte er die Jalouise und zog sie nach außen, ohne Widerstand zu finden; mit nicht geringerer Vorsicht und mit gleichem Erfolge öffnete er das Fenster und als so der Weg gebahnt war, stieg er keck in das Zimmer hinein.

„Theure Adolphine, ich bin bei Ihnen!“ rief er verliebt bei dem Anblicke der Gestalt, die er in einer Ecke des Zimmers sitzen sah.

Er erhielt keine Antwort, das Schweigen kam ihm aber unter den vorliegenden Verhältnissen keinesweges beunruhigend vor; er ging deshalb auf die Person zu, welche er für Madame Chaudieu hielt. Die Dame erhob sich jetzt schnell, eilte zu der Lampe und drehte den Docht heraus, so daß sich mit einem Male ein blendendes Licht verbreitete. In demselben Augenblicke trat sie Laboissière entgegen.

„Es ist nicht Adolphine,“ sagte sie, nachdem sie den Gegner mit einem durchbohrenden Blicke gemessen hatte, „ich bin es, Mensch ohne Ehre und Gewissen.“

Ein gewöhnlicher Liebhaber würde bei diesem mißlichen Falle den Kopf verloren haben, Laboissière aber war über jede kindische Bestürzung hinaus. Nach dem ersten Staunen fand er seine ganze Ruhe wieder und hielt muthig den zornigen Blick der Mutter Adolphinens aus.

„Guten Abend, Madame,“ sagte er mit insolenter Ruhe; „ich sehe mit Vergnügen an dem Glanze Ihrer Augen, daß die Migräne vorüber ist.“

— „Ungeheuer!“ rief Madame Bailleul.

Der junge Mann nahm seinen Hut ab und verbeugte sich ehrerbietigst.

— „Undankbarer! Treulosser! Elender!“ fuhr sie mit immer steigendem Zorne fort.

Bei jedem dieser Beiwörter verbeugte sich Laboissière von neuem, ohne etwas zu antworten.

— „Habenichts!“ schrie endlich die Dame, durch jene Impertinenz aufs Äußerste gebracht.

„Hier muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß die Leidenschaft Sie verleitet,“ fiel Laboissière mit ironischem Lächeln ein; „ein Habenichts hat keinen Wagen und mein Cabriolet steht vor dem Thore.“

— „Die Betrogenen bezahlen es; leider habe ich nur zu lange auch unter dieselben gehört.“

„Sie thun uns beiden Unrecht, Madame; Sie sind zu klug, als daß Sie von Jemanden betrogen werden könnten, und ich bin es nicht genug.“

— „Um den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken? Dazu sind Sie klug genug; eine Eigenschaft aber fehlt Ihnen.“

„Welche, wenn ich fragen darf?“

— „Die Vorsicht. Sie hätten voraussehen sollen, daß es für Sie gefährlich sehn würde, mich zu einer unversöhnlichen Feindin zu machen.“

„Wollen Madame sich nicht gefälligst niederlassen?“ fiel Laboissière mit der empörendsten Kaltblütigkeit ein; „ich sehe, daß unser Gespräch eben so lang sein wird, als es bereits interessant ist, und ich meines Theils spreche nicht gern stehend.“

Ohne auf die Erlaubniß zu warten, welche er zu erbitten schien, ließ er sich auf einen Stuhl nieder, lehnte sich an und schlug die Füße übereinander, als sei er allein und zu Hause. Madame Bailleul richtete sich, statt diesem Beispiele zu folgen, noch gerader empor, gleichsam um durch die Majestät ihrer Haltung gegen ein solches Verkennen der Schicklichkeit zu protestiren.

„Nun, Madame,“ fuhr Laboissière fort, „bin ich bereit, so lange mit Ihnen mich zu unterhalten als es Ihnen gefällig ist. Nach dem sehr ausdrucksvollen Spiele ihrer Gesichtsmuskeln werden Sie in diesem Augenblicke durch ungemein tragische Gefühle bewegt; wenn Sie die Gefälligkeit haben wollten, mir die Ursache davon zu sagen, so könnte ich vielleicht Ihren Zorn besänftigen.“

— „Sie sind hier und fragen nach der Ursache



meines Unwillens!" entgegnete Madame Bailleul in bitterm Tone.

"Ach, ich verstehe," sprach Laboissière; „meine Gegenwart in diesem Zimmer ist ein unverzeihliches Verbrechen; minder streng beurtheilten Sie mich vielleicht, wenn ich eine Etage höher gekommen wäre.“

Madame Bailleul bedeckte bei dieser Beschuldigung ihr Gesicht mit beiden Händen.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Der goldreiche Orient.) Die Aufhäufung von edeln Metallen und Steinen in Indien, wo man sie aus der Erde holt, war einmal so groß, daß man allgemein annimmt, Nabir Schah habe 1740 für nicht weniger als 2500 oder 3000 Millionen Thaler mit sich hinweg genommen. Jehansir erzählt in seiner Biographie, die goldene Plattform um seinen Thron her wiege 40 Tonnen (à 20 Centner)! Als er sich mit der Tochter seines Ministers vermählte, beschenkte er sie mit 45 Mill. Thalern in Gold und mit einem Halsbande von vierzig Perlen, von denen ihm eine jede 14,000 Thaler kostete. Die Provinz Beran lieferte bei einer Gelegenheit gegen 30 Mill. Thaler in Gold und derselbe Fürst verwendete fast 14 Mill. Thaler auf das Grab seines Vaters Akbar, das eines der Wunder des goldreichen Indiens bildete.

(Der Niagarafall.) Die amerikanischen Zeitungen berichteten vor einigen Monaten, der berühmte Niagarafall sei verschwunden zugleich mit einem bedeutenden Theile der Flußufer, der Inseln, des Fährhauses, der Fabriken und der anstossenden Felder, Häuser ic. Wir glaubten damals nicht daran und hielten das Ganze für eine spasshafte Mystification; jetzt sind wir jedoch, sagt eine Londoner Zeitung, von der Wahrheit überzeugt worden, da wir den Niagarafall und Alles, was dazu gehört, hier in London gesehen haben. Trotz der weiten Reise ist nichts davon verloren gegangen, nur ist alles kleiner geworden, indem 90 F. auf 1 Zoll zusammengeschrumpft sind. Das Einzige, was nicht mit ausgewandert, ist das Getöse der Cataracte und der nebelige Schaum, der die Sonnenstrahlen in Regenbogenfarben bricht. Laute Töne erhöhen ohne Zweifel die Erhabenheit und glänzende Farben die Schönheit einer Scene; aber auch ohne diese giebt es an einer Landschaft viel zu bewundern. Wer also den Niagarafall sehen will, findet ihn jetzt in London; wir brauchen kaum hinzuzusetzen, daß wir das Modell desselben meinen, das der schon bekannte Künstler Catlin verfertigt hat und das jedes Haus, jeden Baum, jede Insel in der Nähe in der eigenthümlichen Farbe wiedergiebt, sogar die geologische Bildung der Felsen deutlich erkennen läßt.

(Das Alter der Chinesen.) Wenn sich auch manche Völker ihres hohen Alters rühmen, so kann sich doch keines mit

den Chinesen vergleichen, denn in der Geschichte des himmlischen Reiches kommen die merkwürdigen Worte vor: „um diese Zeit wurde die Welt erschaffen.“ Um die Sache noch deutlicher zu machen, ist eine Abbildung hinzugefügt, die einen Mandarin in den Wolken zeigt, welcher durch ein Fernrohr zusieht.

(Wasser.) Der Genuß eines andern als des gewohnten Wassers hat auf Pferde solche Einwirkung gehabt, daß in manchen Fällen sogar der Verlust des Sieges bei einem Wettrennen mit großer Wahrscheinlichkeit diesem Umstande allein zugeschrieben worden ist. Deshalb pflegen denn auch manche sehr vorsichtige Pferdezüchter in England bei einer wichtigen Wette eine gehörige Quantität von dem Wasser mitzunehmen zu lassen, an das ihre Pferde gewöhnt sind.

(Der Einfluß der Musik.) In Southey's „Geschichte von Brasilien“ liest man, Nolrega (ein Jesuit) hatte eine Schule errichtet, in welcher er die eingeborenen Kinder, die Waisens aus Portugal und die Nestigen unterrichtete, unter andern auch im Singen. Dies letztere hatte die beste Wirkung, denn die Eingeborenen liebten die Musik so leidenschaftlich, daß Nolrega endlich die Hoffnung hegte, durch Gesang die Heiden Brasiliens belehren zu können. Er nahm meist vier bis fünf seiner kleinen Chorsänger mit, wann er auszog, um zu predigen; näherte er sich einem Dorfe, so trug einer der Knaben das Kreuz voran und die Andern begannen ihren Gesang. Die Wilden wurden durch die Stimme der Zauberer gewonnen; sie nahmen sie freudig auf und wenn er sich wieder entfernte, zogen ihm viele Kinder nach. Er setzte den Katechismus, den Glauben und die gewöhnlichen Gebete in Musik und das Vergnügen, singen zu lernen, war eine so große Versuchung, daß die Kinder ihren Aeltern davon liefen, um sich zu dem Prediger zu begeben. — Als der Sultan Amurath Bagdad genommen hatte, sollten 30,000 Perser hingerichtet werden, obwohl sie sich unterworfen und ihre Waffen niedergelegt hatten. Unter den unglücklichen Opfern befand sich ein Musiker, welcher den Henker ersuchte, ihm zu gestatten, einen Augenblick mit dem Sultan zu sprechen. Er kam vor denselben und durfte eine Probe seiner Kunst ablegen. Er nahm eine Art Lyra mit sechs Saiten und sang dazu die Einnahme Bagdads und den Triumph Amuraths. Die schmelzenden Töne rührten selbst den Sultan, der den Künstler fortfahren ließ, bis er endlich von der Harmonie so überwältigt wurde, daß ihm Thränen des Mitleides in die Augen traten und er nicht bloß seinen grausamen Befehl zurücknahm, sondern auch allen Gefangenen die Freiheit gab. — Der berühmte Componist Stradella wurde einst von drei Banditen überfallen, die erkaufte waren, ihn zu ermorden, glücklicher Weise aber Sinn für die Musik hatten. Während sie auf die günstige Gelegenheit warteten, ihren Plan auszuführen, traten sie in die Kirche, als eben ein Oratorium von Stradella gesungen wurde und die Musik machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie ihren Plan aufgaben und den Componisten selbst von der Gefahr unterrichtete-



ten, in welcher er schwebte. — Bekannt ist die heilsame Wirkung der Musik auf Wahnsinnige, weshalb sie in manchen Heilanstalten für Geisteskranke regelmäßig als Mittel zur Wiederherstellung der Unglücklichen angewendet wird z. B. in der Salpetrière bei Paris.

(Eine normännische Wette.) Ein Metzger in Caen hatte in der Nähe der Stadt ein Kalb gekauft; eine halbe Kanne Eider besiegelte den Handel und der Metzger bemerkte im Gespräch unter anderm scherzweise, er gedenke das Kalb bei hellem Tage in die Stadt zu schmuggeln, vor der Thorabgabe öffentlich vorüber zu gehen und doch nichts zu bezahlen. Der Verkäufer erklärte dies für unmöglich und es kam deshalb zur Wette, wobei sich der Fleischer blos die Bedingung ausbat, daß der Verkäufer ihm auf eine Stunde seinen Hund leihe. Diesen Hund steckte er in einen großen Sack, nahm denselben auf die Achsel und ging so nach der Stadt zu. Als er das Thor erreichte, erklärte er, er habe nichts zu bezahlen, weil in dem Sack nichts als ein Hund sei, den er eben gekauft habe und so trage, damit derselbe den Weg zu dem frühern Herrn nicht wieder finden möchte. Der Einnehmer wollte dies nicht glauben und verlangte den Hund zu sehen. Der Metzger mußte deshalb den Sack öffnen; der Hund benutzte natürlich die Gelegenheit und lief davon. Der Metzger eilte ihm nach und suchte dabei fürchterlich. Nach einer Viertelstunde erschien er endlich wieder an dem Thore mit dem Sack auf der Schulter. „Sie haben mir viel Noth gemacht,“ sagte er zu dem Einnehmer, der ihn ohne weiteres gehen ließ. Der Metzger hatte aber diesmal das Kalb im Sack.

(Der Name des chinesischen Kaisers.) Der wirkliche Name des Kaisers von China ist selten oder nie bekannt. Bei der Thronbesteigung nimmt er einen Namen an, bei dem er, wenn von ihm die Rede ist, genannt werden muß; denn wer zufällig oder wissentlich den wahren Namen ausspricht oder niederschreibt, begeht ein Verbrechen, das mit dem Tode und mit Confiscation des Vermögens bestraft wird. Ein Gelehrter, der zufällig das Wort „Ming“ (wie der damals regierende Kaiser eigentlich hieß) in einem seiner Werke gebraucht hatte, wurde mit seinem Sohne hingerichtet, während man seine Frau und Töchter, nebst den andern Gliedern seiner Familie, verbannte und das Vermögen Aller einzog.

(Ein Abenteuer in Mexico.) Der französische Bildhauer Cayol reiste mit etwa fünf oder sechs Personen in ziemlicher Entfernung von der Hauptstadt Mexicos und zwar in dem ärmlichsten Aufzuge, um die Habucht und Plünderungslust der Eingeborenen nicht zu reizen. Nachdem sie mehrere Nächte unter Bäumen, in Büffelhäute eingehüllt, geschlafen hatten, bemerkten sie eines Tages endlich ein ziemlich großes Gebäude, das sie sogleich für die Wohnung von Indianern erkannten. Sobald sie das Haus erreicht hatten, suchte sich jeder ein Plätz-

chen aus, um schlafen zu können. Cayol hatte den Einfall, sich auf einen massiven Tisch ohne alle Verzierung zu legen, wählte aber damit das gefährlichste Lager, denn kaum hatte er sich ausgestreckt und die Augen geschlossen, um sich dem Schlafe zu überlassen, als er einen eisgrauen Indianer auf sich zukommen sah, der den häßlichsten Anblick gewährte und sich in einen Strom von Verwünschungen und Drohungen ergoß. Die Indianer waren, wie es schien, noch Anbeter der Sonne und der Tisch, auf welchem Cayol lag, diente ihnen zu gleicher Zeit als Altar und Tempel. Der Fremde hatte dieses Heiligthum entweiht und Alle stürzten auf ihn, legten ihm einen Strick um den Hals und zogen ihn aus dem Hause hinaus, um ihn an einem Baume aufzuknüpfen. Dies konnte aber nicht ohne die gehörigen Ceremonien geschehen und die Wilden führten deshalb die seltsamsten Tänze um den unglücklichen Franzosen her aus. Nur ein Wunder konnte denselben retten und das Wunder geschah. Unter der Reisegesellschaft befand sich ein Kaufmann aus Mexico, der etwas von der Sprache der Indianer verstand und diesen in den grellsten Farben die Rache schilderte, die sie auf sich ziehen würden, wenn sie den Fremden umbrächten. Dies machte nach einiger Zeit Eindruck auf die Wilden und sie nahmen sich vor, dem Unglücklichen zwar das Leben zu schenken, ihn aber auf andere Weise fühlbar zu züchtigen. Dies geschah, indem sie ihm eine große Anzahl Hiebe auf die Fußsohlen gaben. Die Folge davon war, daß der Künstler in ein hitziges Fieber versiel. Seine Reisegefährten wickelten seine Füße in das Fell eines frisch geschlachteten Schafes, banden ihn auf ein Maulthier und brachten ihn so nach Vera Cruz, wo er lange lag ehe er genas. So eifrig aber war der Trieb in ihm, Wilde in Thon zu modelliren — denn aus diesem Grunde zog er im Lande umher — daß er gleich nach der Heilung sich von neuem in die Wildniß wagte.

### Generalcorrespondenz.

Die berühmte Laffarge befindet sich in dem Zuchthause zu Montpellier und sie weigerte sich, die Gefangentracht anzulegen. Man mußte Gewalt brauchen, um ihr die bestimmte Kleidung anzuziehen; im Anfange sträubte sie sich gewaltig und schrie aus Leibeskräften, bis sie endlich in Ohnmacht fiel. In diesem Zustande wurde ihr der Rock angelegt. Sie soll mehrere Briefe an die königliche Familie geschrieben haben, um die Gunst zu erlangen, von dieser Gefangentracht befreit zu bleiben, aber kein Brief kommt aus diesem Hause hinaus. In Folge jenes Vorfalles ist die so viel besprochene Verbrecherin schwer erkrankt. Anfangs hatte man ihr Bücher, Zeitungen, einen Stickerahmen u. geschickt, aber alles wurde ihr weggenommen und sie behielt nichts als die Bibel. Der Verleger ihrer „Memoiren“ schrieb an sie, um sich das Manuscript zu dem dritten Bande zu erbitten, die sie beendet hat; aber der Brief ist ohne Resultat geblieben, da die Beurtheilten durchaus nichts drucken lassen dürfen. Ihre Beschäftigung besteht ausschließlich darin, zu spinnen, Samaschen und Hemden für die Soldaten zu nähen. —



Charles Dickens, der so schnell berühmt geworden, geht auf ein halbes Jahr nach America, um mit einem dortigen Buchhändler zu unterhandeln und den Nachdruck seiner Schriften zu verhindern, was bei ihm wohl der Mühe werth sein dürfte. Dickens besitzt bereits das Vermögen Walter Scotts und um nicht, wie dieser, durch die Schuld eines Andern Alles wieder zu verlieren, giebt er seine Schriften auf eigene Rechnung heraus. Es sind erst ein Paar Jahre vergangen, als er wöchentlich von dem Buchhändler Bentley ein Paar Guineen erhielt, und jetzt besitzt er ein eigenes palastähnliches Haus, eine zahlreiche elegante Dienerschaft, nebst Wagen und Pferden. — Ein anderer schnell reich gewordener junger englischer Schriftsteller ist Harrison Kinsworth, der Verfasser von „Jack Sheppard“, „Guy Fawkes“ etc., der großen Aufwand macht und den man fast zu jeder Tageszeit in seiner eleganten Equipage in London umherfahren sehen kann, da er nur im Wagen zu dichten vermag. —

In London wurde kürzlich ein berühmtes Pferd, Ballin-keele, für zweitausend Guineen verkauft. —

Ein Arbeiter in einer Glasfabrik hat sich aus weißem Glase einen Sarg verfertigt. Die Wände sind  $\frac{1}{2}$  Zoll stark; den Deckel ziert ein Totenkopf von blauem Glase, und am Fuße des Sarges steht der Name des Verfertigers. —

Bei einer kürzlich in Paris stattgefundenen Gemäldeauktion (der Galerie des Grafen von Perregaux) zeigte es sich von neuem, daß sich die leidenschaftliche Liebhaberei für die Werke gewisser Meister der holländischen Schule immer höher steigert, vor allen für die Werke Hobbemas und Cuyps. So wurde in der erwähnten Auktion ein reich mit Laubholz umgebenes Bauernhaus von Hobbema mit 23,000 Fres., und ein Bild von Cuyp, sieben ruhende Kühe auf der Weide, mit 18,000 Fres. bezahlt. Der Spion von Bouvermann wurde bis auf 35,000 Fres. hinauf getrieben und so hielten sich alle holländischen Gemälde in hohen Preisen. Die Italiener wurden nicht so gut bezahlt; ein weibliches Portrait von Paul Veronese ging für 2510 Fres. weg. Gut bezahlt wurden auch alte französische Bilder z. B. ein Amor von Greuze mit 7500, eine Psyche von demselben mit 8550 Fres. Der ganze Ertrag der Galerie, die allerdings zu den ausgezeichnetsten gehörte, belief sich auf 441,828 Fres. Die Hauptstücke kamen, wie gewöhnlich, in die Hände englischer Händler. —

Der ausgezeichnete Componist Felix Blangini ist gestorben. —

Ein eigenthümlicher Prozeß, wahrscheinlich der erste in seiner Art, beschäftigt die Advokaten und das Publicum von Nantes und Bourbon-Vendée. Es handelt sich um einen Meteorstein, den der Maire der Gemeinde, in welcher er fiel, in Anspruch nimmt, weil er auf sein Feld fiel. Derjenige aber, der ihn von den Arbeitern kaufte, die ihn fallen sahen, will ihn nicht herausgeben und behauptet, er sei sein wohlverworbenes Eigenthum. Wer hat nun recht? —

Vor einigen Tagen wurde in Paris die neue fünfactige Oper von St. George und Halevy „die Königin von Cypern“ zum ersten Male und zwar mit dem glänzendsten Erfolge aufgeführt. Ihr Inhalt ist kurz folgender: Gerard de Coucy, ein französischer Ritter, hat sich in Venedig in Catarina Cornaro, die Nichte des Patriziers Andrea, verliebt, auch die Hand derselben erhalten und die Vermählung soll statt finden. Ein Mitglied des Rathes der Zehn aber begiebt sich zu Andrea und giebt ihm zu verstehen, daß dieser Vermählung politische Gründe entgegen ständen, Catarina sei nämlich durch die venetianische Politik zur Gemahlin Lusignans, des Königs von Cypern, bestimmt. Der arme Andrea sieht sich also genöthiget, sein Gerard de Coucy gegebenes Wort zurück zu nehmen, der während des ersten und zweiten Actes trostlos ist. Im dritten Acte besinden wir uns in Cypern; die neue Königin wird erwartet. Bei einem Festmahle erfährt Moccenigo, derselbe, welcher Andrea bestimmte, sein Wort zurück zu nehmen, Gerard de Coucy sei auf Cypern angekommen und im Palaste selbst erschienen; er sendet deshalb seine Ebirren aus, die den armen Gerard ermordet haben würden, wäre ihm nicht ein Ritter zu Hilfe gekommen. Dieser Ritter ist der König selbst, Lusignan, der Nebenbuhler Gerards, der ihn nicht kennt, weil er sich entfernt, ohne seinen Namen nennen zu wollen. Im vierten Acte landet die junge Königin unter Festen und Jubel; in dem Augenblicke aber, als der König ihr entgegen tritt, um ihr die Hand zu reichen, stürzt sich ein Mann auf ihn, um ihn zu ermorden. Lusignan erkennt den, welchen er von den Mördern befreite, und Gerard erkennt auch seinen Retter. Im fünften Acte sind zwei Jahre vergangen. Catarina lebt traurig neben ihrem Gemahl, dessen Gesundheit wankt und Gerard hat Cypern verlassen. Aber er kommt zurück und meldet der Königin, daß das Leben Lusignans bedrohet sei, denn Moccenigo hat Lusignan vergiften lassen und stiftet einen Aufstand an. Gerard und der dem Tode nahe König gehen zum Kampfe; die Venetianer werden zurückgetrieben, aber Lusignan fällt, nachdem er Gerard verziehen hat, der nach Rhodus zurückkehrt. Die Königin zeigt ihren Sohn dem Volke und das Volk ruft: es lebe unser König, Catarina! — Die Oper ist pomphaft ausgestattet, doch hat man dem Dichter den Vorwurf gemacht, daß er zu häufig den Pomp der katholischen Kirche auf die Bühne bringe. Die Musik soll reich an schönen Gedanken sein und wird der „Jüdin“ an die Seite gestellt. Jedensfalls macht die Oper bald die Kunde durch Europa. —

Ein bereits in der vierten Auflage zu Gotha erschienenenes Allgemeines Kochbuch vom Hofkonditor Cuper darf den Hausfrauen als reichhaltig und sehr verständlich empfohlen werden. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 3.

1842.

Preis für circa 103 hohe Quartbogen mit circa 64 Illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Modes-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde u. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Schwiegersohn.

Novelle von Charles de Bernard.

(Fortsetzung.)

— „Ich habe diese Kränkung verdient,“ sprach Madame Bailleul düster, „aber ein Mann von Ehre würde mir dieselbe erspart haben.“

„Die Ehre ziemt sich für die Frauen ebensowohl wie für die Männer,“ fuhr Laboissière fort; „vergessen Sie nicht, daß alle diese großen Worte zweischneidige Waffen sind und daß man sich verwundet, wenn man sie ungeschickt handhabt. Was soll diese Scene eigentlich bedeuten? Zu welchem Zwecke befinden Sie sich hier und wohin zielen Sie?“

Madame Bailleul, die gegen ihren Mann, ihre Tochter und ihren Schwiegersohn so gebieterisch auftrat, schien allmählig ihre ganze Energie dem Manne gegenüber zu verlieren, dem ihre Schwachheit Rechte gegeben hatte, welche er unbarmherzig benutzte.

— „Sie lieben Adolphen,“ sprach sie mit kaum vernehmlicher Stimme.

„Wer trägt die Schuld davon?“ entgegnete er lakonisch.

— „Sie gestehen es?“

„Ich schwöre es Ihnen zu. Ich möchte es Ihnen allerdings verheimlichen, aber zu dieser Stunde, an diesem Orte und in der Schlinge, die Sie mir gestellt haben, gefangen, kann ich keine Lüge ersinnen, die glaubwürdig wäre. Ich gestehe also aufrichtig meine

Schuld, ohne aber die ganze Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, denn ein Theil davon fällt auf Sie.“

— „Auf mich?“

„Auf Sie. Sie klagen mich an, erlauben Sie, daß ich mich rechtfertige. Wer hat in den drei Jahren, die ich Ihre Fesseln trage, mir immer gerathen, mich in Ihre Tochter verliebt zu stellen? Waren Sie es nicht? Der Rath war vortrefflich und ich habe ihn befolgt. Was geschah? Etwas sehr Einfaches, was Sie hätten voraussehen sollen; die Rolle, die ich Ihnen zu Gefallen spielen mußte, gefiel mir zuletzt und so kam ich endlich dahin, wo Sie mich sehen.“

— „Sie wagen also zu sagen, daß Sie Adolphen lieben?“ sagte Madame Bailleul, indem sie ein kleines Papiermesser, das sie mechanisch von dem Tische genommen hatte, in der Hand herum drehete.

„Es ist ein Glück für mich, daß dies kein Dolch ist,“ sprach Laboissière mit spöttischem Lächeln.

Madame Bailleul zerbrach das niedliche Elfenbeinmesser und warf die Stücke an den Boden.“

— „Der Dolch ist eine sehr mäßige Rache,“ sagte sie; „er tödtet zu schnell.“

„D es giebt auch langsam wirkendes Gift,“ entgegnete Laboissière persiflirend.

— „Trotz Ihrer Klugheit werden Sie doch nie eine Frau lehren, wie sie sich rächen soll. Rechnen Sie auf den Haß, den ich Ihnen seit heute Morgen geschworen habe. Fürchten Sie weder Dolch noch Gift, aber Ihren Ruin, Ihre Schande. Ehe ein Monat



vergeht, werde ich Sie vernichtet haben, wie dieses Messer."

Laboissiere hob die beiden Elfenbeinstücke auf und betrachtete sie einen Augenblick mit erheuchelter Kengstlichkeit.

"Wissen Sie, daß Sie mich ängstlich machen?" sagte er. "Sollte ich wirklich, ohne es zu wissen, eben so zerbrechlich sein?"

— "Lachen Sie immer," entgegnete Madame Bailleul, "lachen Sie immer, die Andern werden später lachen."

"Wenn ich lache, Madame, so geschieht es nur aus Artigkeit und um Ihren Scherzen die Ehre zu erzeigen, die sie verdienen."

— "Meine Scherze?"

"Welchen andern Namen soll ich Ihren Drohungen geben? Sie verlangen doch gewiß nicht, daß ich sie ernstlich nehmen soll."

— "Sie sind ganz ernstlich," entgegnete die gekränkte Frau.

"In diesem Falle haben Sie die Güte, dieselben etwas deutlicher auszudrücken. Ich will, um Ihnen eine Gefälligkeit zu erzeigen, an allen Gliedern zittern; aber ich möchte vorher gern wissen, warum."

Madame Bailleul warf auf den insolenten Menschen einen Blick, in welchem der Haß funkelte, der oft auf eine verbrecherische Liebe folgt und die unbarmherzigste Strafe derselben ist.

— "Weil ich schwach war, haben Sie mich für blind gehalten," sprach sie langsam; "weil ich Ihnen zwanzig Male meine Anhänglichkeit und Zuneigung bewiesen, trauen Sie mir gar keinen Verstand zu. Da Sie an Betrügerei gewöhnt waren, so sahen Sie in Ihrer Wohlthäterin, — schweigen Sie, es ist dies für eine Frau ein sehr beklagenswerther Name und ich schäme mich seiner, aber er läßt sich weder von mir noch von Ihnen abläugnen; — Sie sahen in Ihrer Wohlthäterin ebenfalls nur eine Betrogene. Sie begreifen nicht, daß eine Frau einen Mann lieben kann, den sie nicht zu achten vermag; erfahren Sie es jetzt, wenn Sie es noch nicht wissen. Erfahren Sie, daß ich mich seit dem Tage, da Sie das erste Mal bei uns erschienen, über Ihre Lage nicht einen Augenblick getäuscht habe. Ihre Handlungspeculationen, die ehrbaren Namen, die Sie voranstellen, das Ansehen, dessen Sie sich rühmen, der scheinbare Luxus, mit dem Sie sich umgeben, Alles ist Lüge und Trug. Sie sind nichts, Sie haben nichts, — doch nein, ich irre mich, Sie haben

Ihre Industrie. Freilich mischt sich bisweilen die Polizei hinein."

— "Madame!" rief Laboissiere indem er aufsprang.

"Bleiben Sie sitzen, ich habe noch nicht Alles gesagt," fuhr Madame Bailleul fort, deren Muth mehr und mehr wuchs; "ich kannte Sie also und liebte Sie leider doch. Ich hoffe, dieses Vergehen wird mir verziehen werden, denn es trägt seine Strafe in sich selbst. Da ich errieth, wie es mit Ihnen stand, so förderte ich Ihren Plan mit grenzenloser Selbstverläugnung; ich habe durch unermüdlige Anstrengung Ihren Lügen Glauben und Wahrscheinlichkeit verschafft. Um Ihre Willen setzte ich mein Vermögen auf das Spiel; habe ich nicht meinen Mann vermocht, Ihnen einen Theil der Mitgift unserer Tochter zu geben? Heute noch war ich bereit, diese unverzeihliche That zu erneuern. Dies Alles habe ich für Sie gethan und nun vergelten Sie mir auf solche Weise. Doch Gott ist gerecht, ich verdiene die Strafe."

Madame Bailleul verhüllte von neuem das Gesicht mit beiden Händen und schwieg einen Augenblick. Laboissiere blieb vollkommen kalt und gleichgiltig.

"Sie weinen?" sagte er. "Im Interesse Ihrer Schönheit und namentlich ihres Teints muß ich Ihnen bemerken, daß Sie unrecht daran thun."

— "Ja, ich vergaß meine Schminke!" entgegnete sie ironisch, während sie ihr Taschentuch auf die Augen drückte. Dann fuhr sie fort: "Jetzt habe ich Ihnen nur noch zu sagen, daß ich noch größeren Eifer aufbieten werde, Sie zu vernichten, als ich zeigte, Ihnen behilflich zu sein. Am Herzen sind Sie unverwundbar, denn Sie haben keines, ich werde meine Angriffe also auch nicht dahin wenden."

"Bedrohen Sie mein Vermögen?" fragte Laboissiere mit sorglosem Lächeln.

— "Ihr Vermögen! Ich brauche nur meine Hand zurückzuziehen und der Bau stürzt zusammen."

"Das werden Sie nicht thun."

— "Ich habe es schon gethan."

"Wirklich?"

— "Ich hatte Ihnen für morgen zehntausend Francs zugesagt."

"Ich rechne darauf."

— "Sie irren sich und ich rathe Ihnen, das Geld anderswo zu suchen."

Laboissiere richtete den Kopf noch stolzer empor als vorher. "Ich sehe mit Vergnügen," entgegnete er,



„daß wir endlich auf die Hauptsache gekommen sind. Da bisher nur Vorwürfe, Seufzer, Schluchzen, Vermuthungen und andere Redefiguren Ihre Beredsamkeit ausschließlich nährten, so mußte ich mich mit der passiven Rolle eines Zuhörers begnügen, denn ich bin durchaus nicht im Stande, mit Thränen und Nerven-zufällen mit Ihnen zu kämpfen. Jetzt, da endlich die wahre und positive Discussion eröffnet ist, werden Sie mir hoffentlich erlauben, auch ein Wörtchen mitzureden. Schenken Sie mir also einen Augenblick Aufmerksamkeit und folgen Sie meiner Auseinandersetzung.“

Laboissière schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „ich befinde mich hier unter zwei Gestalten, als Weltmann und als Geschäftsmann. Unter dem ersten Gesichtspunkte habe ich Sie gekränkt und ich erkenne es an. Behandeln Sie mich als Treulosen und Undankbaren, nennen Sie mich einen Don Juan und Lovelace, ja erdolchen Sie mich, ich habe es verdient. Als Geschäftsmann stehe ich anders da; als solcher erkenne ich Ihre Jurisdiction durchaus nicht an und verweigere Ihnen jedes Recht auf mein Portfeuille. Ich unterscheide streng zwischen dem Menschen und dem Speculanten und behaupte, daß der letztere die Vergehungen des erstern durchaus nicht zu büßen habe. Morgen wird Herr Chaudieu zu mir kommen, um in seinem Namen und in dem seines Schwiegervaters Actien zu meinen Dampfschiffen zu nehmen. Sie werden die Güte haben, sich dem Abschlusse dieses Geschäftes in keiner Weise zu widersetzen.“

„Chaudieu wird nicht gehen!“ antwortete Madame Bailleul.

— „Er wird kommen.“

„Ich werde es ihm untersagen.“

— „Und ich verbiete Ihnen, einen Wort über diesen Gegenstand mit ihm zu sprechen.“

Laboissière war bei diesen Worten aufgestanden. Die Arme auf der Brust übereinandergeschlagen, den Kopf keck zurückgeworfen, sah er die Frau durchbohrend an, die vergessen hatte, daß sie schwach gewesen war, und ihm jetzt widerstehen wollte.

— „Sie wollen es,“ fuhr er fort, „ich verbiete Ihnen, von meinen Angelegenheiten mit Ihrem Schwiegersohne, mit Ihrem Gatten, mit irgend Jemandem zu sprechen, und wehe Ihnen, wenn Sie gegen das Verbot handeln. Sobald Sie meine Unklugheit erwähnen, erzähle ich die Ihrige. Haben Sie Alles vergessen? Mein Vermögen, sagen Sie, liegt in Ihrer Hand? Liegt nicht Ihre Ehre in der meinigen? Führen Sie

den Streich gegen mich, so werde ich Ihnen nichts schuldig bleiben. Wissen Sie nicht, daß ich bloß ein Wort auszusprechen brauche, um Ihren Ruf zu vernichten? Ich bin ein Industrieritter, was aber sind Sie?“

„Eine unglückliche Frau,“ sprach Madame Bailleul seufzend.

— „Sie wissen, daß ich dreiundvierzig Briefe von Ihrer Hand besitze.“

„Sie haben dieselben nicht verbrannt, wie Sie mir doch bei Ihrer Ehre schwuren?“ sagte Madame Bailleul erbleichend.

— „Sie sagen ja, ich besitze keine Ehre; wie konnten Sie diesem Schwure glauben? Nein, Madame, ich habe die Thorheit nicht begangen, Ihre Briefe zu vernichten; der heutige Tag beweiset, daß ich wohl that. Ihre Briefe sind keine solchen, die man verbrennt; wenn einmal der Tag kommt, an welchem sie der Dessenlichkeit übergeben werden, machen sie gewiß das größte Aufsehen.“

„Ich kannte Sie noch nicht ganz,“ sagte die Mutter Adolphinens, die, durch die letzte Drohung gleichsam wie vernichtet, auf einen Stuhl sank.

Laboissière schwieg einen Augenblick, als wollte er ihr Zeit lassen, sich zu erholen und ihm zu antworten. Da sie jedoch in ihrem schmerzlichen Schweigen verharrte, so trat er an den Spiegel, strich mit den Fingern durch das Haar, glättete den Schnurrbart, zupfte die Cravate gerade und betrachtete endlich den Zeiger an der Uhr.

— „Schon ein Uhr!“ sprach er. „Wie schnell die Zeit in Ihrer Gegenwart vergeht. Ich habe diesen Morgen viel zu arbeiten und Sie mit Ihrer Migräne thun ebenfalls unrecht, so lange aufzubleiben. Ich sage Ihnen also ohne Groll und Bitterkeit. Erinnern Sie sich meines Ultimatum's, Frieden oder Krieg, wie Sie wollen, aber stets wird mir es leid thun, wenn ich einer Dame Schmerz bereiten muß. Herr Chaudieu hat mir versprochen, Mittags ein Uhr bei mir zu sein. Kommt er nicht oder bemerke ich etwas in seinem Benehmen, daß Sie mit ihm gesprochen haben, so schließe ich daraus, daß Sie Ihre sentimentale Correspondenz gedruckt sehen wollen. Bis dahin erlauben Sie mir, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen.“

Nach diesen Worten ging er nach dem Fenster zu; ehe er aber hinter den Gardinen verschwand, drehete er sich noch ein Mal um und sagte:

„Eben fällt mir ein, daß ich übermorgen bei Ih-



nen Speise. Ich werde mich pünktlich einfinden und hoffe, daß die kleine Wolke von heute Sie nicht hindern wird, mich mit dem freundlichen Wohlwollen zu empfangen, mit dem Sie mich bisher immer beehrt haben.

Madame Bailleul antwortete nichts und Laboissière war im nächsten Augenblicke verschwunden.

## 5.

Madame Bailleul blieb noch lange unbeweglich an der Stelle stehen, wo er sie verlassen hatte, und überdachte noch ein Mal die Einzelheiten des Kampfes, in dem sie so gänzlich überwunden worden war. Endlich raffte sie sich mit Gewalt auf, zog mit einem Frösteln ihren Shawl dichter um die Schultern und verließ das Zimmer. Nichts verrieth, daß Jemand Zeuge ihrer Schande gewesen war, denn Chaudieu hatte sich entfernt, ohne eine Spur von seiner Anwesenheit zurückzulassen. Sie fand alle Thüren offen, wie sie dieselben verlassen, kaum aber war sie in ihrem Zimmer angekommen, als die Kräfte sie gänzlich verließen. Adolphine hatte sich nach dreistündiger Angst endlich auf das Sopha gelegt; als sie die Thüre ihres Gefängnisses öffnen sah, machte sie keine Bewegung und sprach kein Wort, sondern wartete stolz die stürmische Erklärung ab, die ihr ohne Zweifel bevorstand.

Mutter und Tochter schwiegen eine Zeit lang. Obgleich Adolphine die Schwachheit ihrer Mutter nicht ahnte, so fühlte sie doch, daß sie in ihr eine strenge und partiische Richterinnen finden würde, und als ihr endlich das Schweigen ihrer Mutter zu peinlich wurde, begann sie:

„Darf ich mich nun in mein Zimmer hinunter begeben?“

Madame Bailleul dachte in diesem Augenblicke: „Wenn er sich noch nicht entfernt hätte, wenn er in das Zimmer zurückgekehrt wäre!“

„Ich erwarte Deine Befehle,“ sprach Adolphine nach einiger Zeit, da sie sah, daß die Mutter ihr nicht antwortete.

Endlich entgegnete diese mit einem misstrauischen Blicke: „Du weißt, daß ich krank bin; könntest Du nicht eine Nacht bei Deiner Mutter wachen?“

„Wenn man krank ist, legt man sich zur Ruhe,“ antwortete Madame Chaudieu verdrüsslich.

— „Das werde ich sogleich thun.“

Die beiden Frauen verbrachten so die Nacht bei einander ohne weiter ein Wort zu sprechen. Bei dem

Grauen des Morgens endlich erlaubte die Mutter ihrer Tochter sich zur Ruhe zu begeben, und einige Stunden später trat Bailleul in das Zimmer seiner Frau, um den Sturm über sich losbrechen zu lassen.

„Da siehst Du die Folgen Deines gestrigen Streites mit mir vor Dir,“ sagte Madame Bailleul. „Du kannst zufrieden sein.“

— „Aber liebe Frau,“ entgegnete Bailleul demüthig, „erinnerst Du Dich nicht, daß ich einwilligte, Deinen Wunsch zu erfüllen? Laboissière soll die 10,000 Francs haben.“

Madame Bailleul schauderte bei diesem gefürchteten Namen und entgegnete: „Wer hat Dir gesagt, daß Du das Geld so schnell aus den Händen geben sollst?“

— „Du selbst, wenn ich mich recht erinnere,“ antwortete der verwunderte schüchterne Ehemann.

„Von der Zeit war durchaus keine Rede. Du verstehst meine Worte immer verkehrt.“

— „Nun, es ist noch nichts geschehen,“ sprach Herr Bailleul etwas erleichtert; „wenn Du Dich anders besonnen hast, so brauchst Du nur ein Wort zu sagen und ich schreibe dem Herrn Laboissière, er möge auf unser Geld nicht rechnen.“

„Wer spricht davon?“ entgegnete Madame Bailleul, die sich der Drohungen des Gefürchteten erinnerte.

— „Du weißt, daß ich für meinen Theil unser Geld gern behielte, zumal da sich Chaudieu in den Kopf gesetzt hat, für 50,000 Francs Actien zu nehmen. Ich setze zwar kein Mißtrauen in Laboissière, aber...“

„Chaudieu kauft Actien von ihm?“ rief Madame Bailleul, indem sie sich rasch aufsetzte.

— „Für 50,000 Francs. Hat er Dir nichts gesagt?“

„Wann soll der Kauf geschehen?“

— „Heute. Chaudieu will eben fortfahren.“

„Rufe ihn; er soll sogleich zu mir kommen,“ gebot Madame Bailleul in so seltsamem Tone, daß ihr Mann, statt zu gehorchen, mit offenem Munde vor ihrem Bette stehen blieb.

„Bist Du noch nicht fort?“ fragte sie mit einem durchbohrenden Blicke.

— „Ich gehe sogleich,“ antwortete Herr Bailleul, während er sich auf den Weg machte.

„Chaudieu soll allein kommen,“ rief sie ihm noch nach.

In den neun oder zehn Minuten, welche vor der Ankunft ihres Schwiegersohnes vergingen, warf Ma-



dame Bailleul einen forschenden Blick in den Abgrund, an dessen Rande sie stand; aber sie fand kein Mittel, dem Sturze zu entgehen, und faßte einen gewaltsamen Entschluß, wie ihn die Nothwendigkeit oft an die Hand giebt.

„Jetzt lese ich in der Seele des Elenden,“ dachte sie bei sich; „das Geld ist sein Gott. Als er sich an mein Herz wendete, suchte er unser Vermögen; jetzt, da er mir Befehle vorschreiben zu können glaubt, genügt ihm unser Besitzthum nicht und er strebt sogar nach dem Vermögen meines Schwiegersohnes. Adolphine soll ihm als Werkzeug dienen, wie er sich meiner bedient hat. Arme Thörin, die sich geliebt wähnt! Hat er mich geliebt? Wenn die Briefe in seinen Händen bleiben, sind wir verloren. Mit diesem Dolche bewaffnet, ist ihm mein Gehorsam immer gesichert. Welche Frau schwankt, wenn sie zwischen Armuth und der Schande zu wählen hat? Ich muß diese Briefe wiederhaben und kostete es nicht bloß Gold, sondern Blut.“

In ihren Augen, wie in denen gar vieler Frauen war ein Duell ein unfehlbares Mittel, eine allmächtige Panacee und sie ersah sich ihren Schwiegersohn aus, dieses Mittel in Anwendung zu bringen. Ihre Briefe sollten der Einsatz bei diesem Spiele sein. Der Himmel, glaubte sie, würde die gute Sache schützen und der verwundete Laboissière die Briefe ohne Umstände herausgeben.

Bei dem Spiele, zu dem sie die Karten mischte, konnte ihr ehemaliger Geliebter den Tod finden; aber die Wunde, die sie von ihm erhalten hatte, schmerzte zu heftig, als daß sie vor dem Gedanken an die äußerste Rache zurückgewichen wäre. Rochefoucauld sagt, wenn man die Liebe nach den meisten ihrer Wirkungen beurtheilt, gleiche sie mehr dem Hasse als der Freundschaft. Diese Reflexion erlangt eine schlagende Wahrheit nach Stürmen gleich denen, welche wir über dem Haupte der Madame Bailleul ausbrechen sahen.

In dem gegenwärtigen Augenblicke haßte Madame Bailleul Laboissière wenigstens eben so sehr, als sie ihn vorher geliebt hatte, und sie kümmerte sich also wenig um die Gefahr, der er ausgesetzt sein könnte. Es blieb nur noch die eigenthümliche Ansicht Chaudieu's zu berücksichtigen, der vielleicht keinen großen Eifer zeigte, den Streit einer andern Person zu seinem eigenen zu machen; aber darüber ging Madame Bailleul schnell hinweg. Ihren Schwiegermutterideen nach war ein Schwiegersohn ein nicht eben angenehmes, aber in der Wirthschaft nütliches Meubel von Fleisch und Knochen,

das zu manchen Zwecken im Hause gebraucht werden konnte, wie z. B. zum Vorschneiden bei Tische, zum Tragen des Shawls oder Mantels, zum Bestellen des Wagens, zum Vorlesen der Zeitung, zum vierten Manne bei einer Whistpartie u. s. w. Bei ungewöhnlichen Vorfällen konnte ihm auch eine höhere Bestimmung bevorstehen; bei Geldmangel durfte er Vorschüsse machen und wenn ein unartiger Gegner erschien, hatte er das Recht und die Pflicht, ihm mit Gefahr für seinen eigenen den Hals zu brechen, Alles zu größerem Ruhme der Familie. Chaudieu hätte sehr ungalant sein müssen, wenn er Umstände gemacht hätte, die Pflichten seines Standes bereitwillig zu erfüllen. Madame Bailleul war auch über diesen Punkt ganz unbesorgt und sie erwartete deshalb mit einer gewissen Ruhe die Ankunft ihres Ritters.

Chaudieu erschien bald. Seine Haltung war gelassen, sein Gesicht sorglos wie gewöhnlich. Während er langsam näher trat, betrachtete ihn Madame Bailleul mit stehendem Blicke.

„Haben Sie mir Aufträge für Paris mitzugeben?“ fragte er, indem er einige Schritte von dem Bette stehen blieb.

— „Ich will über andere, ernstere Dinge mit Ihnen sprechen,“ begann Madame Bailleul; „vor Allem aber schwören Sie mir bei Ihrer Ehre, Niemandem von diesem Gespräche etwas mitzutheilen, Niemandem, hören Sie? nicht einmal Ihrer Frau.“

„Diese Empfehlung ist ganz unnöthig, ich weiß schon, daß man den Frauen nur das sagen darf, was man schon aufgegeben hat.“

— „Sind das Ihre Grundsätze?“ fiel die Mutter Adolphinens ein, verwundert über diese Antwort, die mit der ehelichen Fügbarkeit ihres Schwiegersohnes stark contrastirte.

„Es ist eine Redensart bei uns in der Bretagne,“ entgegnete Chaudieu.

Das braune knochige Gesicht des jungen Ehemannes nahm einen Ausdruck kalter Festigkeit an, der einen seltsamen Eindruck auf Madame Bailleul machte; sie glaubte ihren Schwiegersohn zum ersten Male so zu sehen und sie hoffte von diesem Zeichen von Energie das Beste auch für ihren Plan.

(Fortsetzung folgt.)



### Miscellen.

(Welcher ist der Beste?) Es war im Jahre 1815, als so viele Gesandte, Minister, Bevollmächtigte, Diplomaten in Wien versammelt waren. Bei einem kostbaren Diner nun, das Lord Castlereagh gab, entstand, als das Dessert aufgetragen wurde, eine sehr lebhaftere Conversation. Es handelte sich um nichts Geringeres als die Vortrefflichkeit der verschiedenen — Käse, die die verschiedenen Länder Europas erzeugen, und jeder Diplomat vertheidigte auch bei diesem Streite mit warmem Eifer das Interesse seines Landes.

Endlich nahm der Fürst von Talleyrand das Wort. Seine Stimme hatte nie einen feierlichen Ton gehabt. „Meine Herren,“ sagte er, „Sie werden bemerken, daß Frankreich keinen Stellvertreter auf dieser Tafel hat, ob es gleich wohl ein Recht dazu hätte. Ich trage deshalb darauf an, die Entscheidung auf acht Tage zu verschieben, und mache mich verbindlich, einen Käse zu liefern, welcher der streitigen Frage eine ganz andere Wendung geben dürfte.“ Die Vertagung wurde einstimmig genehmigt. Zehn Minuten später jagte bereits ein Courier mit einer geheimen Depesche aus dem Hôtel der französischen Gesandtschaft; das Gold wurde mit vollen Händen verstreut, vierzehn Pferde stürzten unter dem Reiter, aber an dem angezeigten Tage kam der unermüdete Bote, athemlos, von Schmutz und Staub bedeckt, in Wien an. Es war hohe Zeit.

Die Diplomaten saßen wieder bei Tafel; man erwartete das Dessert. Da erschien ein fetter goldgelber prächtiger Käse von Brie, (beschreibe ihn, wer es vermag!) der majestätisch von zwei Lakaien getragen wurde und seinen Platz auf der Tafel erhielt.

Die Gäste sahen und bewunderten den Käse, schnitten ihn an, kosteten und kosteten und der Streit über die Ueberlegenheit der Käse war mit einem Male entschieden, denn einmüthig erkannte man sie diesem französischen zu.

Talleyrand zählte diesen Sieg zu denen, welche seiner Eitelkeit am meisten schmeichelten, und er gestand seinen Vertrauten, er sei nie stolzer auf die Ehre gewesen, der Vertreter Frankreichs zu sein.

(Die Dampfmaschine nichts Neues.) Der Herr Delectuze hat in den Handschriften Leonardo da Vinci's eine Entdeckung gemacht, nach welcher die Kenntniß der Dampfmaschinen wenigstens bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts zurückweicht. In dem französischen Journale „l'Artiste“ theilt er eine facsimilirte Seite von einer Handschrift jenes großen Künstlers mit. Darauf sieht man fünf Federzeichnungen, welche in allen Details den Apparat zu einer Dampfkanone darstellen. Zur Erklärung dieser Zeichnungen und über den Gebrauch der Maschine, welche er den Erzdonner nennt, sagt er: „Erfindung des Archimedes. Der Erzdonner ist eine Maschine aus feinem Kupfer, welche eiserne Kugeln mit großem Geräusche und bedeutender Gewalt schleudert. Man

bedient sich ihrer auf folgende Weise: Das Drittel dieses Instrumentes besteht in einer großen Menge glühender Kohlen. Ist das Wasser genug erhitzt, so wird die Schraube an dem Gefäße angezogen, in welchem sich das Wasser befindet; dadurch wird das Wasser genöthiget, in den erhitzten Theil des Instrumentes hinunter zu steigen, wo es sich sofort in einen reichlichen Dampf verwandelt, der so stark ist, daß man mit Verwunderung sein Wüthen sieht und sein Getöse vernimmt. Diese Maschine schleudert eine Kugel von dem Gewichte eines Talentes.“ Man sieht daraus, daß Leonardo da Vinci das Verdienst dieser Erfindung keineswegs für sich oder seine Zeitgenossen in Anspruch nimmt, sondern sie vielmehr dem Archimedes zuschreibt.

(Bellini's Vater.) Auf dem Marktplatz in Catania, erzählt Alex. Dumas in seinen Reiseerinnerungen (die wir vollständig in unseren „Blättern aus der Gegenwart“ mittheilen), fragte ich unsen Führer, ob er Bellini, den Vater, kenne. Sogleich zeigte er mir einen alten Mann, der eben in einem einspännigen Wagen vorüber fuhr. Ich eilte zu dem Wagen und hielt ihn an. Bei dem ersten Worte, das über meine Lippen ging, nahm mich der Alte bei der Hand und fragte, ob es wirklich wahr sei, daß ich seinen Sohn kenne. Ich zeigte ihm einen Brief von Bellini und fragte ihn, ob ihm die Handschrift bekannt sei. Der arme Vater nahm mir den Brief aus der Hand und küßte ihn. Dann fuhr er fort: „Sie wissen nicht, wie gut er gegen mich ist. Wir sind nicht reich und bei jedem Erfolge, den er erringt, schickt er mir ein Andenken, das meinem Alter größere Gemächlichkeit geben soll. Diese Uhr da ist von der „Norma;“ dieser kleine Wagen mit dem Pferde ist ein Theil des Ertrages der „Puritaner.“ Sie werden ihn wieder sehen?“ — „Haben Sie mir einen Auftrag an ihn mitzugeben?“ — „Nein. Was sollte ich ihm senden? meinen Segen? Das arme Kind! den gebe ich ihm jeden Morgen und jeden Abend. Sagen Sie ihm, daß Sie mir einen glücklichen Tag bereiteten, indem Sie mit mir von ihm sprachen, und daß ich Sie küßte, wie einen alten Freund. Aber sagen Sie ihm nicht, daß ich weinte. Uebrigens,“ setzte er lächelnd hinzu, „es sind ja Freudenthränen. Es ist also wahr, daß mein Sohn berühmt ist?“ — „Er ist ein sehr berühmter Mann.“ — „Wer hätte das gedacht, als ich ihn ausschalt, wenn er, statt zu arbeiten, seine Schwester alle unsere alten sicilianischen Lieder singen ließ.“ Dann fragte er nach meinem Namen und versprach, denselben nie wieder zu vergessen. Armer alter Mann. Es war das letzte Mal, daß er von seinem Sohne hörte. Die nächste Nachricht brachte ihm die Anzeige von dem Tode desselben.

(Die Brieftauben.) Das moderne System der Brieftaubenpost besitz in mancher Hinsicht ein ungewöhnliches Interesse. Die werthvollsten dieser Tauben sind die Antwerpner, obgleich auch andere abgerichtet werden. Man gewöhnt sie, wenn sie noch ganz jung sind, zwischen verschiedenen Städten und Dörfern zu fliegen, fängt zuerst mit einem Raume von nur ei-



nigen hundert Ellen an und erweitert nur allmählig die Entfernung. Die Zahl derer, welche bei diesem Abbrechen verloren gehen, ist außerordentlich groß. Der Handel mit diesen Tauben ist fast ausschließlich in den Händen von Juden und der Gewinn daran soll sehr bedeutend sein. Einige Capitalisten und Andere, welche bedeutende Geld- und Handelsgeschäfte in ganz Europa machen, halten sich eine eigene Taubenpostanstalt, z. B. der Baron Rothschild, der in Dover eine solche Anstalt besitzt, die mit andern in Deutschland und in andern Theilen des Festlandes in Verbindung steht. Diese Anstalt in Dover besteht aus ungefähr 400 Tauben, die ein eigener Aufseher füttert und pflegt und deren Unterhalt wöchentlich zwölf Thaler kostet, während die ganze Einrichtung der Anstalt gegen funfzehntausend Thaler gekostet haben soll. Das Briefchen wird der Taube bisweilen an die Mittelfeder des Schwanzes gebunden und zwar so, daß man mit einer Nadel einen Faden durch dieselbe zieht; meist bindet man ihr aber das Briefchen an ein Bein unmittelbar über dem Sporn. —

(Bis! Bis!) Ludwig XVI. hörte auf seiner Reise durch die Normandie einen Bauer in der Gegend von Caen ein lustiges Volkslied singen, das ihm so wohl gefiel, daß er, als es zu Ende war, rief: „bis! bis!“ Der Bauer fragte, was dies bedeute, und man sagte ihm, der König wünsche das Lied noch einmal zu hören. Der Bauer sang also sein Lied zum zweiten Male und der König gab ihm sodann ein Goldstück. Der Bauer rief sofort ebenfalls bis! bis! und würde den Ruf wahrscheinlich wiederholt haben, hätte ihm der König, der vom Herzen lachte und ihm ein zweites Goldstück gab, nicht gesagt: „genug!“

(Unglück durch die Liebe.) In dem Bastanthale lebten zwei Brüder in der größten Eintracht. Sie hatten Vater und Mutter verloren. Der ältere, Ramon, war groß und besaß eine herculische Kraft; er bebauete das kleine Feldstück, trieb die kleine Heerde zur Weide auf die Berge und war nebenbei ein geschickter Jäger. Antonio, der jüngere Bruder, war kleiner und sanft; er blieb zu Hause und besorgte die Wirthschaft. Neben dem Häuschen der beiden Brüder stand ein anderes, das eine ursprünglich aus Sevilla stammende Familie bewohnte, Vater, Mutter und drei Töchter. Das ältere dieser Mädchen, Mariana, war ohne Widerrede das schönste Mädchen in dem ganzen Bastanthale. Sie besorgte die Wirthschaft, die ihr aber so viel Zeit übrig ließ, daß sie Antonio mit Rath und That beistehen konnte. Dieser Umgang der beiden jungen Leute mit einander weckte in dem Herzen Antonios Liebe für Mariana und dieses Gefühl wurde bald so stark, daß Antonio mit seinem Bruder davon sprach. Ramon billigte die Wahl und forderte den Bruder auf, dem Mädchen seine Liebe zu gestehen. Dieser aber vermochte das Geständniß nicht über seine Lippen zu bringen und Ramon versprach ihm endlich, selbst zu der Familie zu gehen und für ihn um Marianas Hand zu bitten. Er hielt Wort; die Aeltern wiesen das Gesuch nicht zurück, erklär-

ten aber, sie müßten erst Marianas Einwilligung sicher sein. Ramon entfernte sich und erwartete das Beste. Aber die Familie antwortete nicht. Es vergingen mehrere Tage; Mariana setzte ihre Besuche bei Antonio fort und es kam zu keiner Entscheidung. Antonio litt dadurch so sehr, daß er krank wurde und das Bett hüten mußte. Bei dem Anblicke seines kranken Bruders vergaß Ramon den spanischen Stolz. Er begab sich zum zweiten Male zu der Familie Garcia und bat sie um die Antwort auf seinen Antrag. Man denke sich aber seine Verzweiflung, als der Vater ihm antwortete, seine Tochter wolle sich nicht verheirathen. Er fragte Mariana selbst und sie entgegnete ihm: „ich habe alles gethan, was ich vermochte, um Antonio zu lieben, aber ich konnte eine andere Liebe nicht bezwingen und der, welchen ich liebe, liebt mich nicht.“ — „Und wen liebst Du, wer ist würdiger als Antonio, Dich zu besitzen?“ — „Dich liebe ich,“ antwortete das Mädchen, und sie bedeckte dabei ihr Gesicht mit beiden Händen. Ramon vermochte kaum, sich bis zu seinem Hause zu schleppen. „Antonio!“ sprach er, als er mit verstörtem Aussehen über die Schwelle trat, „sie liebt mich!“ Und er stürzte nieder wie vom Blitze getroffen. Das Entsetzen über den plötzlichen Tod des geliebten Bruders steigerte das Fieber Antonios in dem Grade, daß er noch dieselbe Nacht seinen Geist aufgab. Den dritten Tag darauf begrub man ein drittes Opfer der Liebe, die unglückliche Mariana, welche den Tod Ramons nicht zu überleben vermochte.

(Eine treue Frau.) Das Fräulein v. Saint S. hatte während ihrer Verbannung in Turin sich mit dem Herrn von Thro.. verheirathet und beide wünschten sehnlichst nach Frankreich zurückzukehren; sie nahmen sich auch wirklich vor, allen Gefahren zu trotzen, um das theuere Vaterland wieder zu sehen. Sie reiseten denn ab, er zu Lande, sie zu Wasser, und gelangten in Paris an zur Zeit, als die Schreckensherrschaft in voller Macht stand. Sie fanden sich wieder, mußten sich aber aus Furcht vor der Guillotine bald wieder trennen. Die Frau von Thro.. verkleidete sich als Mädchen aus dem Volke, um bei einer Näherin in aller Freiheit zu arbeiten; der Herr von Thro.. begab sich, man wußte nicht wohin. Die Näherin, bei der die Frau arbeitete, las Zeitungen und eines Tages ersah sie daraus, daß von Thro.. durch das grausame Tribunal zum Tode verurtheilt worden sei. Da eilte sie, ohne sich weiter zu bedenken, zu dem schrecklichen Fouquier-Tinville. „Mein Mann soll morgen sterben,“ sprach sie, „ich will mit ihm sterben.“ — „Das ist ein schöner weiblicher Zug,“ entgegnete der Präsident. „Bürgerin, laß Dir das Haar abschneiden; wir bewilligen Dir den Tod, Du bist seiner würdig.“ — Die treue Frau wurde zu ihrem Gatten geführt und sie verbrachten die letzten Stunden bei einander; auch begünstigte man sie in so weit, daß man sie auf einem Karren zum Richtplatze führte. Sie starben ohne Klage, glücklich in dem Gefühle, gleichzeitig aus dem Leben zu gehen.



### Generalcorrespondenz.

In Leipzig wurde am Sylvesterabende eine neue komische Oper von Korying „Casanova“ zum ersten Male aufgeführt, die vielen Beifall fand. —

Der „Komet“ erzählt einige Züge aus dem Leben des genialen Wilhelm von Meyern, des Verf. der Dya-Na-Sore. Auf seinen Anzug, heißt es dort, verwendete er so wenig Sorgfalt, daß er öfters mit zerrissenen Kleidungsstücken erschien bis seine Kameraden ihm andere anfertigen und an die Stelle der abgetragenen auf den Stuhl legen ließen. Meyern bediente sich auch des neuen Anzugs, wurde aber die Veränderung nicht gewahrt. Prokesh fand ihn einst in einem prächtigen Palaste einquartiert, in dem man ihm fünf Zimmer angewiesen hatte. Prokesh wanderte zwischen kahlen Wänden hin, bis er endlich in dem fünften Zimmer eine Schütte Stroh bemerkte und in der Mitte des Gemachs einen großen Tisch, auf den ein Stuhl gestellt war. Hinter dieser Vorrichtung sah er Meyern stehend schreiben. Zwei Jahre lang hatte er versäumt, seine Gage zu beziehen, und es kam endlich in dem Hauptquartiere die Anfrage an, welche Bewandniß es denn mit dem Hauptmann von Meyern habe. Man theilte ihm dies mit und er sagte: „mein Gott, es ist für mich eine so große Unbequemlichkeit, die Quittungen auszufüllen, daß ich mich lieber gar nicht darum bekümmern möchte. Wenn es doch Jemand für mich besorgen und auch das Geld verwenden wollte, denn für mich brauche ich ja nichts.“ Ein Freund übernahm es. Meyern wußte nie mehr als zwei bis drei Gulden monatlich anzubringen und dem Freunde verblieb das Uebrige zu wohlthätigen Zwecken. Zu seinem Unglücke erbte er später noch 30,000 Gulden. Sogleich sandte er das Geld an ein Bankierhaus und fragte nie wieder darnach. —

Die einzige Stadt Grasse in Frankreich bringt jährlich für mehr als acht Millionen Francs Parfümerien in den Handel, die meist in die Levante gehen. —

In Frankreich besteht ein merkwürdiger Handel mit Menschenhaar. Es giebt funfzehn bis zwanzig große Anstalten, deren jede zwanzig, dreißig, vierzig, bis hundert Personen ausschickt, welche in gewissen Kreisen des Landes umherziehen und den Bauerntöchtern das Haar ablaufen — für ein buntes Tuch oder dergleichen. Merkwürdigerweise findet diese Haarernte nur in den Monaten April und Mai statt und sie beträgt jedes Jahr ziemlich regelmäßig ungefähr zweihunderttausend Pfund. Die Einkäufer verkaufen das Pfund mit 5 Francs an die Händler, die es nach Paris schaffen, wo es zu Perücken etc. verarbeitet wird. —

Paul Delaroche hat, wie wir bereits erwähnten, sein großes Wandgemälde im Palaste der schönen Künste in Paris vollendet und nach der einstimmigen Meinung Aller etwas höchst Großartiges geschaffen. Das Bild nimmt den Halbbogen der Kuppel des Saales ein und hat bei 15 F. Höhe eine Breite

von 45 F. Die Composition besteht aus 74 Figuren. In der Mitte erhebt sich unter einem Bauwerke in ionischem Style eine Art Thronsig, welchen der Maler Apelles einnimmt; ihm zur Linken sitzt Phidias und zur Rechten Klinus, der Erbauer des Parthenon. An die Ecken des Siges lehnen sich vier weibliche allegorische Figuren. Neben Klinus erscheinen in verschiedenen Gruppen die berühmtesten Bildhauer aller Zeiten, denen sich die Maler anschließen. Rechts neben Phidias gruppieren sich die berühmtesten Baukünstler, denen sich wieder Maler anreihen. —

Der Componist Felix Blangini, der, wie bereits erwähnt wurde, kürzlich in Paris vergessen und verlassen starb, hatte seine festlichen Tage gehabt, seine Jugend mit Königen und Königinnen, an den Höfen von Frankreich und Deutschland verbracht und war wenigstens drei Wochen der Liebhaber der reizenden Pauline, der Schwester Napoleons. Er war ein sehr gesuchter Gesanglehrer und selbst ein vortrefflicher Sänger. Schwerlich hat ein anderer Musiker eine so glänzende Schule gehabt als er; die Königin von Baiern, die Königin von Westphalen, die Königin von Holland, die Prinzessin Pauline, die Herzogin von Berry, die Fürstin Poniatowski, die Gräfin Appony, die Marschallin Rey, die Herzogin von Rovigo, die Marquise von Polignac, die Herzogin von Broglie, mit einem Worte alle durch ihre Geburt, ihre Schönheit oder ihren Geist ausgezeichnete Frauen jener Zeit sangen mit ihm. Keine große Soirée konnte ohne Blangini bestehen, der denn oft an einem Abende zehn Gesellschaften besuchen mußte. Er war Kapellmeister in München, Kassel und Paris, überall beliebt und berühmt, weniger durch seine Opern, als durch seine reizenden Lieder und Notturnos. — Einst reiste er nach Mailand, weil man ihm gesagt hatte, dort wohne der Sohn Mozarts; aus Verehrung gegen den Vater wollte er dem Sohne seine Huldigung darbringen, vielleicht hoffte er auch ein Echo des großen Meisters zu finden. Er trat in das ihm bezeichnete Haus und grüßte; ein im Rechnen vertiefter Mann antwortete ihm nur einsilbig.

„Herr,“ sagte endlich Blangini, „ist es denn wirklich wahr, daß Sie der Sohn des großen Mozart sind?“

— „Ja.“

„Sie sind unter dem Schatten Ihres Vaters in dieses Vaterland der Künste gekommen.“

Mozart der zweite sah ihn verwundert an.

„Ich hoffte Sie vor einem Piano oder mit einer Violine im Arme zu finden.“

— „Ich liebe die Musik nicht.“

„Wie! Sie sind nicht Musiker?“

— „Ich? — wofür halten Sie mich? Ich bin Bankier, mein Herr, und meine Musik ist diese.“ Dabei nahm der Herr Mozart einen Haufen Thaler in die Hand und ließ sie auf der Tafel klingen.“

Blangini empfahl sich ohne Weiteres.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 4.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Schwiegersohn.

Novelle von Charles de Bernard.

(Fortsetzung.)

„Hören Sie mich an,“ fuhr Madame Bailleul in feierlichem Tone fort, „und erwägen Sie jedes meiner Worte. Sie würden sicherlich Ihre Mutter vertheidiget haben, wenn Jemand dieselbe beleidiget hätte, als sie noch lebte; Sie würden gewiß Ihren ganzen Muth und Ihre ganze Kraft aufgeboden haben, um sie zu schützen oder zu rächen.“

— „Ich würde meine Pflicht gethan haben,“ antwortete Chaudieu.

„Sie haben das Unglück gehabt, Ihre Mutter zu verlieren,“ fuhr Madame Bailleul mit einer Art Rührung fort, „aber Ihre Verheirathung hat Ihnen eine zweite gegeben, die, ohne sich mit der zu vergleichen, welche Sie beweinen, sich doch bestrebt, sie so viel als möglich zu ersetzen, indem sie die aufrichtigste Liebe zu Ihnen hegt.“

Chaudieu sah seine Schwiegermutter mit einer Miene an, die deutlich sagte: „ich wußte nicht, daß ich Ihnen so theuer sei,“ dann verbeugte er sich ohne ein Wort zu sagen.

„Nach den Banden des Blutes giebt es keine heiligeren als die, welche die Folge einer glücklichen und ehrenvollen Ehe sind. Mein Mann und ich sehen Sie wie unsern Sohn an und ich bin überzeugt, daß Sie im Nothfalle auch die Pflichten eines Sohnes erfüllen würden.“

— „Ich wage es zu glauben,“ antwortete Chaudieu in bescheidenem Tone.

„Ich bin überzeugt davon, denn Sie sind ein Mann von Ehre und Muth, ein ächter Bretoner und damit ist Alles gesagt.“

Der Sohn der Bretagne empfing dieses Compliment mit einer zweiten ebenfalls schweigenden Verbeugung.

„Wenn ich also zu Ihnen sagte, Chaudieu, ein Mann hat mich schwer und tödtlich beleidiget, er ist mein Feind, ich habe von ihm Alles zu fürchten; mein Mann ist alt, einen Sohn habe ich nicht und ich bin nur eine Frau, Sie allein können mich vertheidigen und von Ihnen erwarte ich Schutz und Hilfe; was würden Sie dann thun, lieber Chaudieu?“

Chaudieu blickte nach der Zimmerdecke hinauf, legte auf der Brust die Arme übereinander und drehete die Daumen.

— „Was ich thun würde? Das weiß ich noch nicht,“ antwortete er mit vorsichtiger Miene, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte; „es kommt mir vor, als müßten Sie mir sagen, was Sie von mir verlangen.“

„Wie! Sie sind ein Mann und wissen nicht, was Sie auf eine solche Frage antworten sollen?“ rief Madame Bailleul, deren Nerven die gar nicht ritterliche Pantomime ihres Schwiegersohnes empfindlich reizte; „ich spreche von einer unverzeihlichen Beleidigung, von einer ernstlichen Gefahr, von einer Frage über Leben und



Tod und Sie fragen mich, was Sie thun sollen! Wahrscheinlich haben Sie mich nicht verstanden."

— „Allerdings nicht vollkommen,“ antwortete Chaudieu mit der größten Kaltblütigkeit; „die Bretagner sind brave Leute, wie Sie eben die Güte hatten zu sagen, aber man schreibt ihnen einen harten Kopf zu und in dieser Hinsicht mache ich meinem Vaterlande Ehre. Wenn Sie sich deutlicher ausdrücken wollten, würde es mir vielleicht klarer, was Sie wünschen.“

„Was würden Sie thun, wenn man Ihnen eine Ohrfeige gäbe?“ fragte die Mutter Adolphinens kurz.

— „Ich würde deren zwei zurückgeben,“ antwortete der Bretagner.

„Sie würden vielmehr den Mann, der Sie geschlagen, zum Zweikampfe herausfordern. Nun habe ich Ihnen eben bewiesen, daß in Folge unserer Verwandtschaft Ihre Ehre und die meinige auf das innigste verbunden sind. Sie selbst sind in meiner Person beleidiget. Verstehen Sie mich nun?“

— „Ich glaube allerdings, daß ich es zu errathen anfangen; Sie wünschen, daß ich mich schlage. Darüber habe ich Ihnen jedoch erst eine kleine Bemerkung vorzulegen.“

„Sprechen Sie,“ erwiederte Madame Bailleul, deren Gesicht von neuem sich in verdrießliche Falten zog.

— „Vor etwa zwei Monaten,“ sprach Chaudieu, immer gleich phlegmatisch, „waren wir in dem Salon, Sie, meine Frau und ich. Ich saß auf dem Sopha; Sie glaubten, ich schlafe, und sprachen an dem Piano miteinander. Da sagten Sie zu Adolphinen: Du verstehst, Dein Mann habe wenig Geist und sei durchaus nicht liebenswürdig; das ist wahr; dafür besitzt er aber auch weder Energie, noch Charakter, noch Willen und das ist die Hauptsache. Du kannst ihm wie weichem Wachs jede Form geben. Ein Tropf, den man an der Nase herumführen kann, ist besser als ein angenehmer Schwächer, der Dich beherrscht.“

„Das habe ich nicht gesagt,“ unterbrach ihn die Schwiegermutter, die bis an die Ohren erröthete.

— „Ich bitte um Verzeihung, Sie haben es gesagt. Es folgt denn aus Ihren eigenen Worten, daß ich ein Mann ohne Energie und Character bin, und Sie werden mir deshalb erlauben mich zu wundern, daß Sie mir heute eine Rolle übertragen, welche jene beiden Eigenschaften durchaus erfordert.“

Madame Bailleul biß sich auf die Lippen und verwünschte bei sich ihre Unvorsichtigkeit.

„Ausweichen ist keine Antwort,“ sagte sie endlich.

— „Sie wünschen eine Antwort, da ist sie,“ entgegnete Chaudieu in aller Ruhe; „seit den fünf Monaten, die ich verheirathet bin, habe ich die Stellung, in die Sie mich gebracht, ertragen. Ich wäre gern Herr in meinem Hause gewesen, Sie glaubten aber, dies würde ein schlechtes Beispiel geben. Meine Frau regiert mich also und zwar nach Ihrer Anleitung. Sie regieren wiederum meine Frau und demnach sind Sie eigentlich Herr im Hause. Kaum habe ich das Recht und die Erlaubniß, einen Freund zu Tische zu laden; die Diensteute sehen Sie an, wenn ich ihnen etwas befehle; man hat im Hause das Oberste zu unterst gekehrt ohne mich zu fragen, kurz ich bin eine Null. Da ich aber die Lasten trage, so finde ich es billig, auch die Vortheile zu besitzen. Wäre ich Herr im Hause, besäße ich die Autorität eines Familienhauptes und Sie sagten zu mir: „Lieber Schwiegersohn, das und das ist geschehen und das geht die Männer an,“ so würde ich antworten: „das kommt mir allerdings zu“ und ich würde darnach handeln; da aber die Weiber das Regiment führen, so mögen die Weiber auch das Unangenehme ertragen; ich menge mich in nichts.“

„Wie ganz richtig habe ich Sie doch beurtheilt.“ sagte Madame Bailleul im Tone verächtlicher Ironie, „als ich Sie für einen schwachen und gewöhnlichen Menschen erklärte!“

— „Für den zweiten Theil des Herrn Bailleul, nicht wahr?“

„Entfernen Sie sich,“ entgegnete sie mit zornfunkelnden Augen; „ich werde niemals dulden, daß Sie in meiner Gegenwart Ihren Schwiegervater insultiren.“

Chaudieu verbeugte sich zum dritten Male.

— „Sonst haben Sie mir nichts zu sagen?“ fragte er sodann mit unverwüßlicher Ruhe, welche den Unwillen der Dame noch höher steigerte.

„Feiger Tropf!“ murmelte sie zwischen den Zähnen, doch so, daß er es verstehen konnte, und machte dabei eine Bewegung, als wollte sie aus dem Bette springen, sie sank aber gleich wieder auf ihr Kissen zurück. Während sie sich in einem beredten Selbstgespräche über die Schlechtigkeit der Männer im Allgemeinen und die Undankbarkeit der Schwiegersöhne ins Besondere ausließ, kehrte Chaudieu in das Speisezimmer zurück, wo er bereits einsam sein Frühstück begonnen hatte, als sein Schwiegervater zu ihm trat und fragte:

„Nun, was giebt es Neues? Was hatte Ihnen meine Frau zu sagen?“



— „Sie sprach von Laboissière's Actien,“ antwortete Chaudieu, indem er sich ein kleines Glas voll Rum schenkte.

„Das dachte ich mir gleich. Hat sie sich anders besonnen?“

— „Es ist nichts verändert und ich reise gleich nach dem Frühstück nach Paris ab. Apropos, haben Sie die zehn Actien hier, die Sie vor einigen Monaten genommen haben?“

„Zufällig habe ich sie sogar bei mir,“ antwortete Herr Bailleul, indem er ein Portefeuille aus der Tasche zog.

— „Da auf dem Tischchen steht ein Schreibzeug,“ fuhr Chaudieu fort; „haben Sie doch die Güte und indossiren Sie diese Actien auf meine Ordre, ich nehme sie als Abschlag auf die 40,000 Francs, die Sie mir schuldig sind.“

Der Alte öffnete schnell das Portefeuille und nahm die zehn Papierstücke heraus, deren er sich herzlich gern entledigte; in dem Augenblicke aber, als er die Feder in die Tinte tauchte, fiel ihm etwas ein und er hielt inne.

„Sie haben doch mit meiner Frau darüber gesprochen?“ fragte er, indem er seinen Schwiegersohn ansah.

— „Allerdings,“ antwortete Chaudieu; „meine Schwiegermutter und ich sind über Alles einerlei Meinung. Schreiben Sie also schnell; es ist schon spät und um ein Uhr muß ich bei Laboissière sein.“

Beruhiget durch die Versicherung schrieb Bailleul das Indossement ohne weitere Zögerung.

„So,“ sagte er, als er fertig war, „nun schulde ich Ihnen nur noch dreißigtausend Francs. Und nun noch ein Wort, mein lieber Chaudieu; überlegen Sie sich die Sache noch einmal, ehe Sie mit Laboissière abschließen; er ist ein schlauer Fuchs und pfißiger als Sie, viel pfißiger. Er wird Ihnen goldene Berge versprechen; lassen Sie sich nicht in seinen Schlingen fangen. An Ihrer Stelle würde ich mich über die Dampfschiffe doch noch einmal erkundigen. Funzigtausend Francs sind schon ein hübsches Vermögen.“

— „Beruhigen Sie sich,“ antwortete Chaudieu mit ironischem Lächeln; „ich sehe wohl, daß Sie mir nicht viel zutrauen; vielleicht bin ich nicht so dumm, als ich zu sein scheine.“

Ohne die Antwort seines Schwiegervaters abzuwarten, verließ er das Speisezimmer; zehn Minuten später war er auf dem Wege nach Paris und als es auf

der Börse ein Uhr schlug, trat er in die Wohnung des Herrn Laboissière.

## 6.

Die Wohnung des Herrn Laboissière war zwar nicht groß, hatte aber ein glänzendes Aussehen und schien den Aufenthalt eines reichen Mannes anzuzeigen. Laboissière wohnte so prächtig, daß in seinem Zimmer der vorsichtigste Client und der schüchternste Actionair ihr Mißtrauen schwinden sahen.

Trotz der Scene in der letzten Nacht, um bereitwillen er erst früh um drei Uhr hatte nach Hause kommen können, saß der Speculant doch schon lange vor Mittag an seinem Schreibtische; er konnte, wie alle diejenigen, die fest entschlossen sind, es zu etwas zu bringen, den Schlaf entbehren. Ein Schlafrock von grünem broschirtem Seidenzeuge, Beinkleider von weißem Cashemir, Pantoffeln von rothem Maroquin und ein chinesisches Käppchen mit phantastischen Mustern bildeten sein Morgennegligé.

Die Literatur und die Industrie theilten sich schwesterlich in das Zimmer. Zwischen den Glasschränken standen Bronzestüben. Den Fenstern gegenüber füllten die besten französischen und ausländischen Werke die Regale und ihr prächtiger Einband glänzte in den Strahlen der Sonne, die darauf fielen. Dem Kamine gegenüber lagen in Regalen bis an die Decke hinauf zahllose grüne Mappen, in alphabetischer Ordnung bezeichnet. Hätte man sie untersucht, so würde man vielleicht die meisten leer gefunden haben; die deutlichen und bestimmten Etiketten aber, die sie ohne Ausnahme an sich trugen, gestatteten eine so übelwollende Annahme nicht.

Die meisten Geschäfte, mit denen sich der Handel in den fünf Welttheilen abgiebt, waren in diesen stolzen Aufschriften angeführt: Eisenbahn von Frankreich nach Belgien, Canäle, Asphaltminen, Gas, Spinnereien, Dampfschiffe, Landkäufe, römisches Anleihen, Anleihen von Haiti, ausgelegte spanische Schuld, Schloßferauspielungen ic. ic.

Auf einem runden Tische in der Mitte des Zimmers lag unter andern Papieren ein Plan, welcher die unerplodirbaren Dampfschiffe unter verschiedenen Ansichten zeigte. Allerdings bestanden diese sehr hübsch colorirten Packetböte nur auf dem Papiere und keines derselben war bis dahin auf einem Werste begonnen. Aber das Geschlecht der Actionaire gleicht gewissen Königen in den Feenmärchen; auf ein Bildniß hin oder



auch eine bloße Beschreibung begeistert es sich für schöne unbekannte Prinzessinnen. Und die unerplodirbaren Dampfschiffe nahmen sich auf dem Papiere so gut aus, daß man nach dem bloßen Ansehen den unwiderstehlichen Wunsch in sich fühlte, Miteigenthümer derselben zu werden.

An dem einen Ende des Schreibtisches, an welchem Laboissière schrieb, war ein großes Portefeuille von rothem Maroquin mit stählernem Schlosse sächerartig halb geöffnet und ließ ein Duzend mehr oder minder gefüllter Täschchen sehen, in denen das Auge unter Papiere von problematischem Werthe auch einige Banknoten erkannte. Das Zurschaustellen dieser Papiere war nicht ohne Absicht geschehen; es war vielmehr ein zweiter Köder für die Unterzeichner, der fast sicher wirkte, denn in Geschäften zieht das Geld durch einen unwiderstehlichen Magnetismus Geld an.

Als um ein Uhr die Thüre geöffnet wurde, bückte sich Laboissière tiefer auf seinen Schreibtisch und stellte sich in Arbeit ganz versunken; er blieb auch einen Augenblick in dieser Stellung, als habe er die Anmeldung des Bedienten nicht gehört; endlich warf er einen zerstreuten Blick auf Chaudieu.

„Ach, ich bitte um Verzeihung,“ sagte er ohne seinen Platz zu verlassen; „ich bin so beschäftigt, daß ich Sie nicht gesehen habe. Wollen Sie nicht Platz nehmen? Erlauben Sie mir nur diesen Brief zu beendigen.“

— „Ich habe Zeit,“ antwortete Chaudieu, indem er sich setzte.

Laboissière schrieb einige Zeilen, dann sah er wieder auf und sagte nachlässig: „es muß da irgendwo der Plan zu unsern Dampfschiffen liegen. Betrachten Sie denselben, während ich mein Schreiben vollende.“

Chaudieu trat an den Tisch und betrachtete, ohne ein Wort zu sagen, die Abbildung der unerplodirbaren Dampfböte.

„Nun stehe ich zu Befehl,“ fuhr Laboissière einen Augenblick darnach fort, indem er den Brief zusammenbrach; „ehe wir aber von Geschäften reden, sagen Sie mir, wie es zu Hause geht. Die Damen befinden sich doch wohl?“

— „Meine Schwiegermutter ist etwas unwohl,“ entgegnete Chaudieu in natürlichem Tone.

„Hat sie eine schlechte Nacht gehabt?“

— „Ich glaube es.“

Laboissière unterdrückte ein spöttisches Lächeln und ging dann sogleich auf einen für ihn interessanteren Ge-

genstand über. Er setzte die beabsichtigte Dampfschiffahrt ausführlich auseinander, entwarf eine höchst vortheilhafte Darstellung von den Umwälzungen, die in Folge dieses Unternehmens in der ganzen Handelswelt hervorgebracht werden würden, und verhiess natürlich auch einen höchst glänzenden Gewinn, wenigstens 25 Procent.

Chaudieu hörte die lange Rede schweigend mit an und antwortete endlich, als sei er vollkommen überzeugt: „Das ist ja prächtig. Ich sehe ein, daß es Ihrem Unternehmen an dem größten Erfolge gar nicht fehlen kann; es ist ein wahres Glück, daran Theil nehmen zu dürfen.“

Laboissière athmete tief auf wie ein Laufer, der am Ziele ankommt. „Sie nehmen also,“ setzte er dann hinzu, „für 50,000 Francs Actien?“

„Davon ist keine Rede,“ antwortete Chaudieu mit dem größten Phlegma.

— „Sie nannten doch gestern selbst diese Summe.“

„Gestern, ja.“

— „Haben Sie sich anders besonnen?“

„Ich habe mich nicht anders besonnen, ich drücke mich nur anders aus.“

— „Sprechen Sie sich bestimmter aus; wünschen Sie mehr Actien oder weniger?“

„Weder mehr noch weniger.“

— „Was heißt das?“

„Das heißt, daß ich gar keine haben will.“

Diese Erklärung kam so unerwartet, daß Laboissière, wie sehr er sich auch zu beherrschen wußte, wie erschrocken auffuhr. Aber er sammelte sich sogleich wieder und gab seinen Zügen einen ruhigen Ausdruck, sah aber Chaudieu forschend an.

— „Die Nacht scheint Ihre Ansichten geändert zu haben,“ sagte er ironisch.

„Allerdings.“

— „Und ohne Zweifel,“ fuhr er fort, „ist Madame Bailleul dieser Ihrer Sinnesänderung nicht ganz fremd.“

„Madame Bailleul weiß davon durchaus nichts.“

Der Speculant biß auf den Schnurrbart und zog die Augenbrauen zusammen.

— „Davon werde ich mich selbst überzeugen,“ sagte er halblaut im Tone tiefen Unwillens.

Chaudieu that, als bemerkte er das Beleidigende nicht, das für ihn in diesem Zweifel lag, und begnügte sich mit der Antwort: „Wie es Ihnen gefällig ist.“

— „Sprechen wir nicht mehr davon,“ fuhr La-



boissière fort, dem es schwer wurde, seinen Verdruss zu verheimlichen. „Darf ich fragen, was mir sonst die Ehre Ihres Besuches verschafft?“

„Zwei Beweggründe sind es,“ antwortete Chaudieu mit unveränderlicher Ruhe. „Der erste ist folgender: vor drei Monaten betheiligte sich Herr Bailleul mit 10,000 Francs bei Ihrer Unternehmung. Diese Actien sind jetzt mein Eigenthum, denn mein Schwiegervater hat sie auf mich indossirt. Ich habe nun, wie ich Ihnen bereits sagte, keine Lust, Antheil an dieser Speculation zu nehmen, und da dieselbe so ganz gut steht, so werden Sie hoffentlich keine Schwierigkeiten machen, meine zehn Actien zu dem Nennwerthe zurückzunehmen.“

Laboissière sah den Mann, der ihm diesen unerhörten Antrag machte, erstaunt an wie ein Wunderthier.

„Ich habe, sage ich, zehn Actien hier im Portefeuille und da ich in dem Ihrigen eine größere Anzahl Banknoten sehe, so wird der Austausch sehr leicht geschehen können.“

Laboissière lehnte sich in seinen Sessel zurück, um sich bequemer dem homerischen Gelächter hingeben zu können, das er nicht unterdrücken zu können schien.

— „Mein lieber Chaudieu,“ sagte er sodann, als er wieder zu Athem gekommen war, „ich wußte, daß Sie ein recht liebenswürdiger Mann, ein ausgezeichnete Spaliermaler, ein verdienstvoller Gärtner und ein vortrefflicher Dominospieler sind, gestehe aber, daß ich nicht alle Ihre Talente gekannt habe. Wissen Sie, daß Sie sich vortrefflich zum Spasmmacher eignen? Schade, daß Sie nicht der Bühne angehören! Sie würden dort großes Glück machen.“

Chaudieu lächelte und antwortete: „auf die zehntausend Francs werden wir sogleich wieder zurückkommen, jetzt erlauben Sie mir, Ihnen den zweiten Grund meines Besuches anzugeben.“

— „Die Gelegenheiten zum Lachen sind so selten und ich hoffe, Ihr zweiter Grund ist noch spasshafter als der erste.“

„Sie werden es sogleich selbst beurtheilen können,“ entgegnete Chaudieu. „Sie sind im Besitz von drei- undvierzig Briefen, welche Madame Bailleul an Sie schrieb. Diese Briefe werden Sie mir zurückgeben.“

Laboissière fuhr wie ein angeschossener Eber auf.

— „Ah, da haben wir die Auflösung des Räthsels! Ich ahnete es doch sogleich, daß Madame Bailleul die Hände im Spiele hat. Die arme Frau! Sie will also Krieg? Sie soll ihn haben.“

Er setzte sich wieder und sein Gesicht nahm einen hochmüthigen Ausdruck an.

— „Herr Chaudieu,“ sagte er, „Ihre erste Forderung hielt ich für einen unbedeutenden Scherz und ich lachte bloß darüber; Ihre letzten Worte muß ich aber wirklich ernstlich nehmen. Vielleicht haben Sie die Folgen des Auftrages, den Sie von Madame Bailleul erhalten, nicht hinreichend bedacht.“

„Madame Bailleul hat mir keinen Auftrag gegeben.“

— „Sie hat nicht von diesen Briefen gesprochen?“

„Durchaus nicht.“

— „Wer sonst?“

„Sie werden mir erlauben, auf diese Frage nicht zu antworten.“

— „Und Sie werden mir erlauben, von Ihrem Schweigen zu denken was ich will; ich lasse indeß Ihre Erklärung gelten. Sie handeln also in Ihrem eigenen Namen?“

„Ja.“

— „So hören Sie meine Antwort. Ob Sie gleich der Schwiegersohn der Madame Bailleul sind, so erkenne ich Ihnen doch das Recht nicht zu, ohne deren Erlaubniß sich in eine Sache zu mischen, die sie allein angeht. Ich verweigere Ihnen also die Briefe. Was Ihre erste Forderung betrifft, so verkaufe ich Actien, kaufe aber keine.“

„Ich erwartete diese doppelte Weigerung,“ antwortete Chaudieu, „und habe deshalb bereits meine Maßregeln getroffen, um Ihre Einwilligung herbeizuführen.“

— „Wirklich? Und welches sind Ihre Maßregeln?“

„Sie werden dieselben kennen lernen, wenn Sie mir einige Augenblicke Aufmerksamkeit schenken wollen.“

— „Ich werde Ihnen zuhören bis heute Abend, wenn es sein muß, da ich sehr neugierig bin zu sehen, wie Sie es wohl anfangen, mich zu bestimmen, „ja“ zu sagen, nachdem ich „nein“ gesagt habe. — Ist Ihnen der Tabaksgeruch unangenehm?“

„Keineswegs.“

Laboissière zündete sich eine Cigarre an, schlug die Schößen seines Schlafrockes übereinander, warf sich in den Sessel zurück und legte die Füße auf den Schreibtisch. In dieser Stellung blies er den Tabakrauch gegen die Decke und sagte sodann mit einem impertinenten Lächeln:

— „Nun, mein lieber Chaudieu, können Sie beginnen; ich bin ganz Auge und Ohr.“



## 7.

Chaudieu betrachtete einen Augenblick den Speculanten, dann begann er gelassen:

„Als Sie mir eben Ihre Industrietheorien entwickelten, glaubten Sie mit einem Manne zu sprechen, der mit diesen Dingen ganz unbekannt sei; Sie irrten sich. Wenn ich auch zu Ihrer „schwindelnden“ Höhe nicht hinaufreiche, so bin ich doch in Handelsangelegenheiten nicht ganz unerfahren und zwar aus gutem Grunde. Vor vier Jahren war ich Associé eines bedeutenden Commissionsgeschäftes unter der Firma Roux, Taubère u. C.“

Laboissière machte in seinem Sessel eine Bewegung, so daß seine Füße den Stützpunkt verloren und auf den Fußboden herunterfielen.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

(Ein neuer Luxusartikel.) Aus dem Lande, aus welchem der Kaffee stammt, steht ein neuer Luxusartikel ähnlicher Art zu erwarten. Der Reisende Emil Botta sagt nämlich in seinen „Reisen in Arabien,“ bei der Beschreibung des Thales Sina in Yemen: „in den am niedrigsten gelegenen Theilen in der Nähe des Wassers erblickte ich zahlreiche Gärten mit großen schattenreichen Bäumen, unter welchen der Kaffeebaum wächst, der Wärme und Feuchtigkeit verlangt, aber die Sonne scheut. Ein anderes Erzeugniß, durch welches die Gegend berühmt ist, ist der Kat oder die Zweige eines Baumes (*Celastrus edulis*), der ursprünglich aus Abyssinien stammt, jetzt aber in Yemen überall sorgfältig gezogen wird. Die weichen Spitzen der Zweige und die zarten Blätter dieses Baumes werden gegessen und bringen eine angenehme beruhigende Aufregung hervor, stärken nach Anstrengung, verschuchen den Schlaf und erzeugen eine heitere Stimmung. Genießt man den Kat ganz frisch, so kann er Berauschung bewirken. Sein Gebrauch hat sich seit einiger Zeit in Yemen allgemein verbreitet, wo die erste Handlung der Gastlichkeit darin besteht, Kat zu reichen. In Folge dieses Genusses schlafen die Bewohner von Yemen weniger als irgend ein anderes Volk und die Hauptsache dabei ist, daß ihre Gesundheit durchaus nicht zu leiden scheint. Viele schlafen dort niemals mehr als drei Stunden des Tages und sind fortwährend thätig und zu Geschäften aufgelegt.“ — Die Engländer werden diesen neuen Handelsartikel bald genug auch uns zuführen.

(Ein eigenthümliches Zeichen unabhängiger Herrschaft in Yemen) beschreibt der bereits oben erwähnte Reisende: „gegen Mitternacht wurden regelmäßig an die Thore der Burg des Scheikhs (Fürsten) Trommeln und Pauken von verschiedener Größe und verschiedenem Tone gebracht, die man zu Ehren des Scheikhs auf eine Art bearbeitete, welche in der

stillen Nacht einen höchst romantischen Effect machte, der mit der Localität völlig übereinstimmte. Man schlägt diese Instrumente anfangs langsam und in langen Pausen, dann allmählig schneller und schneller mit einem bewundernswürdigen richtigen Takt, und endiget mit einem melancholischen Wirbel, der langsam verklingt, so daß ihn das Echo der Berge wiederholen kann, dann aber wieder anschwillt, wobei die verschiedenen Trommeln und Pauken gleichsam ein Gespräch zu führen schienen, was einen seltsamen, wilden, aber feierlichen Eindruck hervorbringt und in mir jedes Mal ein eigenthümliches Gefühl erregte, das ich nicht zu beschreiben vermag.

(Sitten der französischen Aristocratie vor der Revolution.) Der Herr v. Puiffignieux, Neffe des Marschalls v. Segur, erschien eines Morgens bei seiner Schwägerin, Mlle. von Santo-Domingo, und begann sogleich: „Liebe Schwägerin, wir wollen einmal von ernstern Dingen reden. Es handelt sich um Ihre Hand; zwei Männer bewerben sich um dieselbe; wer würde sich nicht glücklich schätzen, sie zu erhalten? Der eine ist der Marquis von La Suze, Oberst, der andere der Graf von .., der eine hohe Hofcharge bekleidet.“ — „Ich kenne weder den Einen noch den Andern.“ — „Wohl möglich, Sie haben dieselben aber doch wohl bei meinem Oheime gesehen. La Suze ist ein großer starker Mann, der etwas dumm aussieht. Der Graf von .. dagegen ist ein geistreicher Mann. Viel taugen sie alle beide nicht. Aber was liegt daran? Sie sollen sie ja bloß heirathen.“ — „Lassen Sie mir wenigstens die Zeit, mich für den Einen oder den Andern zu entscheiden.“ — „Entscheiden freilich müssen Sie sich, Zeit haben Sie aber nicht dazu, denn ich habe versprochen, ihnen noch heute Ihre Antwort zu überbringen.“ — „So bald?“ — „Es kann nichts einfacher sein. Sind wir Klüger als der Zufall? Wie viele Dinge entscheidet dieser besser als wir. Da,“ setzte er hinzu, indem er ein Sechsfrancstück aus der Tasche nahm, „das Bild für La Suze, der Revers für den Grafen!“ Damit warf er das Geldstück in die Höhe und La Suze gewann. Demnach verheirathete sich das Fräulein mit ihm und niemals sah man eine unglücklichere Ehe. —

Im Jahre 1788 hatte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft auf einem Landgute des Herrn von Bercheni eingefunden. Es war zu Ende des Herbstes. Der Wind stürmte und bestreute die Erde mit den verwelkten Blättern; die Morgen waren neblig, die Nächte lang, traurig und kalt. Der Herr von Bezenvat nahm Abends von der Frau vom Hause Abschied, da er noch in der Nacht abreisen wollte. Es geschah auch und bald sank er, in dicke Pelze eingehüllt, in seinem Wagen in tiefen Schlaf. Eine heftige Erschütterung weckte ihn; der Kutscher war von dem Pferde gestürzt worden, Bewaffnete umringten den Wagen und ihr Anführer, der sich das Gesicht geschwärzt hatte, setzte dem Baron ein Pistol auf die Brust. Er wurde ausgeplündert; man nahm ihm seinen Stock, seine Ringe, seine Tabatiären und seine beiden Uhren mit den Ketten, an denen sich Edelsteine befanden. „Ist es nun genug?“ fragte er die



Räuber. — „Noch nicht,“ antwortete man ihm; „steigen Sie aus!“ Er stieg aus, die Räuber zerstreuten sich, Einer aber schwang sich auf das Sattelpferd und jagte mit dem Wagen des Barons im Galopp davon. — „Valentin, was nun?“ sagte der Baron zu seinem Diener. „Das Beste wird sein, wir kehren in das Schloß zurück, von dem wir kommen.“ Nach einem zweistündigen höchst beschwerlichen Gange erreichten sie dies. Das Thor stand offen und weder in dem Hofe noch in den Vorzimmern waren Domestiken zu sehen. Er trat in den Salon; Niemand! Aber was erblickten seine Augen zuerst? Seine beiden Uhren hingen mit ihren Ketten an dem Kamine. Dann öffneten sich alle Thüren, es erhob sich ein unermessliches Gelächter und die vornehmen Räuber erschienen in ihren Bekleidungen, denn die Räuber, die den Baron ausgeplündert hatten, waren keine andern gewesen als die Gäste in dem Schlosse.

(Ein Duett.) Die rührendste und zugleich lächerlichste Scene, die ich erlebt habe, erzählt der bekannte Cassil Blaze, ist folgende. Wir hatten Alphoninen, die Tochter Paers, zu ihrer letzten Ruhestätte begleitet und nach dieser traurigen Ceremonie begab ich mich zu dem Vater, um ihn in seinem grenzenlosen Schmerze nach Kräften zu trösten. Statt ihn zu zerstreuen und seine Gedanken von dem Gegenstande seiner Liebe, von der Tochter, abzuwenden, deren Verlust er beklagte, ließ ich seinem Schmerze freien Lauf. Wir sprachen von Alphoninen, erinnerten an ihr Herz, an ihren Geist, an ihre Talente für die Malerei und Musik. Als wir diese letzte Saite berührten, wurde Paer lebhafter, es bemächtigte sich seiner eine Art Wahnsinn und er sagte zu mir: „ich will Dich nicht an die Cavatine aus „Agnese,“ nicht an die aus der „Gazza ladra“ erinnern, die sie zum Entzücken sang, nicht an die Arie der Gräfin in „Figaros Hochzeit,“ nicht an die Romanze in „Stello,“ durch welche sie mir stets Thränen in die Augen lockte. Am vollkommensten, am wunderbarsten, am reizendsten sang sie das Terzett von Herold in dem „Pré aux Clercs“

„C'en est fait, le ciel même  
A reçu nos sermens.“

Und er stimmte das Terzett an und sang es von Anfang bis zu Ende. Dabei nahm sein Schmerz immer mehr zu und die Thränen strömten ihm um so reichlicher aus den Augen, je mehr Ausdruck er der Melodie zu geben suchte, je rascher der Takt dieses so heitern Musikstücks wurde. Ich weinte mit ihm; seine Begeisterung steckte mich an, so daß ich endlich einstimmte und wir das ganze Stück durchsangen.

(Künstliches Eis.) Wir haben, sagt ein gelehrtes englisches Journal, eine Abendstunde sehr angenehm in einem recht comfortablen Saale zugebracht, in welchem mehrere Personen Schlittschuhe liefen auf künstlichem Eise, das, wie ein Billard, zur Unterhaltung in jedem Privathause angebracht werden kann. Diese neue Erfindung sieht man bei dem Gärtner Jaslins in New Road, in dessen Saale der Erfinder, Henry Kirk, den Beweis geliefert hat, daß auf dem künstlichen Eise wirklich mit

Schlittschuhen gefahren werden kann. Das Resultat war vollkommen befriedigend, das Eis ist weich genug, um den Schlittschuhen kein Hinderniß zu bieten, und doch auch so hart, daß sie nur geringen Eindruck machen. Das Eis ist nur einen Zoll stark, doch hat man berechnet, daß man es zwei Jahre lang fortwährend für Schlittschuhläufer benutzen könnte. Es soll sich überdies sehr leicht erneuern lassen. Um das künstliche Eis der strengsten Prüfung zu unterwerfen, hat man damit einen großen Saal in dem Club der Schlittschuhläufer belegt, welche erklärten, es sei nun die Aufgabe gelöst, die den Schlittschuhläufer in den Stand setze, seiner Lieblingsbeschäftigung das ganze Jahr hindurch obzuliegen. Man setzte bei dem Versuche das künstliche Eis einer Temperatur von 80° Fahrh. aus. — Der Erfinder hat die Absicht, in einem Garten bei London eine große Fläche mit seinem künstlichen Eise zu belegen und so einen gefrorenen See zu schaffen, welcher das ganze Jahr hindurch aushält und eine der größten Merkwürdigkeiten Londons werden dürfte.

(Eine von wahnsinnigen Frauen gesungene Messe.) Wir haben in einer der letzten Nummern erwähnt, daß man in dem Irrenhause Salpêtrière bei Paris mit Erfolg die Musik als Heilmittel bei den unglücklichen Geisteskranken in Anwendung bringe; an dem letzten Weihnachtsfeste wurde in der Kirche der Anstalt sogar eine Messe von den wahnsinnigen Frauen gesungen, wozu sich eine große Anzahl Neugieriger eingefunden hatte. Wie schwer es dem Arzte, Trelat, und dem Musiklehrer Dreifuß geworden sein mag, die Musik diesen Unglücklichen einzustudieren, läßt sich leicht begreifen, der Erfolg hat aber alle Erwartungen übertroffen. Man denke sich funfzig wahnsinnige Frauen, die unruhig und mit unstäten Blicken hinter dem Altare standen. Sobald die Orgel ertönte, schienen plötzlich die Gedanken derselben, die sonst immer irr umherschweiften, in einen einzigen zusammen zu fließen, und wenn man bedenkt, daß diese Frauen zu gleicher Zeit die Musik und die dazu gehörigen Worte einer fremden Sprache gelernt haben, so muß man sich wundern, daß sie diese lateinischen Psalmen so richtig sangen. In den Pausen, welche ein Stück von dem andern trennten, malte sich deutlich auf allen Gesichtern der Irren, sobald aber die Orgel ihre Töne wieder erklingen ließ, verwandelten sich augenblicklich die Züge und wurden gleichsam verständig, fromm und begeistert.

### Generalcorrespondenz.

Die demokratische Richtung unserer Zeit greift immer mehr und mehr um sich und verdrängt die Vornehmheit aus einer ihrer verschanzten Linien nach der andern. Die Wissenschaft und Kunst schließt sich jener Richtung an und sie bieten ihre ganze Macht auf, um allmählig alle Höhen abzutragen, alle Tiefen auszufüllen und so eine allgemeine flache Gleichheit herzustellen. Ein neues Bollwerk der vornehmen Welt wird nächstens fallen; sie muß ihr Gold- und Silberwerk aufgeben, denn bald wird man keinem Menschen mehr glauben, daß er etwas besitze, das



ganz aus Gold oder Silber besteht. Es tritt eine neue Kunst in das Leben ein, die Alles, was bisher Luxus war, zu wohlfeiler Zierrath, zu gemeinem Geräthe macht, die Kunst nämlich, die schönsten Metalle dünn wie Firniß oder in beliebig dicken Schichten dauerhaft an die Oberfläche von Gegenständen zu heften, die aus wohlfeilern Metallen bestehen. Die Erfindung ist gleichzeitig von dem Engländer Elkington und dem Franzosen Ruolz gemacht worden, doch ist das Verfahren des letztern weit leichter und wohlfeiler. Die Kraft, welche dabei wirkt, ist der Galvanismus, der überhaupt in unseren Tagen eine so große Rolle zu spielen anfängt. Nicht bloß Silber, sondern auch Stahl und Eisen läßt sich auf diesem Wege schnell, leicht, wohlfeil und auf die vollkommenste Weise vergolden; man kann aber auch eben so leicht andere Metalle versilbern, mit Platina überziehen u. und die Leser sehen nun, warum in Zukunft Niemand mehr Gegenstände besitzen wird, die ganz aus Silber u. bestehen. —

Die Familie des Fürsten Poniatowsky, die sich in Florenz aufhält und deren Mitglieder fast Alle ein ausgezeichnetes musikalisches Talent besitzen, hat vor Kurzem in dem Theater zu Lucca eine Reihe von Opernvorstellungen gegeben, deren für die Armen bestimmter Ertrag sehr bedeutend gewesen sein soll. Von allen Seiten regnete es Blumen und Lorbeerkränze auf die fürstlichen Sänger und Sängerinnen. —

Seit dem Jahre 1830 sitzen auf fast allen europäischen größern Thronen andere Fürsten, auf funfzehn nämlich von zwanzig. Der älteste der regierenden Monarchen ist jetzt der König von Schweden, der den Thron seit 1810 inne hat. —

Der junge Jones, der sich bekanntlich zwei Mal in den Palast der Königin von Großbritannien einzuschleichen wußte, bringt jetzt seinem Vater Geld ein. Mehrere kleine londoner Theater machten dem Vater Anträge; sie boten ihm 300 Thlr., Kleidung und Unterhalt auf 6 Monate, wenn er ihnen erlauben wollte, den Neugierigen den „kleinen Liebhaber der Königin“ zu zeigen. Der Vater schlug aber alle diese Anträge aus, weil Neugierige genug zu ihm in das Haus kommen, um den jungen Burschen zu sehen und diese Erlaubniß immer gut bezahlen. —

In New York wird in diesem Augenblicke ein Dampfschiff gebauet, das seines Gleichen in der Welt nicht haben soll. Es soll 30 (engl.) Meilen in der Stunde zurücklegen und Raum für tausend Passagiere haben. Es hat keine Räder, sondern wird auf eine andere Weise in Bewegung gesetzt, die noch ein Geheimniß ist. —

In Brüssel ließ sich kürzlich eine der reichsten Erbinnen entführen. Um die Entdeckung bei etwaiger Verfolgung zu vereiteln, fuhren am Schlusse des ersten Hofballes vier vierspännige Postschaisen, jede mit einem gleichgekleideten Paare, gleichzeitig nach vier verschiedenen Richtungen aus Brüssel ab, so daß man nicht wußte, wohin die Verfolgung zu richten sei. Das liebende

Paar erreichte glücklich London, wo es sogleich getrauet wurde, und kehrte dann nach Brüssel zurück. —

Einem Herrn Foulquier in Bordeaux soll es gelungen sein, ein Verfahren zu entdecken, durch das Daguerreotyp auch die Farben darzustellen. Bereits hat er, wie Zeitungen versichern, auf diese Weise Ansichten aufgenommen. —

Am 20. December Nachmittags wurde der Holzfäller Michel in dem Walde von Mailly von einem großen Wolfe angegriffen. Michel schlug mit seinem Beile nach dem Thiere, der Wolf entging aber dem ihm bestimmten Hiebe und warf seinen Gegner nieder, den er an der Hand, am Fuße und Schenkel stark verwundete. Auf sein Hilferufen eilte Quot, ein anderer Arbeiter, herbei, dem es gelang, den Unglücklichen frei zu machen und den Wolf zur Flucht zu nöthigen. Unterdeß waren zwei andere Holzfäller, Jolinet und Lamarche, herbeigekommen, welche den Verwundeten in eine ihrer Hütten trugen und sodann den Wolf verfolgten. Zwei Stunden hatten sie vergebens gesucht, als sie zwei Leuten aus Mailly, dem Steinhauer Duc und dessen Frau, begegneten. In diesem Augenblicke erschien auch der Wolf. Das Thier stürzte sich auf Jolinet, der mit seinem Beile um sich schlug, während ihn die Andern zu vertheidigen suchten, trotzdem aber zwei starke Bisse in den Leib und in den Arm erhielt. Der Kampf dauerte fort. Mit einem Male stürzte sich der Wolf aber auf die Frau des Duc, die er zu Boden riß und mit seinen Klauen und Zähnen zerfleischte. Als Duc, ein kräftiger Mann, seine Frau in dieser Gefahr sah, warf er sich unbewaffnet auf den Wolf, faßte ihn an beiden Ohren, warf ihn auf den Rücken und hielt ihn in dieser Lage fest, so daß die Andern das wüthende Thier erschlagen konnten. —

Der Vicomte von Vautaud hat kürzlich die Diamanten, welche die Lafarge gestohlen hatte, verkauft und den Ertrag an die Armen von Lulle und Glandier vertheilen lassen. —

Im vorigen Jahre wurden in Paris 404 Personen von Wagen umgefahren; 14 davon starben an den erhaltenen Verletzungen. —

Pariser Zeitungen erzählen ein Beispiel, das bestätigen soll, wie die Seele doch in Ferne wirken könne. Ein Kaufmann in Paris sah nämlich einst in der Nacht im Traume seinen Sohn, der sich in Neu-Orleans befand und mit brechender Stimme zu ihm sagte: „Vater ich sterbe.“ Gleichzeitig fühlte er seine Hand von einer andern kalten Hand berührt. Der Kaufmann erwachte darüber und der Traum machte einen solchen Eindruck, daß er bald darauf nach Neu-Orleans reisete. Dort erkundigte er sich natürlich sogleich nach seinem Sohne und er erfuhr, daß derselbe gestorben sei. Nach dem ersten Schmerze erzählte er den Traum, den er gehabt hatte und diejenigen, welche seinen Sohn hatten verschiden sehen, bestätigten mit Staunen die seltsame Ahnung des unglücklichen Vaters, indem sie ihm sagten, sein Sohn sei wirklich in jener Nacht gestorben und habe zuletzt ausgerufen: „Vater, ich sterbe.“ —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 5.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 Illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Feisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Schwiegersohn.

Novelle von Charles de Bernard.

(Fortsetzung.)

„Eines Tages,“ fuhr Chaudieu fort, indem er den Zuhörer scharf ansah, „am 30. April 1832, erschien ein Mann an der Kasse, um sich den Betrag eines Wechsels, den ein straßburger Haus auf uns ausgestellt hatte, bezahlen zu lassen.“

Der Speculant schlug unwillkürlich die Augen nieder und sein Blick schweifte hin und her wie eine Biene, die beißen möchte, aber nicht wagt den Kopf zu erheben.

„Ob wir gleich,“ fuhr Chaudieu fort, „keine Anzeige von unsern Geschäftsfreunden erhalten hatten, so wurde der Wechsel doch bezahlt, denn es schien Alles daran in Wichtigkeit zu sein. Er war indessen doch falsch, da die Unterschrift nachgemacht war. Man bemühte sich, den Fälscher zu entdecken. Der Verdacht unserer Handelsfreunde fiel sogleich auf einen jungen Mann, der einige Zeit in ihrem Comptoir gearbeitet hatte, vor Kurzem aber wegen mehrerer bedeutender Veruntreuungen entlassen worden war. Dieser junge Mann hieß Chabaud; er hatte aber noch einen andern Namen. — Sie lassen ja Ihre Cigarre ausgehen.“

Laboissière, dem seit einem Augenblicke der Athem ausgegangen zu sein schien, zog hastig an der kleinen Tabakspille, die er zwischen den Lippen hielt; aber es war zu spät, er brachte keinen Rauch mehr heraus.

„Durch Vergleichung des falschen Wechsels mit mehreren Papieren Chabauds war die Hand desselben leicht zu erkennen. Offenbar hatte Chabaud, der die Unterschrift des Hauses, in welchem er arbeitete, genau kannte, diesen und vielleicht noch andere Wechselsformulare ausgefüllt, die er ja leicht hatte haben können. In Paris ließ er sich das Geld unter dem Namen Bonnet auszahlen; man zog Erkundigungen nach dieser Person ein, aber in dem Hause, das der Mann angegeben hatte, wohnte Niemand dieses Namens. Die Spur des Fälschers schien also verschwunden zu sein. Im Laufe der Geschäfte wurde das Ereigniß vergessen; man schrieb die ausgezahlte Summe auf das Verlustconto und dachte nicht weiter mehr daran. Zwei Personen jedoch hatten Chabaud gesehen, als er den Wechsel sich auszahlen ließ, der Kassirer, Herr Blanguard, der jetzt bei der Staatskasse angestellt ist, und ein Associé des Hauses, der sich zufällig an der Kasse befand. Dieser Associé war ich.“

Der Speculant schlug in einer krampfhaften Bewegung die Arme über der Brust zusammen und zerbiß die ausgegangene Cigarre, welche er noch immer zwischen den Lippen hielt.

„Dieser Bonnet,“ fuhr Chaudieu mit unveränderter Ruhe fort, „dieser Chabaud, der noch einen andern Namen hat, dieser Fälscher mit einem Worte sind — Sie.“

Laboissière hatte alle seine Energie zusammengenommen, um diesen eben so unerwarteten als unvermeidli-



chen Keulenschlag zu empfangen. In einem Anfälle von Unwillen, der ein weniger hellsehendes Auge hätte täuschen können, sprang er von seinem Stuhle auf, heftete auf seinen Ankläger einen schrecklichen Blick und sagte:

— „Das ist eine schändliche Verläumdung, eine abscheuliche Lüge und Ihr Leben bürgt mir für diesen Schimpf.“

„Ich glaube es nicht, vor Allem aber lassen Sie mich ausreden. Ich habe nicht zu untersuchen, was Sie seit dem 30. April 1832 gethan oder wie Sie sich etwa ein Jahr nach diesem Vorfälle bei meinem Schwiegervater eingeführt haben. Wenn ich Ihnen in alle Ihre Abenteuerlichkeiten folgen wollte, könnten wir unsern eigentlichen Gegenstand verlieren. Uebrigens ist es auch unnöthig, weiter als bis zu meiner Verheirathung zu gehen, da ich Sie vorher nur ein einziges Mal gesehen hatte. Als ich mich mit dem Fräulein Bailleul verheirathete, deren Familie ich erst seit ganz Kurzem kannte, befanden Sie sich in Bordeaux unter dem Vorwande, Ihre Dampfschiffahrtsgesellschaft zu gründen. Ich traf Sie also bei meinem Schwiegervater erst nach Ihrer Rückkunft. Ich habe ein vortreffliches Gedächtniß, Ihr Gesicht fiel mir sogleich auf, meine Erinnerungen erwachten und bald erkannte ich Sie wieder.“

— „Eine abscheuliche Lüge, wiederhole ich.“

„Ich erkannte Sie so vollkommen, daß ich von diesem Augenblicke an auch nicht den mindesten Zweifel hegte. Ihr Name bestätigte das Zeugniß Ihres Gesichtes, denn das Haus, in welchem Sie gearbeitet und dessen Wechsel Sie nachgemacht hatten, theilte uns mit, es glaube, daß der Fälscher Louis Gustav Chabaud-Laboissière heiße. In Straßburg nannte man Sie kurzweg Chabaud; in Paris aber hatten Sie den Namen fallen lassen, um sich Laboissière zu nennen, wie man in der Schlacht ein Pferd verläßt, das unter dem Reiter verwundet wurde, um ein anderes noch unbeschädigtes zu besteigen.“

— „Sie haben Recht,“ unterbrach ihn der Industrieritter mit veränderter Stimme, „fahren Sie fort in Ihren Beleidigungen; sobald Sie am Ende sind, werden wir die Rechnung ausgleichen.“

„Wenn ich nur auf meine Ueberzeugung gehört hätte, so würde ich Ihnen die Maske augenblicklich von dem Gesichte gerissen haben,“ fuhr Chaudieu fort, auf den diese Drohung gar keinen Eindruck zu machen schien; „aber ich pflege nicht leichtsinnig zu handeln und nahm mir deshalb vor, erst dann zu sprechen,

wenn ich eine unumstößliche Gewißheit erlangt haben würde. Seit zwei Jahren war ich aus dem Hause Roux und Taubert ausgetreten, das überdies nach Marseille verlegt worden ist. Ich schrieb indeß sogleich an Francis Taubert, der unter seinen Papieren den falschen Wechsel aufbewahrt haben mußte. Er befand sich in Italien und in seiner Abwesenheit konnte man mir das nicht schicken, was ich verlangte. So vergingen beinahe fünf Monate, in denen ich, treu meinem Vorsatze, in meinem Hause, an meinem Tische einen Menschen dulden mußte, den die Familie meiner Frau sehr gern sah, ohne zu ahnen, daß der Mann, den sie so gut aufnahm, nur ein Betrüger sei.“

— „Glender!“ rief Laboissière, indem er sich auf den Erzähler stürzte.

Chaudieu erfaßte die Hand, die nach seiner Wange gerichtet war, begnügte sich aber, ohne den Schlag zu entgegnen, mit dem er bedrohet worden war, seinen Gegner zu zwingen, sich wieder zu setzen, nachdem er ihm den Arm auf eine Weise gedrückt, die ihm alle Lust benommen hatte, einen Faustkampf zu versuchen.

„Noch einen Augenblick Geduld,“ sagte er zugleich; „ich bin sogleich zu Ende. Der Brief, den ich erwartete, um Sie in Ihrem wahren Lichte erscheinen zu lassen, ist gestern endlich angekommen und Sie selbst hatten die Gefälligkeit, mir ihn in den Garten zu bringen. Francis Taubert schickt mir nach der Rückkehr von seiner Reise den fraglichen Wechsel mit allen zur Beurtheilung des Fälschers nöthigen Nachweisungen und Angaben. Diesen Wechsel habe ich hier in meinem Taschenbuche und wenn Sie mich nicht vermögen, Ihnen denselben zu übergeben, so schwöre ich es Ihnen zu, daß ich gleich von hier weg damit zu dem königl. Procurator gehe.“

Laboissière, in der Schlinge gefangen wie ein Fuchs, schwieg einige Augenblicke.

— „Was verlangen Sie für dieses Papier?“ sagte er endlich in mürrischem Tone.

„Zehn dieser Banknoten da für meine zehn Actien und die dreiundvierzig Briefe der Madame Bailleul für den Wechsel.“

Der Speculant streckte die Hand nach seinem Portefeuille aus und nahm aus demselben unter werthlosen Papieren zehn Banknoten von tausend Francs jede hervor. Dann stand er auf, schloß sein Bureau auf und nahm ein kleines Kästchen, in welchem sich eine Anzahl zusammengebundener Briefe befand.



„Erlauben Sie, daß ich sie zähle?“ sagte Chaudieu, indem er nach dieser ziemlich voluminösen Correspondenz griff.

Laboissière lächelte bitter wie ein Mann, der schon zu viele Beleidigungen hinnehmen mußte, als daß er über einen Mangel an Vertrauen unwillig hätte werden können.

„Dreiundvierzig, es ist richtig,“ sagte der Schwiegersohn der Madame Bailleul, nachdem er die Briefe aufmerksam gezählt hatte. „Nun haben Sie die Güte, das Packet zu couvrir und zu versiegeln.“

— „Warum diese Vorsicht?“ fragte Laboissière, indem er von dem Schreibtische einen großen Papierbogen nahm.

„Madame Bailleul soll nicht glauben können, ich hätte auch nur einen Augenblick Zeit gehabt, diese Briefe, bevor ich sie ihr übergab, zu lesen.“

Ohne eine Bemerkung über ein Verfahren zu machen, dessen Bartgefühl ihn sehr wenig berührte, schlug der Industrieritter die Briefe in den Papierbogen und siegelte das Packet zu. Dann fügte er demselben die zehn Banknoten hinzu und übergab Alles Chaudieu, der unterdeß aus seinem Portefeuille die Actien und den falschen Wechsel genommen hatte. Der Austausch geschah, ohne daß einer der Männer dabei ein Wort sprach. Während der Gatte Adolphinens ruhig die Briefe und die Banknoten einsteckte, betrachtete Laboissière mürrisch das Papier, das er aus Sorge für seine Sicherheit um jeden Preis hätte an sich kaufen müssen. Nachdem er es mit der größten Sorgfalt besehen hatte, zündete er eine Kerze an und hielt an die Flamme den Wechsel, von dem bald nichts weiter übrig war als ein schwärzliches Häufchen, das er auf dem Boden noch zertrat, als habe er die Flamme nicht für zerstörend genug gehalten.

Als er den Beweis seiner Schuld vernichtet sah, ging über die Lippen Laboissière's ein dumpfes Köcheln, ähnlich dem Knurren des Wolfes, der beißen will; mit einer entschlossenen Bewegung richtete er sodann den Kopf empor und heftete auf den Mann, dessen Anklage er nun nicht mehr zu fürchten brauchte, einen Blick, aus dem die ganze Wuth bligte, die er bis dahin an sich gehalten hatte.

— „Ehe Sie weggehen,“ sagte er mit schneidender Stimme, „werden wir noch ein Abkommen zu treffen haben. Welche Waffen wählen Sie?“

Chaudieu lächelte ganz heiter.

„Ich erwartete diese Ausforderung,“ antwortete er;

„Sie hätten sich dieselbe aber ersparen können, denn ich habe die Absicht, darauf nicht einzugehen.“

— „Sie weigern sich, mit mir sich zu schlagen?“  
„Ja.“

— „Und Sie glauben nicht, daß ich Sie dazu zwingen werde?“ rief Laboissière. „Sie haben mich tödtlich beleidiget und meinen, ich werde mich diesem Schimpfe unterziehen, ohne eine glänzende Genugthuung dafür zu erhalten? Da irren Sie sich sehr, mein Lieber. Wir schlagen uns, nicht bald, nicht morgen, sondern heute noch. Fügen Sie sich also gutwillig und auf der Stelle, wenn Sie nicht wollen, daß ich Ihnen die Züchtigung gebe, welche den Feigen gebührt.“

„Ich rathe Ihnen, die Bewegung, die Sie sich eben erlaubten, nicht noch einmal zu wiederholen, ich könnte das zweite Mal minder geduldig sein als das erste Mal und Sie auf einem andern Wege als auf der Treppe auf die Straße hinunter spediren. Sie wohnen im dritten Stock und der Sprung dürfte ungesund sein.“

Bei diesen Worten legte Chaudieu nachlässig seine zwei großen durch die Arbeit im Freien gebräunten Hände, deren Finger die Kraft zu besitzen schienen, einem Stiere die Hörner abzureißen, auf die Knie. Diese ausdrucksvolle Pantomime maßigte die Wuth des Herausfordernden, der, als er sah, daß die Chancen des Kampfes gegen ihn waren, die Arme verächtlich übereinander schlug.

— „Ich spreche als Gentleman mit Ihnen,“ sagte er mit spöttischem Lächeln, „und Sie antworten als Bauer.“

„Ein Bauer ist besser als ein Gentleman, der falsche Wechsel macht.“

— „Hören Sie mich an,“ entgegnete Laboissière bleich vor Wuth, „hier sind wir allein, und da Sie kein Herz haben, so würde ich Ihnen ganz nutzloser Weise eine Ohrfeige geben. Für heute also Waffenstillstand; das erste Mal aber, daß ich Ihnen vor Leuten begegne, lassen Sie mich nicht so nahe kommen als ich mit meinem Stocke reichen kann, denn, bei meiner Ehre! ich zerschlage ihn an Ihrem Gesicht, wo ich Sie auch finde. Dann werden wir sehen, ob Sie sich noch weigern, sich mit mir zu schlagen.“

„Ich werde Sie schlagen, aber wir werden uns nicht schlagen,“ antwortete Chaudieu mit dem größten Phlegma; „wenn Sie nur ein Raufbold wären, so könnte ich vielleicht die Thorheit begehen, mein Leben gegen das Ihrige einzusetzen, trotz der Ungleichheit der Chan-



cen; aber Sie sind ein Betrüger und Fälscher und ich kenne weder ein Gesetz noch ein Vorurtheil, das mich zwingen könnte, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten."

— „Sie wollen also, daß ich Sie ermorde?“ rief Laboissière durch die so beleidigend begründete Weigerung auf das Höchste erbittert.

„Das beunruhiget mich nicht,“ entgegnete Chaudieu mit ironischem Lächeln. „Einen Gegner, dessen friedliche Lebensweise bekannt ist, vor die Klinge zu fordern, in deren Führung man seit zehn Jahren Unterricht genommen hat, erfordert eben keinen außerordentlichen Heldemuth; Muth gehört aber dazu, Jemanden zu ermorden, und ob Sie gleich dem Zuchthause bereits Troß geboten haben, so glaube ich doch nicht, daß Sie die Guillotine wagen.“

Chaudieu stand auf, nahm seinen Hut, den er bei dem Eintreten auf einen Tisch gelegt hatte, und ging langsam, ohne den Hausherrn weiter zu begrüßen, nach der Thüre zu. In dem Augenblicke, als er dieselbe öffnete, stürzte sich Laboissière auf ihn.

— „Morgen,“ rief er mit heiserer Stimme, „bin ich zu Tische bei Ihrem Schwiegervater und Sie werden auch da sein. Da im Beisein Ihrer Familie werde ich Sie ohrfeigen und Ihnen in das Gesicht spucken, ich schwöre es hier bei den fünfmalhunderttausend Teufeln in der Hölle. Und rechnen Sie nicht auf Ihre Auflädersäuste, ich werde bewaffnet sein und bei der ersten Bewegung Ihnen zur Ader zu lassen.“

„Ich danke für die Anzeige,“ entgegnete Chaudieu in aller Sorglosigkeit.

— „Morgen!“ wiederholte Laboissière mit einem Tone, welcher den unveränderlichen Entschluß ankündigte, seine Schande mit Blut abzuwaschen.

## S.

Chaudieu kehrte, nachdem er Laboissière verlassen hatte, in sein Landhaus zurück und seine erste Sorge war, sich dort sogleich in den kleinen Salon zu begeben, von dem wir bereits gesprochen haben. Dort fand er seinen Schwiegervater vor einem Spieltische, der als Schreibtisch dienen mußte und wo er bereits mehrere Briefe geschrieben hatte. Madame Bailleul saß oder lag vielmehr halb auf den Kissen eines Canapees unbeweglich; ihr Gesicht schien seit voriger Nacht um zehn Jahre gealtert zu haben.

Bailleul stand bei der Ankunft seines Schwiegersohnes rasch auf.

„Nun, da sind Sie endlich; Sie haben mir viel Noth gemacht.“

— „Wie so?“ fragte Chaudieu.

„Ehe Sie nach Paris fuhren, ließen Sie mich die Actien auf Sie übertragen und sagten, es sei mit meiner Frau verabredet; jetzt schilt man mich aus, als ob ich es hätte errathen können, daß Sie das auf eigene Gefahr übernahmen. Er muß sich in Deiner Gegenwart darüber aussprechen, liebe Frau,“ fuhr er zu seiner Frau gewendet fort. „Chaudieu, ich fordere Sie auf zu antworten: haben Sie nicht gesagt, die Sache sei mit Madame Bailleul abgemacht?“

— „Das habe ich Ihnen gesagt.“

„Sie wagen zu behaupten, daß ich mit Ihnen davon gesprochen hätte!“ fuhr Madame Bailleul, zornerglühend, auf.

— „Sie haben kein Wort davon gesagt,“ antwortete Chaudieu leichtfertig.

Die beiden Eheleute wechselten einen Blick der Bewunderung und betrachteten sodann ihren Schwiegersohn mit Neugierde und Besorgniß.

„Er wird in Paris noch einmal gefrühstückt haben,“ dachte der Alte und „der Fuchs von Laboissière hat ihn gewiß ein Räuschchen trinken lassen, um ihn besser zu rupfen.“

„Wollen Sie mir wohl gefälligst erklären, was das bedeuten soll?“ fragte Madame Bailleul.

— „Mit Vergnügen,“ entgegnete Chaudieu; „ich konnte über diese Actien nicht verfügen, wenn ich nicht Eigenthümer derselben war, und um diese Maßregel meinem Herrn Schwiegervater annehmbar zu machen, hielt ich es für das Beste, in Ihrem Namen mit ihm darüber zu sprechen.“

„Sie haben über diese Actien verfügt?“ fragte Herr Bailleul im Tone der Angst.

— „Ich nahm mir die Freiheit,“ antwortete Chaudieu lachend.

„Der Wein giebt ihm diesen Muth,“ dachte der Alte; „ich habe ihn niemals so gesehen.“

— „Kommen wir damit zu Ende,“ sprach Madame Bailleul in einem so strengen Tone, daß ihr Mann gezittert haben würde, hätte er ihm gegolten; „haben Sie einen Grund, der Sie verhindert mir zu sagen, was Sie mit diesen Actien gethan haben?“

„Nicht den geringsten,“ entgegnete Chaudieu; „man sagt, über Nacht kommt guter Rath. Die Bemerkungen meines Schwiegervaters über das Unsolide gewisser industrieller Unternehmungen kamen mir diesen Mor-



gen sehr treffend vor, obgleich ich gestern nichts davon hören mochte. Statt also neue Actien zu nehmen, habe ich dem Herrn Laboissière die alten zurückgegeben."

— „Und er hat sie zurückgenommen?“ riefen die beiden Eheleute gleichzeitig aus.

„Allerdings, denn hier ist das Geld.“

Chaudieu nahm aus seinem Taschenbuche die zehn Banknoten und warf sie auf den Spieltisch.

Bailleul fuhr sogleich mit der Hand nach diesem kostbaren Packete.

„Sie haben Ihr Geld den Klauen dieses Laboissière entrisen?“ fragte er mit freudestrahlendem Gesichte, „und er machte keine Schwierigkeiten?“

— „Die machte er allerdings, wir verständigten uns aber zuletzt. Hier sind also Ihre zehntausend Francs; wollen Sie mir dieselben als Abschlag von der Mitgift Adolphinens überlassen, so behalte ich sie; wollen Sie mir aber das Ganze zusammen geben, so ist es mir auch recht.“

„Darüber werden wir uns einigen,“ sagte Herr Bailleul, der nichts zu entscheiden wagte, wenn seine Frau schwieg. „Vor Allem, mein lieber Chaudieu, muß ich Sie wegen des schlimmen Gedankens, der mir eben in den Kopf kam, um Verzeihung bitten. Ich glaubte, Sie hätten sich von dem Laboissière ganz umgarnen lassen, während Sie ihn behandelt zu haben scheinen, wie er es verdient. Sie sind am Ende gar nicht so dumm als Sie — nehmen Sie mir es nicht übel — aussehen.“

Der gute Mann, den die Bankbillets in gute Laune versetzten, bemerkte plötzlich, daß seine Freude von der Macht nicht gut geheißt wurde, der er unterworfen war; dieser Gedanke verschloß ihm den Mund und er richtete auf seine Frau einen schüchternen Blick, als wollte er sich wegen der Freiheit entschuldigen, die er sich genommen, und um die Erlaubniß bitten, vergnügt sein zu dürfen.

Seit der Erklärung, die Chaudieu gegeben, hatte Madame Bailleul kein Wort gesprochen, ihre Augen aber hasteten fortwährend mit einer Mischung von Neugierde, Verwunderung und Besorgniß auf ihrem Schwiegersohne. Die stillschweigende Aufforderung ihres Mannes riß sie aus dem beobachtenden Nachdenken, in das sie versunken zu sein schien.

„Hast Du nun alle Briefe geschrieben?“ sagte sie mit erheuchelter Gleichgiltigkeit zu ihm.

— „Es sind nur noch die Adressen darauf zu schreiben,“ antwortete Herr Bailleul.

„Das übernehme ich. Geh Du unterdeß und sag' dem Peter, er möge sich bereit halten; er muß sie sogleich nach Paris schaffen.“

— „Es sind Rundschreiben wie es scheint,“ fiel Chaudieu ein, indem er die auf dem Tische umherliegenden Papiere betrachtete.

„Sie wissen, daß wir morgen in Paris ungefähr zehn Personen zu Tische haben sollten,“ antwortete Herr Bailleul, „da aber meine Frau nicht wohl ist, so sagen wir ab.“

— „Geh und hole den Peter,“ wiederholte die Frau vom Hause.

„Ich gehe schon, liebe Frau,“ antwortete der Mann, während er sich beeilte, den Auftrag zu vollziehen.

Sobald ihr Mann sich entfernt hatte, setzte sich Madame Bailleul an den Tisch, ohne auf ihren Schwiegersohn im mindesten zu achten. Nachdem sie zwei oder drei Adressen geschrieben, warf sie ihm endlich einen zerstreuten Blick zu und sagte in demselben Tone, als spräche sie von dem Wetter: „Sie haben also Herrn Laboissière gesehen?“

— „Ich komme eben von ihm,“ antwortete Chaudieu ebenfalls ganz gleichgiltig.

„Er machte keine Einwendungen, als Sie ihm die Actien zurückgaben?“

— „Ich wußte sie zu beseitigen.“

„Können Sie mir nicht sagen, durch welches Mittel?“

— „An dem Mittel liegt nichts, wenn nur der Zweck erreicht ist.“

Madame Bailleul bückte sich auf den Tisch und schrieb noch zwei oder drei Adressen.

„Es war zwischen Ihnen nur von diesen Actien die Rede?“ fuhr sie nach einiger Zeit fort, indem sie ihre Unruhe zu verbergen suchte.

— „Wir sprachen auch noch von andern Dingen.“

„Die wahrscheinlich nicht so wichtig waren, als daß Sie gegen mich davon sprechen könnten?“

Chaudieu betrachtete einen Augenblick seine Schwiegermutter, deren Gesicht, trotz ihrer Bemühung ruhig zu erscheinen, eine heftige Angst verrieth. Er hatte endlich Mitleid mit ihr, nahm aus seiner Tasche die Briefe, die sie beruhigen sollten, und legte sie, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Tisch.

Madame Bailleul nahm verwundert das Packet. Da sie keine Adresse darauf sah, so betrachtete sie das Siegel und erkannte hier sogleich die Chiffer Laboissière's. Mit der Gier einer Eigerin riß sie nun das Couvert



ab. Die Briefe fielen auf dem Tische umher. Die schuldbewusste Frau erröthete und erblaßte abwechselnd, als sie dieselben vor sich erkannte und sich gerettet sah. Einen Augenblick war sie nahe daran, ihr Bewußtsein zu verlieren, aber ihr kräftiges Naturell hielt sie aufrecht. Mit einem Male endlich, mit einer unwiderstehlichen Bewegung, stand sie auf, nahm beide Hände ihres Schwiegersohnes und drückte dieselben krampfhaft in den ihrigen.

„Sie sind mein Retter und ich verdanke Ihnen mehr als das Leben,“ sagte sie mit einer von Aufregung zitternden Stimme.

— „Verbergen Sie dies, ehe Ihr Mann zurückkommt,“ entgegnete Chaudieu mit der kaltblütigen Ruhe, die ihn nicht verließ.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Eine falsche Jungfrau von Orleans.) Am Lichtmestage des Jahres 1463 stand eine große Volksmenge um ein Haus in Paris her. Eine Frau mit unordentlicher Kleidung sprach zu dem Volke und schwang dazu ein Schwert. „Volk von Paris,“ sprach sie, „Ihr seht in mir Johanna d'Arc, die Jungfrau, die man fälschlicher und verrätherischer Weise für todt erklärt hat, um sie der Belohnungen zu berauben, die ihr gebührten. Ich komme aus England, wo ich 32 Jahre in Gefangenschaft geschmachtet habe. Ein Seemann von Rouen, der mich erkannte, hat mich befreit und auf seinem Schiffe an die Küste der Normandie gebracht. Der König, mein Gebieter, ist gestorben, ich verlange also von seinem Nachfolger den Lohn für meine Dienste und meine Leiden. Die, welche neben mir gekämpft haben, werden mich wieder erkennen, hier ist das Schwert, das ihnen den Weg zum Siege zeigte.“ Das Volk liebt das Wunderbare und begeistert sich leicht und gern für Alles, was außerordentlich ist. Die Sprache der begeisterten Frau, der es nicht an Würde fehlte, und ihre flammenden Blicke gewannen ihr Bewunderung und Vertrauen. Einige Arbeiter, die unter den Truppen Karls VII. gebient, erklärten wirklich, in der Fremden die Jungfrau zu erkennen. Das Alter der Frau paßte genau zu dem der Heldin von Voucouleurs. Ihr Haupt neigte sich gleich dem der Johanna d'Arc ein wenig auf die Seite und am rechten Schenkel hatte sie eine tiefe längst vernarbte Wunde. Das Gerücht von dieser seltsamen Erscheinung verbreitete sich schnell in Paris. Namentlich begeisterten sich die Studenten, die Schreiber und das gemeine Volk für die Heldin; es entstanden ernstliche Aufläufe in den Straßen und die Regierung mußte große Truppenmassen aufbieten, um das Volk zurück zu drängen und die falsche Jungfrau in Gewahrsam zu bringen. Sie wußte selbst ihren Richtern zu imponiren und wenn nicht Lud-

wig XI. streng befohlen hätte, sie hinzurichten, sie würde wahrscheinlich frei gesprochen worden sein. Sie wurde in Paris, unter dem Zuströmen einer ungeheuern Volksmasse, als Betrügerin lebendig verbrannt.

(Der Kaiser Nicolaus und die französische Schauspielerin.) Bekanntlich liebt der Kaiser von Rußland die Künstler und behandelt sie mit einer wohlwollenden Vertraulichkeit. Eines Abends trat er in das Foyer des Theaters und sah die Madame Bras (eine franz. Schauspielerin), die ihn unverwandt und ergriffen betrachtete. „Nun, was giebt es? Geht Ihnen etwas durch den Kopf?“ fragte der Kaiser die Schauspielerin; „sprechen Sie, ich will es wissen.“ — „Aber, Sire...“ — „Sprechen Sie sogleich.“ — „Nun wohl, Sire, ich finde, daß Ihr Gesicht vollkommen zu Ihrer Stelle paßt.“ Der Kaiser ging lächelnd weiter.

(Herbstblätter.) Wir wissen alle, daß die Gärtner die abgefallenen Herbstblätter, die der Wind umherstreuet, zusammen kehren und wegschaffen. Die Nettigkeit, die in einem Garten aufrecht erhalten werden muß, scheint diese Arbeit nothwendig zu machen und das Herkommen seit Jahrhunderten heißt sie gut. Der Mann, welcher die abgestorbenen Blätter unter seinen Bäumen und Büschen liegen ließe, würde von Allen für träge und nachlässig gehalten werden, und doch ein besserer Gärtner sein als der, welcher immer Besen und Rechen in der Hand hat und seinen Garten bearbeitet, wie das Stubenmädchen die Zimmer. Wenn die Natur den Baum veranlaßt, seine Blätter abfallen zu lassen, so geschieht es nicht blos, weil sie todt und für ihn nutzlos sind, sondern weil sie zu andern Zwecken gebraucht werden, nämlich dem Boden den Haupttheil von dem wiederzugeben, was ihm in der Zeit des Wachstums entzogen worden ist, und so die Erde fähig zu machen, die Vegetation eines folgenden Jahres zu unterhalten. Es ist dies eine Wahrheit, die den Gärtnern und Gartenbesitzern noch nicht allgemein bekannt ist oder von ihnen nicht beachtet wird.

(Freimaurer = Anekdote.) Es ist nun etwa zwanzig Jahre her, daß Capitain D. in Aegypten reisete. Mehemed Ali befaß damals die Macht noch nicht, die er jetzt hat, auch standen die Engländer in dem Lande noch nicht in dem Ansehen wie jetzt. Den Capitain begleitete ein Diener, ein rüstiger und verständiger junger Mann; in der Wüste wurden sie von den Arabern überfallen; der Capitain vertheidigte sich tapfer und erschlug sogar zwei der Räuber. Endlich wurde er aber mit seinem Diener überwältigt, man brachte beide an den Zufluchtsort der Räuber, wo man sie trennte. Das Leben des Capitains war verloren und er erwartete sein grausames Schicksal mit der größten Ruhe und Seelenstärke. Am andern Morgen sah er indes seinen Diener zu sich treten, der ihm zu seinem Erstaunen die erfreuliche Nachricht brachte, er könne weiter reisen wenn es ihm beliebe. Der Capitain erhielt überdies noch alles zurück,



was ihm abgenommen worden war. Die Wüstenräuber waren Freimaurer und hatten erst in dem Diener, dann auch in dem Capitain selbst Brüder erkannt, denen sie nichts zu Leide thun mochten.

(Mozart in Paris.) Mozart befand sich in Paris, als er sich mit seiner Oper „Don Juan“ beschäftigte. Eines Tages, nachdem er mehrere Stunden in seinem Zimmer gearbeitet hatte, blickte er auf seine Uhr. „Schon fünf Uhr!“ Zu dieser Stunde pflegte der Maestro gewöhnlich sein Mittagmahl einzunehmen. Er kleidete sich also in aller Eile an und begab sich zu einem Restaurateur im Palais Royal; unterwegs aber keimte eine neue Idee, entwickelte sich und wuchs in seinem Hirne, beschäftigte ihn ausschließlich und so ganz, daß er nur maschinenartig, aus Gewohnheit, die Speisekarte überblickte, die man ihm reichte, und dann sagte: „Nudelsuppe!“ Die Suppe wurde aufgetragen, aber der Maestro rührte sie nicht an. Es vergingen zehn Minuten, eine Viertelstunde und während sein Kopf gor, während seine Phantasie in den hohen Sphären des Idealen und der Poesie schwebte, bemerkte er nicht, daß seine Suppe kalt wurde. Nach einem halbstündigen Grübeln entschloß er sich endlich, das Schweigen nochmals zu unterbrechen.

„Eine gebratene Sole!“ rief er dem Kellner zu.

Die Suppe wurde weggenommen und durch den verlangten trefflich gebratenen Fisch ersetzt, der indeß auch weder seine Aufmerksamkeit erregen, noch den Appetit des sinnenden Componisten reizen konnte. Sechs Gerichte werden so nach einander verlangt, aufgetragen und von dem Maestro mit gleicher Gleichgültigkeit behandelt. Der Kellner ist über das seltsame Benehmen des wunderbaren Tischgastes ganz versteinert; er meint aber, es würde ganz vergeblich sein, denselben anzureden, denn er sei doch offenbar nicht wohl bei Sinnen. Zwei Stunden waren so seit der Ankunft des Componisten bei dem Restaurateur vergangen; den Kopf auf seine Hände gestützt, war er nicht einmal aus seinem Zustande des Nachdenkens und des Sinnens heraus gekommen; mit einem Male aber richtet er die Stiefel stolz empor, seine Wangen röthen sich, aus den Augen schießt ein Blick der Zufriedenheit und des Glücks und nachdem er den Inhalt seiner Börse dem Kellner in die Hand geschüttet hat, springt er auf, verläßt den Saal und ruft: „endlich gefunden! endlich gefunden!“

Mozart hatte wirklich das Finale zum dritten Acte des Don Juan gefunden.

(Französische Tapferkeit.) Es war bei Elchingen, erzählt ein französischer Capitain. Das Regiment, in welchem ich als Lieutenant stand, erhielt den Befehl, die Colonnen zu schließen, durch einen schmalen Hohlweg hin gegen eine Batterie vorzurücken, welche große Verheerungen unter den Unserigen anrichtete, und dieselbe zu nehmen. Vorher mußten wir über eine offene Ebene und die Colonne marschirte vorwärts. Ein wahr-

rer Hagel von Kugeln segte durch das Thal, die Grenadiere aber marschirten trotz dem Rauche, dem Blute und den Pulverflammen immer weiter. Endlich schickte der Marschall Ney einen Adjutanten mit dem Befehle an die Truppen, sich platt niederzulegen; in dieser Stellung spielten die Geschütze eine halbe Stunde über uns hinweg. Die Oesterreicher schossen allmählig schwächer und stellten endlich das Feuer ganz ein; dies war der Augenblick, den Angriff wieder zu beginnen. Ich kroch auf meinen Knien vorsichtig ein Stück weiter und sah mich um. Ein Wort sammelte die Mannschaft um mich; zu meinem Schrecken aber fand ich, daß von einem Regimente, das 1400 M. stark ausgerückt war, nicht 500 übrig waren und daß ich, Einer der jüngsten Lieutenants, der älteste Officier war. Unser tapferer Oberst lag todt zu meinen Füßen. In diesem Augenblicke kam ich auf einen Gedanken. Ich erinnerte mich, daß er in schwierigen oder gefährlichen Augenblicken einen kleinen rothen Federbusch, den er gewöhnlich an seinem Gürtel trug, an den Lschacko zu stecken pflegte. Diesen suchte und fand ich. Sobald ich ihn emporhielt, tönte mir Jubelgeschrei entgegen und die Officiere eilten ihren Colonnen voraus. Es war kein Marsch mehr; die Leute stürzten mit einem wüthigen Rachegeschrei vorwärts und wetteiferten, wer zuerst mit dem Feinde in Berührung kommen werde. Gleich Tigern fielen sie die Gegner an, die überwältigt wurden und bald als Leichen um die Kanonen her lagen, die in unsere Gewalt fielen. Ich saß auf der Lafette einer Kanone, das Gesicht von Pulver geschwärzt, die Uniform beschmutzt und im Blute gleichsam getränkt, und alles kam mir wie ein gräßlicher Traum vor. Da fühlte ich eine Hand auf meiner Achsel und eine rauhe Stimme rief mir in das Ohr: „Capitain vom 69., Du bist mein Bruder.“ Es war Ney, der so zu mir sprach, und, setzte der Officier hinzu, dessen Augen sich mit Thränen füllten, „diesen Säbel da gab er mir zum Andenken.“

(Ein schlechter Spaß.) Ein junger Fashionable in Edinburgh, der für sein Leben gern einen Schnurrbart gehabt hätte, fragte endlich einen seiner Freunde, wie er einen so schönen Bart bekommen habe. „Nichts ist leichter,“ entgegnete dieser Freund; „ich verschaffte mir einen Kopf Pommade von dem Fette eines prächtigen Löwen, der kürzlich in London verschieden ist; noch habe ich die Hälfte davon und diese steht Dir zu Diensten.“ Ein so freundliches Anerbieten konnte nicht abgeschlagen werden; die noch halb volle Pommadenbüchse wurde noch denselben Tag dem jungen Stutzer zugeschickt, der sich beeilte, so gleich davon Gebrauch zu machen. Kaum waren einige Stunden vergangen, so fühlte er ein brennendes Jucken. „Die Pommade wirkt!“ dachte der junge Fashionable, der mit der größten Ungebuld auf den nächsten Tag wartete. Aber o Schmerz! statt des Flaums, den der junge Mann wenigstens zu sehen gehofft hatte, bemerkte er, daß die Haut sich von der Lippe abgelöst hatte und Blasen entstanden waren. Die Löwenpommade war weiter nichts als gewöhnliches spanisches Fliegenpflaster gewesen. Der Stutzer war darüber höchst entrüstet und sobald er ausge-



hen konnte, ohne daß ihn die zu sichtbaren Spuren des Unfalles lächerlich erscheinen ließen, forderte er seinen treulosen Freund zum Zweikampfe heraus. Zwei genaue Bekannte der beiden Kämpfer sollten Secundanten bei dem Kampfe sein, der nur mit dem Tode des Beleidigers oder des Beleidigten aufhören sollte; ein junger Arzt, gemeinschaftlicher Freund, hielt sich bereit, die Wunden zu verbinden. Als Waffen wurden Pistolen gewählt und die Entfernung bestimmte man auf fünf und zwanzig Schritte. Auf das gegebene Zeichen knallten auf einmal zwei Schüsse.

Der Schnurrbartliebhaber fühlte sich an der rechten Seite getroffen und rief: „ich bin verwundet, ich bin verwundet! ich muß sterben!“ Der junge Arzt legte auf die Wunde sogleich ein Tuch, das sich augenblicklich mit Blut bedeckte. Bei diesem Anblicke fiel der Besiegte in Ohnmacht und der Sieger ergriff die Flucht, um sich der Strenge der englischen Befehle über den Zweikampf zu entziehen. Nur die Secundanten verloren den Kopf nicht und gingen an, aus vollem Halse zu lachen. Alles war nur ein Spiel gewesen. Man hatte um eines so unbedeutenden Streites willen das Leben zweier junger Männer nicht auf das Spiel setzen wollen. Die Pistolen waren deshalb mit Korkkugeln geladen worden und für den Fall, daß eine dieser nicht sehr gefährlichen Kugeln Einen der Kämpfenden treffen sollte, hielt der junge Arzt ein mit frischem Blute befeuchtetes Taschentuch bereit. Am nächsten Tage begegneten einander die beiden jungen Herren, vollkommen versöhnt, in einer der glänzendsten Gesellschaften Edinburgs, ohne daß sie fürchteten, von der Polizei zur Rechenschaft gezogen zu werden.

### Generalcorrespondenz.

Ueber die Maskenbälle in der großen Oper in Paris sagt ein Correspondent: eine glühende Lichtmasse umstrahlt die phantastischen Saaldecorationen und die in allen Farben schimmernden Costumes. Musard, der beliebte Quadrillencomponist, und Dufresne, der berühmte Klapphornbläser, sind die Könige dieser pariser Nächte, ächte Volkskönige, die sich in die Launen der kopflosen Menge schicken müssen; ihre Unterthanen nöthigen sie bisweilen von ihren Kapellmeisterthronen herunter, tragen sie im Triumph durch den Saal, nehmen sie in die Mitte und tanzen in tollen Sprüngen um sie herum, wie die Juden um das goldene Kalb. Auf den Wink ihres schwarzen Scepters entwickelt sich, von hundert Musikanten angeregt, ein musikalischer Lärm ohne Gleichen. Der unheimliche Schall der Bassposaune, der schmetternde Ton der Trompeten, das dumpfe Gedröhn der Pauken, das gellende Klirren der Becken vereinigen sich zu einer wilden barbarischen Musik, die zu bacchantischem Taumel und saturnalischem Tanze begeistert. Mit einem unbeschreiblichen Gefühle fliegt das Auge über das unendliche Gewimmel hin und sieht in buntem heispiellosem Gemische phantastische Gestalten, barocke Costumes, fliegende Haare, flam-

mennde Gesichter, wogende Busen, flatternde Gewänder durch einander fliegen; das Ohr wird von dem Schalle der Instrumente, von dem Lachen, Locken, Schreien, Sirenen und Rufen wie von einem Sirenengefange hingerrissen. Das Ende ist die große Gallopade, der Teufelsgalopp genannt. Das Orchester nimmt den Tact geschwinder und der ohnehin schon gräßliche Lärm der Tanzmusik wird so fürchterlich, daß selbst die Posaune des jüngsten Gerichtes nicht durchbringen würde. Die rasenden Tänzer, jeder seine Tänzerin im Arme, schwingen sich um den Saal in betäubendem Reigen, wie eine unter Pulverdampf und Kanonendonner sturmlaufende Armee, oder wie ein vom Sturme gepeitschtes Meer, dessen wüthende Brandung über das Gestade schlägt. Staubwolken wirbeln langsam gegen die Decke auf; die reinen starken Flammen der Gaslichter erbleichen, die Wachskerzen erzittern von dem aufgeregten Luftzuge. Sieht man bei diesem betäubenden Getöse und höllischen Gallop aus der Mitte des Orchesters die blasse, reglose, diabolisch versteinerte Gestalt Musards austauschen, so meint man, das ganze wilde Heer fause in einer Staubwolke unter Donner und Blitz vorüber. —

Wie eine amerikanische Zeitschrift behauptet, giebt es auf der Erde viertausend fünfhundert verschiedene Sprachen, die Aussprache ungerechnet. —

An einem Orte an der preussisch-russischen Grenze starb ein Zigeuner im Gefängnisse und wurde zur Beerdigung abgeführt, als die Seinigen, die den Tod erfahren hatten, herbeieilten, den Sarg auf der Straße anhielten und flehentlich baten, ihn doch noch einmal öffnen zu lassen, damit der Todte — rasirt werden könnte. Es wurde der Bitte nicht nachgegeben und der Sarg auf den Gottesacker gebracht. Eben aber als er in die Erde gesenkt werden sollte, erschienen die Verwandten des Todten mit einem Barbieri und wiederholten ihre Bitte so dringend, daß man ihnen endlich nachgab; der Sarg wurde deshalb geöffnet und der Todte neben dem Grabe noch ein Mal rasirt. Als dies geschehen war, dankten die Zigeuner hocherfreut und entfernten sich zufrieden. —

Im vorigen Jahre wurden auf den Pariser Theatern neue Stücke von 204 lebenden Dichtern aufgeführt. —

Nach einer neuerlichen Zählung gab es in England 13,000 Irre, so daß Einer von 500 Engländern nicht recht bei Verstande ist. —

Die Statue, welche man in Antwerpen dem großen Maler Rubens errichtet hat, ist jetzt mit Beschlag belegt worden, weil die Künstler, welche an derselben arbeiteten, kein Geld erhalten können. —

Eine wohlthätige Gesellschaft in London, welche den Zweck hat, Unglückliche, die wegen kleiner Schulden im Gefängnisse sitzen, aus demselben zu befreien, indem sie die Schulden derselben bezahlt, hat im vorigen Jahre nicht weniger als 2080 solcher Schuldgefangenen erlöst, indem sie ungefähr 34,000 Thlr. zahlte.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 6.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 Illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Schwiegersohn.

Novelle von Charles de Bernard.

(Fortsetzung.)

„Sie haben nicht nöthig, die Briefe zu zählen,“ sagte Chaudieu zu seiner Schwiegermutter; „sie sind alle hier.“

— „Alle?“

„Dreiundvierzig.“

— „Sie haben dieselben gezählt?“ fragte sie mit einer gewissen Verlegenheit.

„Blos gezählt; das Siegel da bezeugt, daß nach dieser unumgänglich nothwendigen Maßregel meine Neu-gerde nicht weiter gegangen ist.“

— „Sie sind der beste und edelste Mensch! Ich werde mir es nie verzeihen können, wie ich Sie diesen Morgen behandelt habe. Ich zweifelte an Ihnen in dem Augenblicke, als Sie mir einen Dienst erzeigten, den ich mit meinem Blute bezahlen könnte.“

„Sie könnten sich weit wohlfeiler abfinden,“ entgegnete Chaudieu.

— „Sprechen Sie,“ fiel Madame Bailleul ein, deren zänkischer und herrschsüchtiger Character durch die Dankbarkeit völlig umgewandelt worden zu sein schien.

„Ich sehe, daß es schon besser geht; Sie werden eine gute Nacht haben und morgen sich vollkommen wohl befinden. Geben Sie also das Diner.“

Madame Bailleul nahm die Absagebriefe und zerriß sie ohne irgend eine Bögerung.

— „Das aber ist nichts,“ sagte sie sodann; „verlangen Sie von mir einen andern Dienst, geben Sie mir Gelegenheit Ihnen zu beweisen, daß ich keineswegs undankbar bin.“

„Da kommt der Peter,“ sagte Herr Bailleul, indem er vor dem Diener hereintrat. Aber verblüfft blieb er stehen bei dem Anblicke der Briefe, die ihm zwei Stunden gekostet hatten und deren Stücke der Luftzug von dem Tische riß. „Hastest Du sie schlecht geschrieben?“ fragte er, indem er seine Frau schüchtern ansah; „ich hatte mir aber doch alle erdenkliche Mühe gegeben.“

— „Wer spricht davon?“ entgegnete Madame Bailleul, die gegen ihren Mann ihren gewöhnlichen Ton wieder annahm; „ich habe mich anders besonnen; das Diner wird gegeben.“

„Aber, liebe Frau, erlaube mir zu bemerken, daß dies bei Deinem Unwohlsein eine große Unvorsichtigkeit sein würde.“

— „Ich befinde mich besser.“

„Du glaubst es vielleicht, im Grunde aber.“

— „Ich sage Dir, daß ich mich besser befinde.“

„Ich würde mich sehr freuen, wenn es wahr wäre, es kommt mir aber unmöglich vor.“

— „Wenn Du willst, daß ich von neuem krank werden soll, so brauchst Du nur so fortzufahren,“ erwiderte Madame Bailleul unwillig. „Ich wiederhole Dir, daß ich genesen bin, daß ich mich ganz vortreflich befinde und daß unser Diner auch nicht um einen



Tag verschoben wird. Willst Du nun dem Peter auftragen, den Wagen bereit zu halten, daß wir heute Abend um sieben Uhr nach Paris fahren können?"

Herr Bailleul sah, daß es nutzlos sei, noch länger zu opponiren, und ging, um dem draußen wartenden Peter Contreordre zu geben.

"Jetzt da wir ungestört sind," sagte die Frau von vierzig Jahren, deren Neugierde in dem Maße gestiegen war, wie ihre Angst abgenommen hatte, „erzählen Sie mir, was zwischen Ihnen und jenem Manne vorgegangen ist; sagen Sie mir, durch welchen Zauber Sie den insolenten Character bändigten."

— „Warum bei Einzelheiten verweilen, die doch nur unangenehme Erinnerungen in Ihnen wecken würden?" entgegnete Chaudieu ernst; „es möge zwischen uns nie mehr die Rede von dem sein, was geschehen ist. Ich für meine Person denke von diesem Augenblicke an nicht mehr daran. Sie sind die Mutter meiner Frau und als solche bin ich Ihnen, wie Sie diesen Morgen sagten, Liebe und Achtung schuldig; das Uebrige geht mich nichts an. Die Hauptsache ist, daß Sie von einem in mehr als einer Hinsicht gefährlichen Menschen befreit sind."

Ein anderer Schwiegersohn würde sich an Madame Bailleul vielleicht dadurch gerächt haben, daß er ihr ohne Barmherzigkeit sagte: „der, welchen Sie liebten, hat das Zuchthaus verdient"; Chaudieu aber vermied nach dem Edelmuthe, der allen starken Characteren eigen ist, jede Anspielung, welche die Demüthigung seiner Schwiegermutter verdoppelt hätte.

„Es ist, hoffe ich, Alles vorüber," begann Madame Bailleul erröthend von neuem; „er war auf morgen eingeladen, gewiß aber wird er nicht kommen."

— „Er wird kommen," erwiderte Chaudieu.

„Er sollte es wagen!" rief Madame Bailleul, die, um ihren plötzlichen Schrecken niederzukämpfen, sich erinnern mußte, daß sie ja nichts mehr zu fürchten habe.

— „Er wird es wagen, denn an Keckheit fehlt es ihm nicht. Aber beruhigen Sie sich, ich werde zugegen sein. Empfangen Sie ihn also wie gewöhnlich und erschrecken Sie nicht, was auch geschehen möge; ich nehme Alles über mich."

Seit einer halben Stunde etwa hatte das Benehmen der Schwiegermutter und des Schwiegersohnes gegeneinander eine gänzliche Umwandlung erfahren. Chaudieu, der noch am Tage vorher den Gehorsam und die Unterthänigkeit als seinen natürlichen Zustand anzusehen schien, sprach jetzt in dem Tone eines Mannes, der

seinen Weg zu gehen entschlossen ist, welches Hinderniß ihm auch entgegentreten möge.

Madame Bailleul dagegen, die bis dahin keinen Widerspruch geduldet hatte, hörte zum ersten Male nachgiebig die Meinung eines Andern an und beugte sich vor einem Willen, dessen Existenz sie bis jetzt kaum geahnet. Diese Thatsache allein bildete eine wahre häusliche Revolution und die mit einer Absetzung bedrohte Gewalt mußte wohl die Gefahr bemerken, in welche sie gerathen.

Die Festigkeit und Bestimmtheit, mit welcher ihr Schwiegersohn sprach, fiel der Madame Bailleul nicht wenig auf; sie warf einen forschenden Blick auf ihn und fand in seinen Augen eine so ruhigkalte Energie, auf seiner Stirn eine so zähe Entschlossenheit, daß sie mit einem Male ein Gefühl empfand, wie etwa ein Anfänger in der Schwimmkunst, der, wenn er sich eine Zeit lang in ruhigem Wasser bewegt hat, plötzlich keinen Boden unter seinen Füßen findet und sich in eine unbekannte Tiefe hinabgezogen fühlt.

„Sie zweifeln heute an gar nichts," sprach sie mit einem erzwungenen Lächeln, „und ich erkenne Sie kaum wieder, da Sie bisher so zurückhaltend, so sanft und friedfertig waren."

— „Wie ein gutmüthiges Schaf, nicht wahr?" entgegnete Chaudieu in ziemlich ironischem Tone.

„Das habe ich nicht gesagt."

— „Aber Sie denken es und so kommt es auf Eins hinaus. Die Tage, liebe Schwiegermutter, folgen ununterbrochen aufeinander, aber keiner gleicht dem andern."

„Der Character ändert sich nicht plötzlich."

— „Auch hat sich der meinige durchaus nicht geändert; ich bin heute, was ich gestern war."

„Ein Räthsel! Was Sie auch sagen mögen, Sie bestehen aus zwei Menschen; Ihr Blick, Ihre Stimme, Ihre Haltung, Alles kommt mir wie neu vor. Ja, ein seltsames Räthsel!"

— „Wollen Sie die Auflösung kennen?"

„Ich bin ein Weib," entgegnete Madame Bailleul, indem sie durch ein Lächeln die Unruhe zu verbergen suchte, deren sie sich nicht erwehren konnte.

— „Und ich bin ein Mann," sprach Chaudieu sehr ernst; „ich bin ein Mann und keine Gliederpuppe, wie Sie bisher glaubten, das ist das ganze Räthsel. Jetzt, da Sie mich kennen, wird Ihnen ohne Zweifel mein Benehmen seit fünf Monaten seltsam vorkommen; zwei Worte werden Ihnen auch dies deutlich und erklärlich



machen. Ich bin weder ein Held noch ein Gelehrter; ich besitze wenig Geist und keine besondern Talente, dafür bin ich aber ein ehrlicher Mann, ein Freund des Rechtes und ein Slav meiner Pflicht. Als ich mich verheirathete, glaubte ich eine ernste Verbindung einzugehen; ich nahm mir vor, gute Wirthschaft zu halten, meine Frau glücklich zu machen und mit meiner Familie in angenehmen Verhältnissen zu leben. Meine Verheirathung wurde indeß durch meinen Oheim so sehr übereilt, daß ich Sie kaum kannte. Sie haben diese Erklärung veranlaßt, entschuldigen Sie also die Offenheit, mit welcher ich spreche. Mein liebevolles Entgegenkommen fand weder bei Ihnen noch bei Adolphinen die Aufnahme, die es wohl verdient hätte. Von meinem Schwiegervater, dem vortrefflichen Manne, spreche ich nicht; Sie aber, und von Ihnen hing hauptsächlich die Verwirklichung meiner Pläne von häuslichem Glücke ab, verweigerten mir jede Unterstützung. Meine Aufmerksamkeit, meine Gefälligkeit und Zuverlässigkeit fand keine Gnade vor Ihnen und meine Frau richtete ihr Verhalten streng nach dem Ihrigen.“

— „Was Ihre Frau versehen hat, geht mich nichts an,“ sprach Madame Bailleul, welche die wohlbegründeten Vorwürfe nicht ohne Unruhe angehört hatte.

„Was eine Tochter versteht, geht die Mutter nichts an?“ rief Chaudieu. „Warum macht denn das Gesetz die Eltern für die Vergehen ihrer Kinder verantwortlich? Ohne das Beispiel, das sie vor sich sah, würde Adolphine in dem Gehorsame verblieben sein, den sie mir schuldig ist, und ich sähe mich nicht genöthiget, sie dahin zurückzuführen. Ja, die Vergehen meiner Frau sind Ihr Werk und das macht mich nachsichtig gegen Adolphinen. Eine Woche nach meiner Verheirathung wußte ich bereits, woran ich war, und wenn ich nur auf meine Eitelkeit gehört hätte, würde ich auf der Stelle jedes an seinen gehörigen Ort gewiesen haben. Man sollte mir aber bei einer so delikaten Sache durchaus kein Unrecht Schuld geben können. Ich beugte also meinen Character, der seiner Natur nach ziemlich unbeugsam ist. Ich schrieb mir sechs Monate lang Geduld, Selbstverläugnung, Gehorsam, Sclaverei mit einem Worte vor. Von diesen sechs Monaten sind heute fünf vorüber und die Umstände, welche diese Besprechung herbeigeführt haben, gestatten mir, das Ende des sechsten nicht abzuwarten. Von heute an also treten wir in eine neue Ordnung der Dinge ein.“

— „Ist es ein Bruch?“ fragte Madame Bailleul, ganz betäubt von dem, was sie gehört hatte. „Wollen

Sie in dem Augenblicke, da Sie mir einen unschätzbaren Dienst geleistet haben, so unedelherzig sein, um sich wegen einiger leicht zu beseitigender Mißverständnisse mit mir zu veruneinigen?“

„Zum Bruche wird es nur kommen, wenn Sie es selbst wollen. Ich kenne die Pflichten, die ich Ihnen schuldig bin, und ich werde dieselben immer pünktlich erfüllen; das Regiment im Hause aber werde ich selbst führen. Ich ersuche Sie also ganz ergebenst, nie zu vergessen, daß es von nun an hier nur einen Herrn giebt, und der bin ich.“

Chaudieu verbeugte sich in ernster Artigkeit vor seiner Schwiegermutter und verließ das Zimmer, ohne ihr Zeit zur Antwort zu lassen.

In jedem andern Falle würde Madame Bailleul sich mit Verzweiflung an die Macht geklammert haben, die ihr auf so unerwartete Weise entrisen wurde; jetzt aber befand sie sich in einer so eigenthümlichen Lage, daß ihr jeder Widerstand unmöglich wurde. Sie strich denn die Flagge ohne sich auch nur zu stellen, als wollte sie sich vertheidigen.

Die Restauration der Hausherrnmacht war indeß erst halb geschehen; es mußte nun auch eine schöne Frau von dreiundzwanzig Jahren zum Gehorsam gebracht werden und alle die, welche einen ähnlichen Versuch gewagt haben, werden denselben gewiß für ungemein schwer erklären. Chaudieu hatte also noch nicht gewonnen und wenn er auch vor dem Abende einen vollständigen Sieg errang, so konnte sich derselbe doch bald wieder in eine Niederlage verwandeln. Hatte nicht Labouffiere, der unversöhnliche Klopffechter, der schon drei Männer im Duell getödtet, mit dem fürchterlichsten Eide geschworen, auch den ihm so verhassten redlichen Mann umzubringen, welcher das Geheimniß seiner Schande besaß?

## 9.

Es hatte eben halb sieben Uhr an den Pendulen in dem Zimmer geschlagen, in welchem sich Herr und Madame Bailleul in Paris befanden. Alle Gäste, bis auf einen, waren in dem Salon bereits versammelt; außer der Dame vom Hause und deren Tochter befand sich keine Dame da. Die Gäste bestanden meist in alten Freunden des Herrn Bailleul. Nur zwei oder drei jüngere Männer, deren Benehmen minder patriarchalische Sitten verrieth, bildeten unter jenen achtbaren Rentiers eine Minorität, welche, wie das gewöhnlich der Fall ist, das, was ihr an der Zahl abging, durch



unruhige Bewegung und Geschwähigkeit zu ersetzen suchte. Diese jungen Leute wurden sonst immer von Madame Bailleul am freundlichsten behandelt, die, wie alle Frauen, welche sich dem höhern Alter nähern, die alten Männer unaussetzlich fand und sich den jüngern angeschlossen; in diesem Augenblicke aber war die Schwiegermutter Chaudieu's nicht im Stande, ihre gewohnte Liebenswürdigkeit zu entfalten; sie fühlte sich durch eine seltsame Unruhe bewegt; ihre Augen wendeten sich häufig von der Uhr nach der Thüre und mehr als ein Mal suchte sie unwillkürlich zusammen, wann die Klingel die Ankunft des verspäteten Gastes zu melden schien.

Endlich erschien der Herr Laboissière. Sein immer höchst sorgfältiger Anzug war noch nie so gesucht gewesen; er funkelte von Diamantenknöpfen, goldenen Ketten und werthvollen Ringen und trug allein von allen Gästen Schuhe und durchbrochene Strümpfe.

Er schritt gerade auf Madame Bailleul zu, verbeugte sich vor derselben und legte in seinen Gruß die ganze Insolenz, die damit zu vereinigen war; dem Hausherrn warf er ein nicht minder impertinentes „Guten Tag!“ zu und auf Adolphinen heftete er einen Blick, der ihr die Schaamröthe auf die Wangen trieb. Dann schauete er in dem Saale umher und suchte sein Opfer. Chaudieu kehrte ihm den Rücken zu und sprach mit Jemandem in einer Fensterbrüstung; als er ihn erblickte, richtete Laboissière sich steif und stolz empor wie ein Kampfhahn und rief seinen Gegner von dem entgegengesetzten Ende des Saales so laut und in so unerwarteten Worten an, daß jedes Gespräch sofort stockte:

„Ich finde es sehr seltsam, Herr Chaudieu,“ sagte er, „daß Sie sich erlauben hier zu sein, da Sie doch wußten, daß ich kommen würde. Ich habe Ihnen gestern verboten, von nun an gleichzeitig mit mir an einem und demselben Orte zu erscheinen. Da Sie ein so kurzes Gedächtniß haben, so wird es meine Reitpeitsche anfrischen.“

Ein Murren des Erstaunens begleitete diese unerhörte Ausforderung. Die Gäste, welche an nichts gedacht hatten, als gut zu essen, verloren augenblicklich den Appetit; Adolphine und ihre Mutter standen auf, erblaßt und zitternd; Herr Bailleul, dem es nur seiner Frau gegenüber an Muth gebrach, trat im höchsten Unwillen auf den Mann zu, der ihn so schwer beleidigte, indem er sein Haus zu dem Schauplatz eines solchen Scandals machte, aber er wurde von einigen seiner Freunde zurückgehalten, die ihn aus Vorsicht

verhinderten, sich einem Manne gegenüber zu compromittiren, der, wie man wußte, nichts achtete.

Nur der Beleidigte hatte in der allgemeinen Bestürzung seine kaltblütige Ruhe behalten. Er wartete geduldig, bis Laboissière ausgeredet hatte, machte dann eine Bewegung mit der Hand, die wohl sagen sollte: „ich stehe Ihnen augenblicklich zu Diensten,“ und sprach endlich zu den vier jungen Herren halblaut: „haben Sie die Gefälligkeit mich zu begleiten.“

Nachdem er so die jüngsten Männer der Gesellschaft zu Zeugen des Auftrittes gewählt hatte, der stattfinden sollte, trat Chaudieu einige Schritte auf Laboissière zu und sagte ruhig zu ihm:

„Das Drama hat zu interessant begonnen, als daß wir es langweiliger könnten werden lassen; das Zimmer aber eignet sich nicht zur Entwicklung. Folgen Sie mir in das Vorzimmer.“

— „Bis nach China! Bis in die Hölle!“ entgegnete der Duellant, der triumphirend nach der Thüre zu schritt.

Einige der Gäste versuchten einzuschreiten, aber die Gegner achteten nicht auf die Ermahnungen.

Eben als Chaudieu aus der Thüre hinaustrat, drehte er sich um und rief seiner Schwiegermutter zu: „lassen Sie immer auftragen; in höchstens fünf Minuten ist die Sache abgemacht.“

„Ehe wir weiter gehen, scheint mir,“... fiel einer der jungen Herren ein.

— „Kein Wort weiter,“ entgegnete Chaudieu. „Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit und stellen Sie sich in die Fensterbrüstungen, so daß wir Platz haben. Es ist das eine Tragicomödie, die ich Ihnen sogleich auseinandersetzen will. Hören Sie mich an, ohne mich zu unterbrechen.“

Der Gemahl Adolphinens sprach in so bestimmtem Tone, daß die vier jungen Herren unwillkürlich gehorchten. Laboissière hatte sich mitten in das Vorzimmer gestellt und stand da unbeweglich, die Arme über der Brust gekreuzt, mit ausforderndem Blicke und verächtlichem Spotte auf den Lippen. Chaudieu begann sodann mit fester Stimme:

„Dieser Mann, den Sie Alle den Namen nach kennen,“ sprach er, indem er auf seinen Gegner zeigte, „will mich nöthigen, daß ich mich mit ihm schlage. Wäre er nur ein Kaufbold, so würde ich ihm diese Ehre zugestehen und als Beleidigter bestimmen, daß wir uns über das Schnupftuch schossen, doch so, daß nur ein Pistol geladen wäre. Mit einem Kaufbolde



würde ich mich schlagen, die Ausforderung eines gemeinen Betrügers aber nehme ich nicht an.“

— „Sie sind ein ehrloser Verläumder!“ rief der Industrieritter, dem die Vernichtung seines falschen Wechsels die ganze Unverschämtheit wieder gegeben hatte.

„Indessen,“ fuhr der Beleidigte fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten, „darf sich ein ehrlicher Mann durch einen Spitzbuben nicht ungestraft beleidigen lassen. Ich habe dem Herrn Laboissière gestern gesagt, daß der ersten Beleidigung die Züchtigung auf dem Fuße folgen würde. Sie sind Zeugen der Beleidigung gewesen, sehen Sie nun auch die Züchtigung.“

Mit einer blißschnellen Bewegung ergriff Chaudieu einen Bambusstock, den irgend ein Gast in einen Winkel des Vorzimmers gestellt hatte.

„Chaudieu! Wohin denken Sie!“ riefen die Zeugen, die sich auf ihn stürzten, um ihn zurückzuhalten.

— „Zurück!“ entgegnete er, indem er den Stock rasch um sich drehete, wie es in der Bretagne Sitte ist; „sehen Sie nicht, daß der Herr da seine Maßregeln genommen hat und im Stande ist, sich zu vertheidigen?“

Aller Blicke richteten sich auf Laboissière, der mit einem Male die Arme geöffnet hatte; in seiner rechten Hand funkelte ein Dolch, den er aus der Tasche gezogen. Bei diesem Anblicke verdoppelte sich die Angst der Umstehenden und zwei derselben versuchten ihn zu entwaffnen, aber er wich zurück, bis er sich den Rücken durch die Wand deckte.

„Lassen Sie uns freien Raum!“ rief er.

— „Ja, Platz!“ wiederholte Chaudieu. „Er will einen Zweikampf; es ist einer und die Waffen können nicht besser gewählt sein. Der Dolch ziemt sich für die Hand eines Fälschers wie der Stock für seinen Rücken.“

Bei diesen Worten schritt er auf Laboissière zu.

„Ich rufe Sie Alle zu Zeugen auf, daß ich angegriffen werde und mich vertheidigen muß,“ sprach er, indem er sich deckte, den linken Arm gekrümmt in der Höhe des Kopfes hielt, um den ersten Schlag pariren zu können und den Dolch fest mit der rechten Hand faßte.

Die beiden Gegner standen einen Augenblick unbeweglich drei Schritte von einander, die Augen fest aufeinander gerichtet und aufmerksam auf jede Bewegung.

„Stoß für Schlag!“ rief Laboissière, als er sah, daß sein Gegner den Arm erhob.

Mehr aber konnte er nicht sagen, ebensowenig vermochte er den Stoß auszuführen, den er im Sinne hatte. Die Waffe Chaudieu's beschrieb, nachdem sie sich so schnell im Kreise gedreht, daß das Auge ihr nicht zu folgen vermochte, und zwei Mal den Kopf des Industrieritters bedrohet hatte, plötzlich einen Halbkreis in umgekehrter Richtung, traf Laboissière genau am rechten Handgelenke und schlug ihm so den Dolch aus der Hand. Als bald faßte Chaudieu seinen entwaffneten Gegner am Kragen, zog ihn mit kräftiger Faust mitten in das Zimmer und gab ihm blißschnell ein halbes Duzend der kräftigsten Hiebe auf den Rücken.

Laboissière hatte zehn Mal die Spitze eines Degen's einige Zoll von seiner Brust oder die Mündung eines Pistols auf sich gerichtet gesehen, und niemals war ihm dabei seine Festigkeit untreu geworden; in diesem Augenblicke aber schien die Demüthigung, der er sich nicht hatte entziehen können, seine ganze Energie gebrochen zu haben. Plötzlich vom Schwindel ergriffen, knickten die Knie unter ihm zusammen und er erreichte mit unsicherem Tritte eine Bank, auf die er halbtodt vor Schaam und Wuth niedersank.

So rasch auch die Züchtigung erfolgte, so waren doch die dazu erwählten Zeugen nicht die einzigen geblieben. Alle Gäste und alle Hausbewohner standen an den Thüren und Fenstern.

„Meine Herren,“ sagte endlich Chaudieu, „das Stück ist aus und wir können nun nichts Besseres thun, als uns an den Tisch zu setzen. Peter,“ fuhr er fort, indem er seinen Bedienten rief, „gieb dem Herrn Laboissière den Hut und begleite ihn bis auf die Straße. Sie, Herr Guimard, geben Sie Madame Bailleul den Arm und gehen Sie voran nach dem Speisesaal.“

Chaudieu, der bisher in dem Hause nur eine beratende Stimme gehabt hatte, fand den pünktlichsten Gehorsam, so wahr ist es, daß jeder Sieg, selbst ein Sieg im Faustkampfe, den, welcher ihn gewinnt, in den Augen der Andern größer erscheinen läßt. Laboissière, der buchstäblich berauscht war von der Schmach, die er erfahren, ließ sich ohne allen Widerstand hinausführen und befand sich einen Augenblick darauf auf der Straße ohne zu wissen, ob er wache oder ob ihn der schrecklichste Alp im Schlafe drücke.

„Mein, solche Schmach!“ rief er vor sich hin, „mir, der ich drei Gegner im Duell getödtet und vier verwundet habe!“

Unterdeß ging die Gesellschaft im Hause in den



Speisesaal, nur Chaudieu blieb mit seinen vier Zeugen zurück.

„Noch ein Wort,“ sagte er lächelnd zu ihnen. „Ich habe,“ fuhr er dann ernst fort, „Ihnen gesagt, was mich verhindere, mich mit Laboissiere zu schlagen. Ich weiß nicht, ob Ihnen diese Erklärung genügend erscheint. Ihre Billigung meines Verfahrens ist mir von zu großem Werthe, als daß ich leicht darüber hingehen könnte. Wenn also Jemand von Ihnen glaubt, ich habe so gehandelt bloß weil ich mich vor einem Duell scheue, der spreche sich aus, damit er sich von seinem Irrthum überzeuge.“

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Ein braver deutscher Soldat.) Vor Kurzem ist der großherz. Badensche Generalleutnant Freiherr Lingg von Linggenfeld gestorben, dessen That in Hersfeld in das Gedächtniß gerufen zu werden verdient. Hersfeld an der Fulda im Kurfürstenthum Hessen hatte durch die Ermordung eines französischen Officiers, die daselbst stattfand, Napoleons Zorn auf sich geladen. Der französische Kaiser, der damals in Polen stand und über die unruhigen Bewegungen entrüstet war, die sich hin und wieder in den eroberten deutschen Ländern zeigten, beschloß, an Hersfeld ein schreckendes Beispiel zu geben, und befahl, die Stadt zu plündern und nieder zu brennen. Auf Fürbitte der Commandanten von Kassel und Hersfeld rücksichtlich der Einwohner, welche an dem Morde unschuldig waren, wurde indeß die Strafe dahin gemildert, daß die Stadt zwar geplündert, aber nur vier Häuser niedergebrannt werden sollten. Immer noch hart genug! Es war im Februar 1807 als Napoleons zweiter Befehl ankam. Der babilische Oberstleutnant Lingg befand sich gerade mit seinen Jägern als Commandant in Hersfeld und ihm wurde daher die Vollziehung der Strafe übertragen. Der edele Mann wünschte die unglücklichen Einwohner zu retten, und doch gebot ihm seine Soldatenpflicht zu gehorchen. Beides zu vereinigen, suchte er einen Ausweg und machte folgenden gewagten Versuch. Als die fürchterliche Stunde schlug und die wirbelnde Trommel den beängstigten Einwohnern die Nähe ihres Unglücks verkündete, eilten die babilischen Jäger auf ihren Sammelplatz, während durch die ganze Stadt das Klageschrei der Fliehenden gehört wurde. Aber der edele Commandant trat vor die Reihen der Soldaten und stellte ihnen mit rührenden Worten die unglückliche Lage Hersfelds lebhaft vor die Augen bis er glaubte, ihre Herzen hinlänglich bewegt zu haben. „Soldaten,“ sprach er sodann, „die Erlaubniß zu plündern fängt an. Wer dazu Lust hat, trete heraus aus dem Gliede!“ Eine ernste Stille herrschte; — nicht ein einziger Mann trat heraus. Der Commandant wiederholte den Ausruf, aber kein Fuß bewegte sich in den Reihen der Soldaten.

(Die Straußenjagd.) Den Damen dürfte es nicht uninteressant sein zu erfahren, auf welche Weise man die schönen Straußensebern erhält, mit denen sie sich so gern schmücken. Die günstigste Zeit, den Strauß zu jagen, ist die, in welcher er seine Eier legt. Bekanntlich stellt sich das Weibchen, nachdem es die Eier in dem heißen Wüstensande verborgen hat, in einiger Entfernung von jener Stelle hin, wo es unbeweglich, stier auf das Nest blickend, stehen bleibt, bis das Männchen, das der Hunger in die Wüste trieb, zurückkommt und es ablöset. Da sucht das Weibchen seiner Seite Nahrung in der Wüste, während das Männchen Wache hält.

Sobald nun ein Beduine merkt, wo sich ein solches Nest befindet, bauet er sich zuerst in der Nähe eine kleine Mauer von Steinen auf, hinter welcher er sich verbirgt und geduldig wartet, das Rohr seines Gewehrs auf dieser Brustlehne aufgelegt, bis das Männchen von dem Weibchen sich trennt und in der Ferne verschwunden ist. Glaubt er, der Knall seines Schusses könne von dem Vogel nicht mehr gehört werden, so entschließt er sich loszudrücken, eilt dann zu dem Vogel, der unter seiner Kugel gefallen ist, richtet ihn wieder auf, giebt ihm dieselbe Stellung, welche er früher hatte, verstopft das hervorquellende Blut, verwischt jede Spur desselben auf dem Sande und begiebt sich wieder auf die Lauer. Nach einer oder nach zwei Stunden kommt das Männchen zurück und ohne Argwohn heran. Der Jäger schießt mit sicherer Hand und bemächtigte sich alsdann zufrieden seiner Beute.

Wisweilen indeß macht der Schuss, welcher das Weibchen tödtet, oder irgend ein anderer Umstand das Männchen stutzig; es entflieht im Galopp seiner hohen Beine, die denen des Rameeles gleichen, bewegt heftig die Flügel und wirft hinter sich große Steine, von denen mehr als einer den Jäger trifft und verlegt, welcher dem Vogel naheilt. Die wunderbare Schnelligkeit des Vogels ermüdet meist die Kraft des Menschen; wenn dieser aber ausdauernd und ihn erreicht, so beginnt sogleich ein erbitterter und schrecklicher Kampf zwischen beiden. Der Zorn des Straußes ist wahrhaft furchtbar; er breitet seine Flügel ihrer ganzen Ausdehnung nach aus, schüttelt dieselben in ungestümer Wuth, scharrt fortwährend mit seinen unermüdblichen Füßen in dem Sande und sucht durch Geschrei, durch eine Wolke feinen Staubes, in die er sich hüllt, seinen Gegner zu betäuben und zu blenden. Der Ausgang des Kampfes ist für ihn fast immer verberlich, nicht selten aber bezahlet der Jäger auch seinen Sieg mit dem Verluste eines Auges.

Vierzehn bis zwanzig Tage nach Beendigung der Legezeit füllen sich die Bazare von Bagdad und Damask mit Beduinen, die dort ihre Beute verkaufen. Dann kehren sie zurück zu ihren Stämmen, beladen mit verschiedenen Gegenständen der Toilette oder mit Lebensmitteln, die sie gegen ihre Straußensebern eintauschten; dann auch wählen sie sich eine Frau und unter alten Zelten finden große Festlichkeiten statt.

(Die Frau von Ganges.) Der tragische Tod der Frau von Ganges ist höchst romantisch aber sehr wenig bekannt. Sie



war eine der Schönheiten am Hofe Ludwigs XIV. und bekannt als „die schöne Provençalin,“ eine reiche Wittve, obgleich erst 22 Jahr alt und verheirathete sich 1658 mit dem Marquis von Ganges. Das erste Jahr ihrer Ehe war glücklich, dann aber führten Verschwendung auf der einen und Coquetterie auf der andern Seite Mißverständnisse herbei. Beide Brüder des Marquis hatten sich in sie verliebt und, da sie dieselben abwies, kamen sie überein, sich an ihr zu rächen und sie zu vergiften. Die Frau von Ganges erhielt das Gift in Chocolate, es war aber entweder nicht stark genug oder wurde durch die Vermischung geschwächt, kurz sie befand sich nur unwohl darauf. Das Verbrechen wurde jedoch in Avignon öffentlich bekannt. Später willigte sie ein, ihren Gemahl nach dem Schlosse Ganges zu begleiten, wo er sie aber ebenfalls bald wieder mit seinen beiden Brüdern allein ließ, während er selbst nach Avignon zurückkehrte. Um dieselbe Zeit erbt sie ein bedeutendes Vermögen, das sie in einem Testamente ihrer Mutter vermachte, bis ihre Kinder mündig sein würden. Wegen dieses Testaments hatte sie von ihren Schwägern so viel zu leiden, daß sie es endlich widerrief. Kaum war dies geschehen, so machte man einen neuen Versuch, sie zu vergiften. Er schlug abermals fehl, die Brüder waren aber bereits zu weit gegangen, als daß sie hätten zurücktreten können. Eines Tages sah die Frau von Ganges, die krank im Bette lag, ihre beiden Schwäger in ihr Zimmer treten. Der Abbé trug ein Pistol und einen Becher mit Gift, der Andere hielt ein bloßes Schwerdt in der Hand. „Sie müssen sterben,“ sagten sie; „wählen Sie sich die Todesart.“ Die Frau von Ganges sprang aus dem Bette, warf sich vor den Unmenschen nieder und fragte, welches Verbrechen sie sich schuldig gemacht habe. „Wählen Sie die Art, auf die Sie sterben wollen,“ lautete die Antwort. Da alles Widerstreben nutzlos und keine Hilfe zu erlangen war, so nahm das unglückliche Weib den Giftbecher und trank ihn aus, während ihr der Abbé das Pistol auf die Brust setzte. Als diese schreckliche Scene vorüber war, schlossen die Brüder ihr Opfer in dem Zimmer ein und entfernten sich mit dem Versprechen, der Unglücklichen einen Geistlichen zu senden. Sobald sie allein war, dachte sie zuerst an Flucht und dann, wie es möglich sei, das genossene Gift wieder aus dem Körper zu bringen. Das letztere gelang ihr zum Theil, indem sie ihr langes Haar sich in den Schlund steckte; dann trat sie an das Fenster und stürzte sich, kaum halb bekleidet, zwei und zwanzig Fuß hoch in den Hof hinunter. Aber wie ihren Mördern entgehen, welche Herren im Schlosse waren? Ein Diener öffnete ihr aus Mitleid eine Thüre, welche durch die Ställe in das Freie führte, und sie suchte Zuflucht in einem nahen Pächterhause. Der Chevalier von Ganges, der minder mordsüchtig zu sein schien als sein Bruder der Abbé, folgte ihr und redete dem Pächter ein, daß sie wahnsinnig sei. Er versetzte sie aus einem Zimmer in das andere mit bloßem Schwerdt und brachte ihr, eben als sie aus dem Hause flüchtete, mehrere Wunden bei; die Spitze des Schwerdtes brach sogar bei einem dieser Hiebe ab und blieb in ihrer Schulter sitzen. Auf ihr Ge-

schrei stürzte der Abbé herbei und schoß nach ihr, fehlte sie aber. Unterdeß waren Leute herbei gekommen, die nach dieser That den Abbé ergreifen wollten, welcher indes entkam. Die Frau von Ganges lebte nach diesen gräßlichen Auftritten noch neunzehn Tage und verzieh, ehe sie starb, ihren Mördern. Ihr Gemahl, der unterdeß in das Schloß zurückkam, scheint von dem beabsichtigten Morde gewußt zu haben, und der Verdacht wendete sich auch gegen ihn, die Frau aber that, trotz ihren fast unerträglichen Schmerzen Alles, um diesen Verdacht von ihm abzuwenden. Die beiden Mörder, welche entflohen waren, wurden im Jahre 1667 verurtheilt; die Güter des Marquis von Ganges belegte man mit Beschlagnahme, er selbst wurde seines Ranges entkleidet und lebenslänglich des Landes verwiesen. Der Chevalier entkam nach Malta und fiel im Kampfe gegen die Türken. Der Abbé entfloß nach Holland und erlebte da unter falschem Namen die seltsamsten Abenteuer.

(Ein englischer Sonderling.) Vor einigen Jahren hielt sich in Spaa ein ächt englischer Sonderling auf. Er bewohnte eine Villa in der Nähe des Drees und pflegte die ersten zehn Tage jedes Monates zu verbringen, ohne zu essen und zu trinken; er schloß sich in seinem Zimmer ein, sprach mit keinem lebenden Wesen ein Wort und keiner seiner Diener durfte ihn, bei schwerer Strafe, anreden. Nach Ablauf dieser zehn Tage begann er die andern zehn auf eine ganz verschiedene Weise. Er stand jeden Morgen sehr früh auf, trank an dem Pouchon in Spaa Wasser, begab sich sodann mit einem zahlreichen Gefolge auf die Jagd und kehrte ermüdet zurück, worauf er so viele Speisen und Getränke zu sich nahm, daß sie wohl für zehn Personen hinreichend gewesen wären. So verbrachte er zwischen ermüdender Jagd und übermäßigem Essen die zweiten zehn Tage des Monats. Die noch übrigen zehn Tage des Monats hindurch war seine Lebensweise noch seltsamer. Er gab sich in diesen hauptsächlich dem Genuße der Musik hin, wobei er durchaus keine Kosten scheute; gefiel ihm ein Musiker mit einem Stücke, das er ihm vorspielte, so warf er ihm wohl seine ganze mit Gold gespickte Börse zu, und wenn er auf den öffentlichen Promenaden ging, drang er Jedermann Geschenke auf. War dieser Anfall und das letzte Drittel des Monats vorüber, so kehrte er zu seinen zehn Tagen der Enthaltfamkeit und des Schweigens zurück, und so trieb er es mehrere Monate hinter einander regelmäßig fort.

### Generalcorrespondenz.

Einer der berühmtesten französischen Dichter, von dem unsere Leser aber bisher schwerlich etwas gehört haben, ist — ein Coiffeur in Agen, Tasmin genannt, der in dem Patois des südlichen Frankreichs dichtet und an der Garonne größern Ruhm genießt als in irgend einem Lande irgend ein Nationaldichter genossen hat. Der ganze Süden kennt und verehrt ihn, seine Gedichte werden zu Tausenden gekauft und leben in Aller Munde und der bescheidene Mann, der fortwährend sein Gewerbe treibt,



hat durch seine Lieder ein ansehnliches Vermögen erworben. In Agen ist er die erste und die größte Merkwürdigkeit; von allen Seiten strömen Reisende und Neugierige zu ihm. Jasmin dichtete indes nicht bloß, er declamirt seine Verse noch besser und deshalb giebt es zwanzig Meilen in der Runde von Agen kein Fest, zu dem nicht der Dichter berufen würde, um es durch seine Kunst zu verherrlichen. Wie sehr er durch das Vortragen seiner Gedichte zu bezaubern weiß, erläutert nachstehende Anekdote: Eines Tages war er nach Fougareles eingeladen, das auf dem Wege von Agen nach Marmelade liegt; in dem Postwagen fand er aber so angenehme Gesellschaft, daß er das Aussteigen vergaß und bis Marmelade mitfuhr, wo man ihn auslachte. Er fand indes Gelegenheit sich zu rächen. In Marmelade warteten die Reisenden auf das Dampfschiff, das sie nach Bordeaux bringen sollte. Um die Zeit zu vertreiben, bat man ihn, einige seiner Gedichte zu declamiren. Er willigte ein und der Zauber wirkte allmählig auf seine Zuhörer; man bat ihn um immer mehr Gedichte und er war unerschöpflich. Die Stunden entflohen, die Lichter verloschen, die ganze Nacht verging so und als man sich zum ersten Male des Dampfschiffes wieder erinnerte, war es seit zwei Stunden abgefahren. Nun war die Reihe an Jasmin, die Reisenden auszulachen. — Den höchsten Triumph jedoch feierte Jasmin in Toulouse, der Hauptstadt des südlichen Frankreichs. Er hatte, um es in dieser Stadt vorzutragen, ein besonderes Gedicht, *Françouneto*, gedichtet und als er ankam, als er ankündigte, daß er dasselbe vorzutragen beabsichtige, kam die ganze Stadt in Aufruhr; man fand keinen Saal, der groß genug war, alle Zuhörer zu fassen, welche sich herbeidrängten, und Jasmin trug die 2500 Verse seiner *Françouneto*, nebst noch vielen Andern, vor mehr als 2000 bis zur Begeisterung entzückten Zuhörern vor. Welcher Dichter unserer Zeit vermöchte sich einen solchen Triumph zu gewinnen? —

Scribe hat schon wieder eine neue Oper geschrieben „*Le Diable à l'école*“, die mit Musik von Boulanger mit dem größten Erfolge in der komischen Oper zu Paris vor wenigen Tagen zum ersten Male aufgeführt wurde. Sie ist einactig und und das Textbuch soll ein kleines Meisterwerk, auch die Musik sehr angenehm sein. —

Von *Mercandante* wurde kürzlich im italienischen Theater ebenfalls eine neue Oper und zwar mit Beifall aufgeführt „*die Bestalin*“. Es ist dasselbe Sujet wie in der bekannten Spontinischen Oper, nur am Schluß geändert, der tragisch geworden ist. Auch ist das Stück aus fünf in drei Acte zusammengezogen. —

Die Königin von England war bisher die einzige Fürstin, welche Narren und Ueberspannten heftige Liebe einzulösen das Vorrecht hatte. Die junge Königin von Spanien theilt jetzt das Vorrecht mit ihr. Am 2. Jan., sagt ein spanisches Journal, fuhr gegen Abend ein Wagen bis an die Stufen, auf denen die junge Königin in ihren Wagen zu steigen pflegt; ein

Fashionable stieg aus und schritt nach der Thüre zu, an welcher die ersten Hellebardire Wache stehen. — „Wohin wollen Sie?“ fragte man ihn. — „Ich gehöre in den Palaß,“ antwortete er. In einem andern Saale wurde er von neuem befragt und antwortete, er sei „der König Philipp“ und der Beslobte der Königin Isabelle II., mit der er sich eben vermählen wolle. Man brachte ihn vor den Generalgouverneur, wo man einen Narren in ihm erkannte. Er wurde in Sicherheit gebracht. —

Das so viel besprochene *Stabat mater* von Rossini wurde endlich vor kurzem in Paris zur Aufführung gebracht und die besten Kunstrichter erklären, daß in Paris seit der „Schöpfung“ von Haydn nichts Schöneres und Trefflicheres gehört worden sei. Das Ganze besteht aus zehn Theilen, die abwechselnd von Sopran, Tenor, Bass und Chören gesungen werden. Alle, mit Ausnahme des letzten Theils, werden von dem Orchester begleitet. Dieser letzte Theil, „*Quando corpus morietur*“ und das Amen, ein Quartett, von der Grisi, Albertazzi, Mario und Tamburini gesungen, machte einen ganz außerordentlichen Eindruck und mußte wiederholt werden, wie früher der vierte Vers: *pro peccatis*. Einzelne Theile sind sehr ernst, doch schmückelt jede Note das Ohr. Das ist eben das große Geheimniß Rossini's. Wie traurig und schrecklich auch die Gefühle sein mögen, die er in Tönen auszudrücken hat, er entzückt immer. —

Nach einem neuen Reisenden werden in Cashemir jährlich nur dreitausend jener so berühmten Shawls (das Wort kommt von dem cashemirischen *duschalla* her) verfertigt, und an zwei der feinsten arbeiten vierundzwanzig Personen ein ganzes Jahr lang; die Herstellungskosten belaufen sich auf 2000 Rupien (Gulden). Solche Shawls werden indes sehr selten und nur auf Bestellung gearbeitet. Die bessern Shawls, die man auf den europäischen Märkten verkauft, erfordern immer noch ein halbes Jahr zur Vollendung und die Kosten betragen für das Paar 1050 Rupien. Das Kaufen eines solchen Shawls an Ort und Stelle würde für einen Europäer die schrecklichste Geduldsprobe sein; die Käufe geschehen deshalb durch Bevollmächtigte. Der Käufer und der Verkäufer setzen sich am Boden nieder und reichen einander die rechte Hand unter einem großen Zeugstücke. Dann sehen sie einander unverwandt an; die Forderungen und die Gebote geschehen, ohne daß einer von Beiden eine Sylbe spricht, nur durch einen gewissen Druck der Hand. Dieser stumme Kampf dauert bisweilen einen ganzen Tag und oft vergehen mehrere Tage, ohne daß der Handel abgeschlossen wird. —

Das größte Theehaus — nicht Kaffeehaus — in der Welt, steht wohl in Moskau, neben der Börse. Es sind in demselben sechzig Aufwärter fortwährend beschäftigt, die Tassen mit Thee herum zu reichen, und vor den geräumigen Sälen in einem Vorzimmer dieses Hauses zählte ein neugieriger Reisender nicht weniger als zweihundert Theekannen aller Art, die majestätisch da aufgestellt waren. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 7.

1842.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Schwiegersohn.

Novelle von Charles de Bernard.

(Beschluß.)

Alle vier Freunde, an welche Chaudieu die Frage gerichtet hatte, reichten einmüthig ihm die Hand und drückten sie herzlich.

„Sie billigen also meine That Alle?“ fragte Chaudieu nochmals.

— „Vollkommen, vollständig und gänzlich,“ wiederholten alle vier gleichzeitig.

„So kommen Sie nun zu Tische.“

Bei Tische machte sich das seltsame Nebengericht, welches vorausgegangen war, ziemlich fühlbar. Auch diejenigen Gäste, welche mit dem festesten Vorsatz erschienen waren, den Speisen und Getränken alle gebührende Ehre anzuthun, hatten einen Theil ihres Appetites verloren. Wenn aber auch die Ekluse gelitten hatte, so war dagegen die Unterhaltung um so belebter und die industriellen Heldenthaten des Herrn Laboissière bildeten fast ausschließlich den Gegenstand derselben. Jedermann sprach sich darüber aus, selbst die Vorsichtigsten und Zurückhaltendsten. Der kloppfechterische Speculant, der eben dieser Eigenschaft wegen von allen denen, die er betrogen hatte, gefürchtet worden war und fast eine Art Unverletzlichkeit besessen hatte, wurde der Gegenstand der begründetsten Beschuldigungen und Anklagen. Der Stock hatte den Zauber des Degens gebrochen. Unter den friedlichsten Rentiers befand sich auch nicht Einer, der sich nicht vorgenommen

hätte, das, wie es schien, unfehlbare Mittel bei der ersten besten Gelegenheit auch anzuwenden.

Noch vor dem Ende des Diners wurde Adolphi- nen die Binde, welche ihre Augen so lange verhüllt hatte, gänzlich abgerissen. Laboissière war für sie nichts mehr als ein demaskirter Abenteurer; sie und ihre Mutter dankten, mit Schaamröthe auf den Wangen und mit Verlegenheit im Herzen, dem Himmel, daß sie von dem gefährlichen Menschen befreit worden.

Nach aufgehobener Tafel zerstreuten sich die Gäste bald; nachdem die letzten ihre Hüte genommen hatten, trat Chaudieu zu seiner Schwiegermutter und sagte ihr in das Ohr:

„Entfernen Sie Ihren Mann, ich wünsche einen Augenblick in Ihrer Gegenwart mit meiner Frau zu sprechen.“

— „Lieber Mann,“ sagte sie sogleich zu dem Herrn Bailleul, „hättest Du wohl die Gefälligkeit, da alle Gäste fort sind, zu unserm Apotheker zu gehen, der mir meine Pillen noch nicht geschickt hat?“

— „Liebe Frau,“ entgegnete der Mann, „ich muß Dir bemerklich machen, daß zehn Uhr bereits vorüber ist und daß wohl auch Jemand von den Diensthleuten..“

„Wie leicht könnte eine Verwechslung, ein Irrthum geschehen! Ich traue nur Dir. Uebrigens kannst Du den Peter ja mitnehmen.“

An passiven Gehorsam gewöhnt, entfernte sich Herr Bailleul sogleich, um den Auftrag auszuführen.



Als alle unnöthige Personen entfernt waren, stellte sich Chaudieu den beiden Frauen gegenüber und sprach in liebevollem, aber ernstem Tone:

„Liebe Adolphine, ich habe gestern eine Unterredung mit Deiner Mutter gehabt; sie wird Dich davon unterrichten, denn ich selbst wiederhole eine Sache nicht gern. Ich begnüge mich, Dir eine kleine Anzeige zu machen, welche durch die Umstände unvermeidlich geworden ist. Ich bin nicht schön und besitze weder einen überschwänglichen Geist, noch eine verführerische Liebenswürdigkeit; das ist meine Meinung von mir selbst; die Deinige ist etwas strenger, da ich weiß, daß Du mich geradezu häßlich, dumm und langweilig findest.“

— „Wie kannst Du mir das sagen?“ entgegnete die junge Frau, welche durch diese Einleitung nicht wenig in Verlegenheit gebracht wurde.

„Ich möchte nichts lieber als Dir gefallen,“ fuhr er kalt fort, „da mir aber die Natur die Gaben versagt hat, welche mir Deine Liebe zu gewinnen vielleicht im Stande wären, so sehe ich mich genöthiget, den Vorrechten eines Geliebten zu entsagen und mich mit den Rechten des Gatten zu begnügen. Diesen Rechten,“ setzte er mit eindringlicher Stimme hinzu, „werde ich Achtung zu verschaffen wissen. Ich will nicht auf das zurückkommen, was in der Vergangenheit geschehen ist, nur so viel muß ich Dir sagen, daß Dein Benehmen jenem Laboissière gegenüber leichtfertig und unschicklich war. Eine erste Unvorsichtigkeit verzeihe ich, für eine zweite würde ich keine Nachsicht kennen und einen Fehltritt nie vergeben. An Dir liegt es nun, ob Du Frieden oder Krieg willst; aber überlege wohl, ehe Du wählst. Du hast gesehen, daß ich einen insolenten Menschen zu züchtigen weiß; zwinge mich nicht, Dich zu lehren, daß ich auch eine Ungetreue zu strafen wissen werde.“

Von diesen strengen Worten gleichsam niedergeschmettert, versuchte Adolphine mit bewegter Stimme einige Worte der Rechtfertigung zu stammeln, die ihr Mann aber barsch unterbrach.

„Kein Wort mehr,“ sagte er; „ich weiß, woran ich mich zu halten habe; Du bist gewarnt; wie Du handelst, werde ich auch handeln. Setze Deinen Hut auf; wir haben noch drei Stunden weit nach Hause; ich werde sehen, ob der Wagen da ist.“

— „Mein Gott, was bedeutet das?“ rief Madame Chaudieu, als ihr Mann das Zimmer verlassen hatte.

„Das bedeutet,“ antwortete Madame Bailleur, „daß wir uns Beide in Deinem Manne geirrt haben. Das Lamm ist ein Wolf; nimm Dich vor seinen Zähnen in Acht!“

— „Er hat mich außerordentlich erschreckt. Bemerktest Du seinen Blick, während er sprach? In seinen Augen lag etwas Othello-Artiges.“

„Ein wahrer Wolf, sage ich Dir. „Also, mein Kind, keine Koketterie mehr und besonders keine Unvorsichtigkeit; es würde einen schrecklichen Austritt geben.“

„Du hältst ihn für fähig . . .“

— „Ich traue ihm Alles zu; nichts ist gefährlicher als stilles Wasser; Du hast es ja gesehen.“

Adolphine fühlte einen leichten Schauer.

Eine Viertelstunde später war das junge Ehepaar nach dem Landhause abgereiset.

Gustav Laboissière kam, nachdem er lange über den blutdürstigsten Plänen gebrütet hatte, zu der Ueberzeugung, daß einem Gegner gegenüber, der jede Ausforderung zu verweigern entschlossen war und eine herkulische Kraft besaß, die einzige mögliche Rache der Mord sei; aber, wie Chaudieu vorausgesehen hatte, der Mann, der vor einer Fälschung nicht zurückgewichen war, erschrak vor einem Verbrechen, bei dem er seinen Kopf auf das Spiel setzen mußte. Das Abenteuer, das sich mit allerhand Zusätzen schon den nächsten Tag unter seinen Bekannten verbreitet hatte, machte ihm den Aufenthalt in Paris unerträglich, zumal ihm überhaupt einige Gründe der Klugheit riethen, sich von dort zu entfernen. Er suchte noch so viel als möglich baares Geld zu erlangen und begab sich nach Brüssel.

Madame Bailleur erwachte eines Morgens, gebesert durch die Lektion, die sie erhalten hatte, und überdies gewarnt durch einige graue Haare, daß die Zeit der Liebeleien vorüber sei, als fromme Betschwester. Ihr Mann hatte dadurch nur noch mehr zu leiden, denn er mußte sich nun überdies jede Woche zwei Fasttage gefallen lassen. Wir brauchen nicht hinzuzusetzen, daß er sich dieser neuen Pflichten mit dem Gehorsam entledigt, von dem er nie gewichen ist; gewonnen hat er nur das, daß er, wenn seine Frau die Kirche besucht, unbemerkt aus dem Hause schleichen und ein Kaffeehaus besuchen kann.

Adolphine ihrerseits hat sich ihrem Manne, ohne eine romanhafte Liebe für ihn gefaßt zu haben, innig angeschlossen, seit zwei Kinder, die Pfänder ihrer Einigkeit, die Verbindung fester zogen. Dabei verlor sich auch allmählig ihre Koketterie; ihren blonden Engeln



gegenüber, die sie freundlich anlächeln, vergaß sie nach und nach die gefährlichen Neigungen. Ihre Kinder sind ihre Schutzengel, doch wacht auch ihr Gatte unausgesetzt. Sie fürchtet ihn und bei manchen Naturen ist die Furcht ein Jügel, dessen Anwendung die Nothwendigkeit rechtfertiget.

So hat Chaudieu durch seine geduldige Festigkeit von seinem Hause alle Elemente der Zwietracht entfernt. Voll Rücksicht gegen die Familie, mit der er sich verband, liebevoller Gatte ohne Schwäche, Herr im Hause, ohne Tyrann zu sein, wird er von seinem Schwiegervater geliebt und geachtet und lebt in völliger Eintracht mit seiner Schwiegermutter.

### Ein Romanheld.

Erzählung.

Eine junge Dame von achtzehn Jahren mit griechischem Profil, blonden Locken, bleichen Wangen und dunkelblauen Augen saß in einem großen Fauteuil von Sammet. Die Eleganz der Meubeln um sie her zeigte, daß sie der Aristocratie angehörte. Ein sehr großer Spiegel hielt ihr das reizende Bild vor; gewählte Gemälde, Bronzen in florentinischem Geschmacke, zwei Gruppen in Marmor und Phantasiefiguren in altem Porcellan machten ihr Boudoir zu einer ächten Wohnung einer vornehmen Dame von 1750.

Ein kleiner Laquais in einer Art maurischen Costümes meldete den Herrn Baron von Thorigny. Die junge Dame versuchte sich zu erheben und den Ankommenden mit einem freundlichen Lächeln zu empfangen, ob es ihr gleich offenbar Anstrengung kostete; auch gelang es ihr nicht.

„Guten Tag, Emilie,“ sagte der Baron, „oder vielmehr guten Tag Frau Vicomtesse von Baranges. Wie steht es mit dem ehelichen Glück?“

Ohne auf die zu directe Frage gehört zu haben, wie es schien, antwortete die Vicomtesse:

— „Lieber Bruder, ich befinde mich diesen Morgen unwohl, sehr unwohl.“

„Etwas Migräne, nicht wahr?“

Sie schüttelte das Köpfchen in sanfter Melancholie, seufzete und schwieg.

„Aber, mein Gott! liebe Schwester, warum verheimlichst Du mir's, wenn Du Kummer hast? Bin ich nicht immer Dein bester Freund, Dein Führer gewesen? Habe ich nicht, da ich älter bin als Du, Dein

Vermögen nach bestem Wissen verwaltet? Und habe ich Dich nicht vor Kurzem verheirathet?“

— „Das hast Du gethan, allerdings, und ich danke Dir dafür.“

Unbewußt vielleicht legte sie in die letzten Worte einen Ton des Vorwurfs.

„Du hast, wie mir es scheint, keinen Grund Dich zu beklagen. Der Vicomte ist ein braver Mann von trefflichen Manieren.“

— „Ein Hofmann, allerdings.“

„Ist dies in Deinen Augen ein Vorwurf? Der Herr von Baranges besitzt, ohne dem Hofe anzugehören, an dem er nur früher sich bewegte, das Benehmen der vollendetsten Edelleute von Versailles; er ist noch jung, aber doch über das Alter hinaus, in welchem man Thorheiten zu begehen pflegt.“

— „Er ist ein Mann von fünfunddreißig bis vierzig Jahren.“

„Hättest Du Dich lieber mit einem Springinsfeld, mit einem leichtsinnigen jungen Menschen verheirathen wollen?“

— „Ach nein,“ entgegnete Emilie mit leise ironischem Lächeln.

„Ich hoffe, Du wirst dies bald in vollem Ernste sagen.“

— „Möchten Sie die Wahrheit reden, lieber Baron!..“

Diese Worte, die so unerwartet in das Gespräch hineingeworfen wurden, kamen von dem Herrn von Baranges, der als Gemahl eingetreten war, ohne sich anmelden zu lassen. Emilie erröthete und bückte sich nach dem Kamine zu, als wollte sie die Falten ihres Kleides glatt streichen. Der Vicomte richtete einen Blick voll Zärtlichkeit, Achtung und Trauer auf seine junge Frau. Die Trauer aber glich in seinem Alter zu sehr gravitärischem Ernste, als daß Emilie nicht unangenehm hätte davon berührt werden sollen. Auch wendete sie rasch einen Blick auf ihren Bruder, der deutlich sprach.

Es folgte auf die Worte des Herrn von Baranges ein minutenlanges Schweigen zwischen den drei Personen, das für Alle zu lange währte, denn Alle quälten sich in dieser Zeit mit peinlichen Gedanken.

Endlich fühlte der Baron, der Urheber der Heirath, daß es ihm zukomme, dieselbe mit einer glänzenden Außenseite zu versehen. Er drückte seinem Schwager liebevoll die Hand, entwarf eine bezaubernde Schilderung von ehelichem Glück und sprach seine Freude



darüber aus, mit einem so redlichen Manne in so innige Verbindung gekommen zu sein.

„Meine Schwester,“ schloß er, „hat in ihrem Kloster eine solide Erziehung genossen, welche verständige Frauen giebt. Sie werden bald kennen lernen, mein lieber Baranges, welchen Schatz Sie aus meiner Hand erhalten haben.“

— „Ich weiß es bereits,“ entgegnete der Vicomte, „ich danke Ihnen nochmals und werde nicht aufhören, Ihnen zu danken.“

„Schone meine Bescheidenheit,“ fiel Emilie ein. „Wenn Du wirklich ein Wort von diesen übertriebenen Lobeserhebungen glaubst, dürftest Du Dich wohl einmal irren. Niemand kann weniger vollkommen sein wollen als ich.“

— „Du bist die Vollkommenheit selbst.“

Die junge Frau antwortete mit einem Lächeln, in das sich Ueberdruß und Ungläubigkeit mischte. Sie war noch nicht daran gewöhnt, den Duft der feinen Blumen der Galanterie zu athmen.

Sie hatte wirklich die Welt kaum durch ihren Brautschleier hindurch gesehen. Ein Ball, ein Fest, einige Besuche, alles dies hatte Emilien ihre Erinnerungen und ihre Schüchternheit, das Erbtheil des Klosters, nicht nehmen können. Ihre glühende Seele war durch die Erziehung in enge Schranken gewiesen worden. Sie sah ihren Gatten für eine Art Vormund, Lehrer, Aufseher an und hatte ihm noch nicht gerade in das Gesicht geblickt.

In dieser Stimmung verging der erste Monat ihrer Ehe. Der Vicomte hatte sein Haus prachtvoll einrichten und meubliren lassen; Emilie hatte sich schnell an diesen Luxus gewöhnt und ließ, ohne etwas zu verlangen, den Herrn von Baranges errathen, daß neue Ueberraschungen ihr nicht mißfallen würden. So kaufte er denn fortwährend Gemälde, Schmucksachen und kostbare Zeuge, ohne zu begreifen, daß diese Geschenke eben so viele Schlingen waren, in denen er sich selbst fing, denn wozu Gegenstände der Kunst, wenn die Leute sie nicht bewundern sollen, wozu Schmucksachen, wenn man sie in der Gesellschaft nicht zeigen soll? So räsonniren die Damen immer und mit völligem Rechte.

„Bälle, Concerte, Oper,“ dachte die Vicomtesse.

— „Vorlesungen, kleine Gesellschaften, Diners unter Freunden und lange Promenaden,“ sagte der Vicomte.

Diese Gedanken und diese Worte glichen genau

den beiden Schenkeln eines Zirkels, die nie zusammen-treffen, wenn sie auch von einem Punkte ausgehen.

Emilie befand sich deshalb auch einige Wochen nach ihrer Vermählung in einer jener Gemüthsstimmungen, welche für Liebhaber so günstig sind. Es lastete auf ihrem Herzen eine unbestimmte Langeweile; bisweilen glaubte sie in den Blicken ihres Gatten eine jugendliche, wahre, tiefe Liebe zu bemerken; aber ihre Schüchternheit hielt sie zurück, vielleicht auch ihr Stolz, da sie eine Bärtlichkeit nicht äußern wollte, die damals nicht Mode war.

Obgleich der Vicomte den Kreis seiner Freunde sehr beschränkt hatte, so konnte er doch die Besuche des glänzenden Herzogs von N., des Obersten im Regiment der Mousquetaires, in welchem der Baron von Thorigny diente, nicht abweisen. Der Herzog war einer der Schmetterlinge, die ein Glanz oder eine Rose unfehlbar anlockt, aber er wußte um die Flamme herum-zuflattern, ohne sich die Flügel zu verbrennen. Emilie gefiel ihm aus doppelten Gründen, denn sie war verheirathet und schön. Er hütete sich indeß, die Vicomtesse durch zu eifrige Bewerbung schüchtern zu machen, und hätte es nicht ungern gesehen, wenn irgend ein subalternen Liebhaber das noch so kalte Herz etwas erwärmt hätte.

Eines Morgens erbrach die Vicomtesse nachlässig die galanten und parfümirten Briefchen der Marquis, Abbés und Dichter, die in ihrem Hause ein- und ausgingen, als sie nachstehendes Billet fand, das sie mit Verwunderung las und wieder las:

„Madame,

„Gestatten Sie einem armen jungen Manne, der Ihnen unbekannt ist und bleiben wird, seine Stimme zu dem Altare zu erheben, auf dem Sie ihm wie eine Göttin erschienen sind. Warum mußte ich Sie sehen! Es war an dem Tage, als Sie die Gattin des Vicomte wurden. Als entfernter Verwandter Ihres Gemahls schloß ich mich den Mitgliedern seiner Familie an; ich war da und sah nur Sie. Ach, wie schön erschienen Sie mir in Ihrem Blumenkranze, in jenem Heiligenscheine, den die Züchtigkeit um Ihre Stirn verbreitete! .. Alles Uebrigen erinnere ich mich nicht mehr; halb sinnlos, nahm ich Ihr Bild in meinem Herzen mit mir. Vergebens bemühte ich mich seitdem, dasselbe zu verdrängen; meine Anstrengungen steigerten nur diese unglückliche Liebe, die ich Ihnen zitternd und fast gegen meinen Willen offenbare; aber nachdem ich lange gelitten habe und da ich weiß, daß meine Leiden nicht



enden werden, konnte ich mein trauriges Geheimniß nicht länger in mir verschließen. Ich wünsche nichts, ich verlange nichts, außer daß Sie zu sich selbst sagen, es lebt in dieser Welt ein Mann, der um Sie weint und leidet und für Sie betet.

„Was habe ich geschrieben! Vergebung! Vergebung! Ich bin von Sinnen.“

Dieser Brief war unterzeichnet: „Friedrich von Tresnel, Malteser Ritter.“ Die Frau Vicomtesse hatte ihn kaum zum zweiten Male durchgelesen und begann ihn zum dritten Male zu lesen, 'als man den Herzog meldete.

Dieser erschien in einem sehr reichen Frack von Brocat und hielt zwischen dem Daumen und Zeigefinger eine kostbare Tabatiere, unter dem Arme einen mit weißen Federn besetzten Hut. Emilie fand ihn weniger geistreich als gewöhnlich. Sein Besuch wurde ihr langweilig und sie blickte mehrmals sehnsüchtig nach dem Kamine, denn dahin hatte sie das Liebesbriefchen des Malteser Ritters geworfen.

Auch der Vicomte erschien.

„Kommen Sie, kommen Sie!“ sagte der Herzog; „vielleicht gelingt es Ihnen, Madame auf angenehme Weise zu zerstreuen; sie ist jetzt fast — bürgerlich melancholisch. Ich theilte ihr eine gute Nachricht mit, aber Madame hörte sie mit unglaublicher Gleichgiltigkeit an.“

— „Und die Nachricht ist?“ fragte der Vicomte.

„Ihre Vorstellung in Versailles findet keine Schwierigkeit mehr. Bei dem großen Empfange am Neujahrstage wird die Frau Vicomtesse zu der Zahl der Ausgewählten gehören; unsere liebe Marquise von Pompadour hat mir versprochen, der König würde im Vorbeigehen ein Wort an sie richten. . . Welche Gunst!“

— „Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Herzog.“

„Wie so? Umstände, Ceremonien! Versailles sollte mir eigentlich danken, daß ich es mit einer so ausgezeichneten Dame schmücke.“

Dieses gewöhnliche Compliment hatte keine andere Wirkung, als daß es Emilien an jene leidenschaftlichen Worte erinnerte: „es lebt in der Welt ein Mann, der um Sie weint und leidet und für Sie betet“.

Um sich den Galanterien des Herzogs zu entziehen, nahm sie sehr bereitwillig den Vorschlag an, welchen ihr der Vicomte machte, in der Kirche Notre Dame eine Messe zu hören, welche von den schönsten Stimmen der Dper gesungen werden sollte.

Vierzehn Tage waren vergangen. Emilie wünschte sich Glück, keine Nachrichten von Friedrich erhalten zu haben, als sie wieder einen Brief von dem Ritter empfing, ohne zu wissen, wie derselbe in ihr Zimmer gekommen sei, und ohne zu wagen, ihr Kammermädchen und ihre Diensteute zu fragen.

„Madame,“ schrieb Tresnel, „darf ich hoffen, daß Ihre Augen auf diesen Zeilen ruhen werden, die ich zitternd schreibe? Was denken Sie von einem Manne, der es wagt, Ihr so glückseliges Leben zu stören? Ihr Gemahl liebt Sie, Ihre Freunde achten Sie, die Welt ehrt Sie, das Glück hat Sie mit seinen Günstbezeugungen überschüttet; es gebricht Ihnen an nichts. Es ist Ihnen eines der Geschicke zu Theil geworden, die man nach Belieben leiten kann. Darf ich, der ich nichts besitze als mein Schwert, der ich durch unauf löbliche Bande gefesselt bin, von meiner Liebe sprechen? Diese Liebe hat kein Recht und kann keine Entschuldigung finden; sie soll auch wenigstens nicht lästig sein. Ich verlange keinen Blick, keine Antwort. Sie kennen sie und das genügt ihr. Ach könnten Sie in Ihren Stunden der Einsamkeit mir einen Gedanken des Mitleids schenken! — ich würde ihn errathen, ich würde ihn fühlen. Trotz der Entfernung würde er mich berühren, gleich einem elektrischen Funken. Ich werde es wissen, daß ich von Ihnen bemitleidet werde und es wird dies mein Glück im Leben sein.“

Emilie erhielt diesen Brief in einem jener Augenblicke, in welchen die Gedanken zwischen dem Guten und Bösen unstät hinüber und herüber schwanken und sich mit einem gewissen Wohlgeföhle den ausschweifendsten Träumen, den tollkühnsten Unternehmungen zuwenden. Ihr Gatte stößte ihr noch nicht so viel Vertrauen ein, daß sie ihm den Brief des Unbekannten hätte mittheilen können. Höchstens konnte sie denselben ihren Pflichten zum Opfer bringen, aber der Vicomte durfte sich dieses Opfer nicht zur Ehre anrechnen. Emilie wußte, was ihre Pflicht verlangte, aber wenn sie auch vermied sich zu fragen, ob der Ritter ihr gefalle, so mußte sie sich doch gestehen, daß ihr der Brief nicht mißfallen habe. . .

Die Correspondenz wurde erst nach drei Wochen wieder fortgesetzt; und erst am Tage vor dem, an welchem sie in Versailles vorgestellt werden sollte, erhielt sie wieder einen Brief. Die Schrift war minder sicher, der Styl leidenschaftlicher. . . Ein dreiwöchentliches Schweigen verschlimmert die Wunden des Herzens gar sehr!



„Morgen, Madame, werden Sie in jener prachtvollen Marmorgalerie erscheinen, die so viele berühmte Männer betreten haben, in der aber noch nie eine schönere Frau erschien als Sie. Ach, könnte ich dort sein, um Sie zu bewundern, wie ich Sie bewunderte, als Ihr Mund den Schwur aussprach, daß Sie einem Andern angehören wollten, — einem Andern! Sagen Sie diesem Papiere, sagen Sie der Luft, welche Sie umgiebt, daß Sie bei diesem Glanze, bei diesen Triumphen mir einen wenn auch nur flüchtigen wohlwollenden Gedanken schenken, daß mein Name auf Ihre Lippen tritt, wenn Sie ihn auch nicht aussprechen. Ach, sagen Sie, daß die Liebe für Sie nicht das Spiel eines Augenblickes, sondern die Ewigkeit des Glückes im Leben ist!...“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Prophezeihungen eines wahnsinnigen Mönches.) Dieser Mönch, der außerordentlich alt und aus Jerusalem vor Kurzem nach Petersburg zurückgekehrt ist, erbat sich eine Audienz bei dem Kaiser, dem er eine Ueberschwemmung und einen Aufstand verkündete. Man behandelte ihn als Wahnsinnigen und brachte ihn in Sicherheit. Da, in seiner einsamen Zelle, prophezeihet er, England würde im Jahre 1842 im Meere untergehen, Frankreich aber einem Schiffe gleichen, das von widerigen Winden umher geworfen wird. Dieser Mönch ist, wie man sagt, derselbe, welcher seit Katharinen bis zu Alexander alle wichtigen Ereignisse in Rußland verkündete. Er begab sich zuerst aus seinem Kloster nach Petersburg und verlangte da, mit der Kaiserin Katharina zu sprechen. Er wurde nicht zugelassen und stellte sich später der Kaiserin in den Weg. Als sie erschien, hielt er ihr um Almosen bittend die Hand entgegen. Sie gab ihm Geld und er sagte zu ihr, nachdem er ihr gedankt: „Majestät, geht niemals irgend wohin allein, denn es wird Euch Unglück treffen.“ Drei Monate später wurde Katharine todt gefunden. Paul I. erinnerte sich des Mönches, ließ ihn rufen und gestattete ihm für immer freien Zutritt im Palaste, wenn er ihm etwas zu sagen habe. Vier Jahre lang hörte man nichts von ihm. Da erschien er wieder, erbat sich eine Audienz und sagte dem Kaiser: „Ihre Unterthanen sind unzufrieden; wenn Sie Ihr Verfahren nicht ändern, könnte Ihnen ein Unglück begegnen.“ Der Kaiser erzürnte sich und ließ den Mönch einsperren, 1801 aber starb Ersterer. — Alexander bestieg den Thron und erlaubte dem Mönche, in sein Kloster zurück zu kehren. Zwei Jahre lang sah man den Mönch nicht in dem Palaste. Endlich kam er wieder und sagte: „heute habe ich nicht den Tod eines Menschen, sondern den einer großen Stadt zu verkünden. Eine der schönsten und reichsten Städte des Reiches wird bald untergehen. Die Franzosen werden bis Moskau bringen und Mos-

kau wie ein Aschenhaufen werden.“ Alexander mußte diesen Ausspruch für die Rede eines Wahnsinnigen erkennen und schickte ihn nach Archangel, wo der Mönch blieb bis 1812 seine Prophezeihung in Erfüllung ging. Da bot man ihm eine Belohnung. Der Mönch erbat sich nur eine kleine Geldsumme, die hinreiche, ihn nach Jerusalem zu bringen, wo er die heiligen Stätten besuchen wollte. Er erhielt das Geld und reiste ab; erst vor Kurzem erschien er wieder, wie wir eben meldeten. (So erzählt der Moniteur parisien.)

(Der Gläubiger eines großen Künstlers.) Einige Monate vor dem Tode Talmas sagte diesem der Mann, welcher seine Angelegenheiten besorgte, von den zehn Wechseln, die er ausgegeben und die an der Cassé des französischen Theaters bezahlt werden sollten, wären sechs nicht eingereicht worden.

Dies erregte die Aufmerksamkeit des Künstlers; er sah in seinen Büchern nach und fand, daß ein Lieferant mit jenen Wechseln bezahlt worden sei. Um die Sache aufzuklären, ging eines Tages Talma selbst zu dem Lieferanten und machte ihn darauf aufmerksam, daß er die Wechsel sich nicht habe bezahlen lassen. Der Lieferant entgegnete, er habe dieselben verkauft und die Inhaber würden sich schon melden. Talma aber glaubte in der Sprache des Gläubigers zu erkennen, daß er nicht die Wahrheit spreche. Er ließ einige Tage darauf seine Aufforderung wiederholen und der Lieferant gestand dem Geschäftsführer des Künstlers, daß er die Wechsel von Talma allerdings noch besitze.

„So lassen Sie sich dieselben doch bezahlen.“

— „Das liegt nicht in meinem Plane. Ich will eben Wechsel haben, die nicht bezahlt worden sind. Sehen Sie,“ sagte er mit einem betrübten Gesichte hinzu, in dem aber die innere Freude sich doch aussprach, „in Kurzem werden wir den großen Künstler verlieren; es geht mit seiner Gesundheit immer schlimmer. Wenn er nicht mehr sein wird, wird alles, was ihm gehörte, einen zweifachen, einen dreifachen Werth erhalten. Bezahle er mir einen Wechsel von 100 Fres., so erhalte ich nichts als dies; behalte ich sie aber, so bekomme ich nach seinem Tode zwei- und dreihundert Fres. für das Stück.“

Der seltsame Capitalist ließ sich von seinem Systeme durch kein Einreden abbringen. Man erzählte Talma die Anekdote, verschwieg ihm jedoch, daß der Lieferant seinen Tod sobald erwartete; er drohete lächelnd seinen Gläubiger zwingen zu lassen, die Bezahlung anzunehmen, konnte aber die Rückgabe der Wechsel nicht eher erlangen, bis er sechs Mal an den Gläubiger geschrieben hatte; diese eigenhändigen Briefe entschädigten den Speculanten, der wirklich nach dem Tode Talmas die sechs Briefe an Lord Clarke für achthundert Francs verkaufte.

(Gegen Wittwer und Wittwen, die sich wieder verheirathen.) Zu St. Amand in der Auvergne besteht eine eigenthümliche Sitte; verheirathet sich ein Wittwer oder eine Wittwe zum zweiten Male, so versammelt sich am Tage des ersten Aufgebotes das Volk und in allen Straßen und Bor-



städten hört man die Töne von Schellen, Hörnern und geräuschvollen Instrumenten der rohesten Art. Kinder, Essenkeher und aller Pöbel läuft auf diesen Lärm zusammen; auf irgend einem freien Plage stellen sich Alle auf; da singen sie selbst verfaßte Spottlieder gegen das neue Paar und jeder Vers wird mit einem gräßlichen Geschrei und Geheul geschlossen. Hierauf begiebt sich die Schaar nach den Wohnungen der beiden Verlobten, wo sie unter dem fürchterlichsten Tumulte so lange bleiben, als es ihnen gefällt, meist bis spät nach Mitternacht. Dieser Lärm dauert mehrere Tage. Kommt der Hochzeitstag, so drängt sich das Volk mit demselben Lärme unter die Gäste und in der Nacht belagert es das Haus förmlich mit Steinen und allen Wurfswaffen. Bisweilen reißt den Bewohnern des Hauses die Geduld, sie bringen heraus mit ihren Gästen und es kommt nicht selten zu blutigen Kämpfen.

(Republikanische Spielkarten.) Zur Zeit der französischen Republik kam die Reihe der Umwandlung auch an die Spielkarten: „Der Republikaner, hieß es, darf nicht, wäre es auch nur im Spiele, Ausdrücke brauchen, die unaufhörlich an den Despotismus und an die Ungleichheit erinnern.“ Ein Fabrikant nannte deshalb seine Spielkarten: Revolutionskarten. Genie ersetzten die Könige; es gab einen Coeur- oder Kriegsgenius, einen Trefle- oder Friedensgenius, einen Pique- oder Kunstgenius, einen Carreau- oder Handelsgenius. An die Stelle der Damen war die Freiheit getreten; so gab es eine Coeur- oder Religionsfreiheit ic. Statt der Buben hatte man die Gleichheit gewählt und statt der As hieß es Gesetz, z. B. Coeur-Gesetz ic. Alle mußten neu spielen lernen und man kann sich denken, wie seltsam es klang, wenn es hieß: „ich spiele das Piquegesetz aus, steche den Friedensgenius ic. ic.

(Das zweite Gesicht.) Bekanntlich besteht noch heute in Schottland der Glaube, daß manche Menschen irgend ein Ereigniß der Zukunft deutlich vor sich sähen; man sagt von diesen, sie besäßen die Gabe des zweiten Gesichtes. Eine tragische Geschichte, die sich hierauf bezieht, ereignete sich vor nicht langer Zeit in Killin, einer kleinen Stadt in der schottischen Grafschaft Perth. Zwei junge Männer saßen dort in dem Wirthshause und frühstückten, als ein wohlhabender Pächter, Donald mit Namen, eintrat, der, wie es in der Umgegend hieß, die Gabe des zweiten Gesichtes besitzen sollte. Der Mann kannte die beiden jungen Männer schon seit längerer Zeit; deshalb erzählte er ihnen auch das, von dem sein Herz eben voll war. Sein Sohn, ein geachteter Handwerker in einer benachbarten Stadt, hatte ihm eben geschrieben, daß ihm die Tochter eines dortigen Eisenhändlers Krittson gefalle, daß er sich mit derselben verheirathen wolle, ihr Vater, ein reicher, aber etwas roher Mann, nichts dagegen habe und nur erst das Pachtgut Donalds sehen wolle, um sich selbst zu überzeugen, ob dieser seinem Sohne wohl auch etwas Vermögen mitgeben könne. Sie sprachen noch von dieser Sache, als ein Fremder, ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit harten Zügen und in ziemlich nachlässigem Anzuge

eintrat, der barsch Frühstück verlangte. Donald, dem die Stimme des Fremden die Nerven zu zerreißen schien, drehete sich langsam um; sein ganzer Körper begann zu zittern; seine Augen wurden stier, seine Stirn bedeckte sich mit Schweiß. Dann stand er rasch auf und eilte nach der Thüre zu. Die beiden jungen Männer schritten ihm nach und zogen ihn mit Gewalt wieder zurück.

„Beruhige Dich, Donald,“ sprach der eine zu ihm; „Du bist ja bei Freunden und keine Gefahr bedroht Dich.“

— „Bei St. Dunstan,“ antwortete der Pächter, „ich bin verloren!“

Dann übermannte er den Schrecken, der ihn zu beherrschen schien, trat zu dem Manne, dessen Gegenwart ihn so aufgereggt hatte, stellte sich vor ihn und sagte:

„Unglücklicher, beileben Sie sich Ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und denken Sie an die Rechenschaft, die Sie dem schuldig sind, der uns Alle richten wird, denn nach zwei Tagen werden Sie — gehangen werden.“

Der so Angeredete, der bereits einige Gläser Brantwein getrunken hatte, sprang mit zornglühendem Gesichte auf. Donald aber zitterte nicht mehr, der Geist hatte sich seiner völlig bemächtigt und er sprach weiter:

„Ja, nach zwei Tagen wirst Du gehangen werden; ich sehe die Leiter, auf der Du hinaufsteigst, ich sehe den Strick, der Dir den Hals zusammenschnürt, ich sehe den Henker, der die Hand an Dich legt.“

Bei den letzten Worten konnte der Fremde nicht mehr an sich halten; mit der linken Hand hielt er Donald fest, mit der rechten nahm er das Messer vom Tische und stieß es dem unglücklichen Hellschenden bis an das Heft in die Brust. Der Stoß war so gewaltig, daß Donald lautlos niedersank. Eine Todtenstille herrschte in dem Zimmer; die Tochter des Wirths lehnte halb ohnmächtig an der Wand; der Mörder sank auf den Stuhl zurück; nur einer der beiden jungen Männer behielt Geistesgegenwart genug, um einen Kellner sogleich nach dem Constable zu schicken, die Thüre abzuschließen, damit der Mörder nicht entfliehe, und dann nach dem Ermordeten zu sehen. Er war bereits todt. Nach wenigen Augenblicken erschien der Constable, der den Mörder fortführte und die Zeugen aufforderte, mit ihm zu gehen, denn die Assisen waren eröffnet und die Geschworenen hielten eben Sitzung. Nachdem im Gerichtssaale wieder einige Ruhe eingetreten war, fragte der Richter den Mörder nach dem Namen und die beiden jungen Männer, die Zeugen der That, hörten mit Schauer, daß es Krittson war, der Eisenhändler, der seine Tochter Donalds Sohne zur Frau geben wollte. Die That war nicht zu läugnen und Krittson vertheidigte sich nur durch das Anführen, die Prophezeiung habe ihn so empört, daß er für den Augenblick seiner nicht Herr gewesen sei und in blinder Wuth den Mord begangen habe. Troßdem erklärten ihn die Geschworenen für schuldig und das Gericht sprach das Todesurtheil über den Mörder aus. Am zweiten Tage darauf wurde Krittson gehangen.



(Ein scheinbares Wunder.) Ein junger Rath kam unter Ludwig XV. aus Bordeaux zum ersten Male nach Paris, wohin er seine Frau und Schwiegermutter mitnahm. Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft fand im Theater irgend eine Festlichkeit Statt und die Damen wünschten dahin zu gehen; der Rath, der Abends Audienz bei dem Minister haben sollte, versprach sie im Theater abzuholen. Er kam dahin so spät, daß er nur noch im Orchester einen Platz fand. Der Zufall führte ihn neben den Herrn von Kulnoy, der nie eine Vorstellung im Theater versäumte. Nachdem dieser Herr den Fremden einige Augenblicke betrachtet hatte, wendete er sich sehr artig mit der Frage an ihn: „Sie wohnen wohl nicht in Paris?“ — „Nein.“ — „Sie sind auch zum ersten Male in dem Theater hier?“ — „Ja.“ — „Sie suchen zwei Damen, von denen die eine noch schön ist und ein Kleid von grauem Moire mit Spitzen trägt, während die andere ganz jung ist, rosa Atlas trägt und zwei weiße Federn im Haar hat? Die Damen, die Sie nicht herausfinden konnten, sind im zweiten Range, in der fünften Loge rechts.“ — „Das sind allerdings die Damen, die ich suche; Sie irren sich nicht und ich danke Ihnen. Aber nun erlauben Sie mir auch eine Frage: Kennen Sie mich oder diese Damen?“ — „Ich habe nicht die Ehre, Sie oder die Damen zu kennen; ich sehe Sie alle Drei zum ersten Male.“ — „Wie konnten Sie aber wissen, daß ich gerade jene Damen suchte?“ — „Ihre zwei Damen und Sie ausgenommen, kenne ich Jedermann hier und Sie sehen ein, daß ich kein Herrenmeister bin, weil ich errieth, daß Sie fremd sind und die einzigen fremden Damen im Hause suchten.“

### Generalcorrespondenz.

Nicht bloß die Musik wird jetzt, wie mehrmals erwähnt, zur Heilung Geisteskranker benutzt, in America braucht man neuerdings dazu sogar den Tanz. So erzählt eine Zeitung aus Worcester: „in der Woche vor Weihnachten fand hier ein Ball in dem Irrenhause Statt. Die Kranken lieben den Tanz ungemein und man bewilliget ihnen regelmäßig einen Abend in der Woche zu diesem Vergnügen. Die Bälle werden auf der Galerie gehalten, welche sich der ganzen Länge nach durch einen Flügel des Gebäudes zieht. Ungefähr vierzig tanzten, viele andere sahen zu. Die Galerie oder der lange Saal war geschmackvoll mit Immergrün ausgepuzt und die Musik vortreflich; es herrschte die größte Ordnung, alle schienen vergnügt zu sein, ohne daß sie lärmten. Manche waren recht gut gekleidet. Einige zeigten aber ihr Irresein durch ihren seltsamen Puz. Den meisten merkte man es nicht an, daß sie wahnsinnig sind. Die Erfrischungen, denn auch dafür war gesorgt, waren einfach, aber reichlich vorhanden. Gegen 9 Uhr hörte der Tanz auf, worauf die ganze Gesellschaft paarweise noch ein Mal in dem Saale auf und abmarschirte, womit das Fest schloß.“

Es ist bekannt, daß die Häuser der vornehmen Russen außerordentlich reich an männlichen Domestiken sind. In manchen Häusern in Petersburg steht, wie Kohl in seinem trefflichen Werke erzählt, bei Festen auf der Treppe neben jedem Blumentopfe ein galonnirter Diener. Jede Thüre hat ihren Portier für sich. Bei aller dieser Dienermenge oder vielmehr wegen derselben wird aber auch Niemand schlechter bedient als ein russischer Herr. —

Das theuerste Vieh sind jetzt die Schaafse, die man theurer bezahlt als die kostbarsten Pferde; es ist nicht selten, daß ein hochfeiner Bock mit 1000 Thln. bezahlt worden ist, vor Kurzem bot man sogar einem schlesischen Gutsbesitzer für ein solches Thier tausend Dukaten, ohne daß er es dafür hingab. —

Als etwas Seltsames und Neues meldet man aus Paris, daß bei einigen dortigen Bällen das Orchester nicht aus Instrumenten, sondern aus Stimmen besteht. Ein Duzend Personen, Herren und Damen, singen einen Contretanz, einen Walzer, einen Galopp, und die andere Gesellschaft tanzt darnach. Der Effect dieser Neuerung soll mehr seltsam als angenehm sein. —

Am 20. Januar erhielt ein junger Mann in einem Orte in Frankreich die Nachricht von einem Kinde, daß ein Wolf in der Nähe des Dorfes gesehen worden sei. Der junge Mann nahm sogleich sein Gewehr, lud eine Kugel hinein und begab sich nach dem angezeigten Orte. Es dunkelte bereits. Der unvorsichtige Jäger sah etwas sich regen; sogleich legte er an und drückte los. Er glaubte sicher den Wolf erlegt zu haben, aber er hatte seinen — Vater erschossen, der an der Stelle ein Fuchseisen aufstellte. —

Bekanntlich ist der Selbstmord in Frankreich fast zu einer Art Seuche geworden; man nimmt sich dort um der geringsten Veranlassungen willen das Leben. Ein Weinkenner irrte sich in dem Alter eines Weines, der ihm zur Prüfung vorgesetzt wurde; man lachte ihn aus und er suchte in dem Grabe eine Zuflucht gegen die Reckerien und Sticheleien, die seine Eitelkeit nicht zu ertragen vermochte. — Eine Frau begegnete einer Bekannten und bildete sich ein, dieselbe habe ihren Gruß nicht erwidert; dies nahm sie sich so zu Herzen, daß sie sich mit Kohlendampf erstickte. — Ein Lotteriellecteur bemerkte, daß unter den Loosen, die er verkauft, auch nicht Eines gewonnen hatte; er glaubte, nun sei es um seinen Ruf geschehen, nahm deshalb das Rasirmesser und schnitt sich die Kehle durch. Auch auf seltsame Weise bringen sich die Leute um; in Angers erdroffelte sich ein Schneider mit einem Stückchen Bindfaden, den er mit einem Hühnerknochen zusammendrehete.



# Allgemeine Sachsen-Zeitung

N<sup>o</sup> 8.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Genfergardianen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Ein Romanheld.

Erzählung.

(Fortsetzung und Schluß.)

Am andern Tage wurde die Vicomtesse vorgestellt. Sie war sehr schön und sehr ängstlich. Der Herzog bot alle seine Galanterie auf und durch die Liebenswürdigkeit des Herrn von Baranges hindurch schienen sich einige Spuren von Eifersucht zu zeigen.

Man glaubte, die Vicomtesse würde, da sie so eifrig gewünscht hatte, vorgestellt zu werden, bald zu den ersten Modedamen gehören, und wunderte sich deshalb nicht wenig, als man sah, wie zurückgezogen sie lebte. Der Herr v. Baranges war fast genöthiget, Emilien zu zwingen, mit ihm Bälle und das Theater zu besuchen. Der Herzog seiner Seits hatte mehrmals seinen Verdruß darüber geäußert, daß er kalt von ihr empfangen worden. Bertraten bei der Vicomtesse die Briefe Friedrich's die Freuden der Welt und die Triumphe der Koketterie? Sie folgten jetzt schnell auseinander und waren immer ehrerbietig, immer zartsinzig, immer erfüllt von melancholischer Liebe, immer umgeben von jenem mystischen Dunkel, das den heftigen Leidenschaften etwas Religiöses verleiht und sie reiniget, indem es den Gegenstand vergöttlicht. Oftmals verbrannte Emilie einen Brief, nachdem sie ihn gelesen, dann bedauerte sie, was sie gethan hatte, und machte sich doch wegen dieses Bedauerns Vorwürfe. Ihr Herz glich einem flachen Ufer, an welchem alle Stürme einander bekämpfen. Und wenn sie dem Ritter nur hätte schreiben, ihm den Be-

fehl hätte geben können, die Zusendung seiner Briefe einzustellen! aber sie fühlte in sich nicht die Kraft, so streng zu verfahren. Bisweilen wurde sie unwillig über die Meinung, welche Friedrich von ihr zu haben schien. „Ohne Zweifel,“ dachte sie verdrüsslich bei sich, „bildet er sich ein, ich liebe ihn.“ Dann setzte sie hinzu: „verbotten ist es mir gewiß nicht, ihn zu beklagen.“

Als der Winter herankam, zeigte der Ritter an, daß er nach Malta abreisen würde, wohin ihn seine Pflicht berufe; wo er aber auch sein möchte, schrieb er, er würde seine Briefe einer zuverlässigen Person anvertrauen, die sie, ohne den Verdacht des Herrn von Baranges zu erregen, an ihre Adresse abgeben sollte. Die Nachricht von dieser Abreise machte einen schmerzlichen Eindruck auf Emilien. „So lange er hier war,“ dachte sie, „konnte er mich sehen — von fern, meinem Blicke begegnen . . in aller Unschuld . . Nun aber werden ihm andere Frauen erscheinen, er wird sie lieben und sie werden ein Recht haben, ihn wieder zu lieben.“

Abends wollte Emilie Zerstreuung in der Oper suchen. Als sie zurückkam, fand sie in ihrem Gebetbuche wieder ein Briefchen:

„O, wie bewundernswürdig sind Sie! Ich habe nicht aufgehört, Sie zu betrachten. Einen Augenblick war ich eifersüchtig auf den Herzog von N., dem es in Ihrer Nähe so wohl zu sein schien. Sie lächelten ihn zweimal an, dann aber wurden sie wieder schweigsam und nachdenkend, ach da beschäftigten sich Ihre Gedanken mit mir! Leben Sie wohl, meine erste und ein-



zige Geliebte; die Erinnerung an Sie wird mich begleiten wie ein schöner Traum."

Die Blätter begannen im Mai grün zu werden, als Emilie den letzten Brief Friedrichs erhielt, den letzten, denn er enthielt folgende Zeilen:

"Beklagen Sie mich; es ist mir nicht beschieden, Sie wieder zu sehen. Warum entfernte ich mich von Ihnen! Warum mußte ich den Tod finden, als eben die Liebe den Horizont des Lebens vor meinen Augen erweiterte? Mein Wagen zerbrach in der Gegend von Marseille und ich wurde schwer verletzt. Die Aerzte haben alle Hoffnung aufgegeben, mich zu retten. . . Ich nehme die geringe Kraft zusammen, die mir geblieben ist, um Ihnen diese wenigen Worte zu schreiben und mit meinem Geiste ein Lebewohl auszuhauchen."

Emilie war tief ergriffen; Thränen aber wollte sie nicht vergießen. "Ihn beweinen? Wen? — einen Fremden, einen Liebhaber." Aber die Erschütterung, die sie verbergen mußte, zerbrach ihr fast das Herz. Zwischen der Klage und der Pflicht hin und herschwankend, tief im Herzen um den Verlorenen trauernd, geizend mit den Augenblicken, welche die Gesellschaft von ihr forderte, bewegte sie sich in der letztern ungerne und mit Ungeduld. Eines Tages begab sie sich sogar in das Zimmer ihres Gatten und bat ihn schmeichelnd, mit ihr auf das Land zu reisen.

Der Vicomte entgegnete zärtlich, er würde sogleich an seinen Intendanten schreiben, damit derselbe die Zimmer im Schlosse sobald als möglich in Stand setzen lasse, doch glaubte er, Paris nicht verlassen zu dürfen, ohne seine Freunde vorher noch einmal bei sich gesehen zu haben. Emilie fühlte die Nothwendigkeit, ihre Trauer zu verbergen, zu sehr, als daß sie sich diesem Plane widersezt hätte. Sie mußte also noch ein Mal schön und geschmückt erscheinen.

Der Ball war sehr belebt. Mit Teppichen belegte und mit Blumen geschmückte Treppen, Kronleuchter, welche ihre tausend Diamantfacetten in den hohen Spiegeln wiederstrahlten, ein tadelloses Orchester, der illuminierte Garten, die Säle angefüllt mit den adeligsten und berühmtesten Männern, so wie mit den reizendsten Damen, Alles war von der Art, daß es wohl die Blicke zu fesseln und das Herz zu zerstreuen vermochte. Die Vicomtesse hatte bereits eine Menuet mit dem Marquis von R. getanzt, einem der berühmtesten Stutzer jener Zeit, und Jedermann hatte ihre Grazie bewundert; sie saß in einer großen Bergère und bewegte ihren reichen Fächer, als der Herzog von M. in

in Hostracht erschien. Er führte an der Hand einen jungen Mann von angenehmem Aeußern, den er der Vicomtesse mit den Worten vorstellte: „entschuldigen Sie, Madame, meine Indiscretion, da ich nicht um die Erlaubniß bat, meinen Freund mitbringen zu dürfen; er ist aber erst diesen Vormittag aus Italien angekommen und Sie wollen so bald auf das Land gehen. Er hat die Ehre, ein entfernter Verwandter Ihres Gemahls zu sein; es ist der Ritter Friedrich von Tresnel."

Emilie richtete sich, als sie diesen Namen hörte, unwillkürlich auf, sank aber alsbald in den Sessel wieder zurück, während sie den Ritter unverwandt anblickte und die stummen Lippen halb öffnete. Sie erkannte indeß sehr bald das Zweideutige ihrer Lage, verneigte sich leicht und dankte dem Herzog stammelnd. Der Baron von Thorigny kam in diesem Augenblicke seiner Schwester zu sehr gelegener Zeit zu Hilfe, denn er nahm den jungen Mann sogleich in Beschlag und fragte ihn nach seinen Reisen, die ihn bis dahin fast immer fern von Frankreich gehalten hatten.

Der Herr von Baranges äußerte bei dem Anblicke des Ritters eine Verlegenheit, die Emilien nicht entgangen sein würde, wäre sie mit ihrer eigenen nicht zu sehr beschäftigt gewesen. Er stellte sich hinter den Stuhl seiner Frau und entfernte sich nur, wann er mußte, um unabweisliche Befehle zu geben. Der Herr von Tresnel seiner Seits ersuchte die Vicomtesse, die nächste Menuet mit ihm tanzen zu wollen, und zog sich sodann in ein leeres nur matt beleuchtetes Nebenzimmer zurück. Hier trat er an eine Lampe und las das flüchtig mit Bleistift geschriebene Billet:

"Sie hier? Ist es Wirklichkeit? Ihre Wunden heilten wieder? Gott sei gelobt! Aber um meiner Ruhe willen, entfernen Sie sich. Ich beschwöre Sie."

In demselben Augenblicke trat Herr von Baranges ein, wollte sich aber sogleich wieder entfernen, als er den Ritter erkannte. Dieser dagegen nahm ihn bei der Hand und sagte: „Herr Vicomte, bleiben Sie und empfangen Sie meine Glückwünsche. Ihr Ball ist reizend. Ich konnte Ihr Haus unter keinem bessern Sterne kennen lernen."

— „Sie sind zu gütig .. aber ich störte Sie, . . Sie lasen eben."

„Sie haben es also gesehen? Ich will Ihnen kein Geheimniß daraus machen. Vielleicht sind Sie mir sogar behilflich, die Auflösung des Räthfels zu finden, das dieses Billet enthält. Anfangs glaubte ich fast,



das Kammermädchen habe sich in der Person geirrt, da aber mein Name deutlich darauf geschrieben steht, so darf ich nicht zweifeln, daß ich der Held eines Romanabenteurers bin."

— „Die Sache ist ernster als Sie glauben, Herr Ritter."

„Wie so? Ernsthaft ist es freilich, weil man mich für todt gehalten hat."

— „Wollte Gott..!"

„Daß ich wirklich todt wäre?"

— „Nein, aber daß Sie weder nach Paris, noch in dieses Haus gekommen wären."

„Nein lieber Vetter, Sie besitzen eine seltene Ds-fenherzigkeit. Verwandte freilich sollten sich untereinander nicht genieren."

— „Glauben Sie, Herr von Tresnel, daß ich Sie nicht mit der größten Freundlichkeit aufnehmen würde, wenn mir nicht unabweisliche Gründe diese Art Kälte vorschrieben?."

„Die Sache wird ernst und ich muß nun darauf dringen, den Grund zu erfahren, warum Sie mich ungern hier sehen. Ich bin bereit, Ihr Haus zu verlassen, aber ich kann mich nicht hinausweisen lassen, wie einen gemeinen Menschen, der sich in anständige Gesellschaft eindrängt."

— „Sie haben Recht, Herr Ritter. Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, nach welcher Sie das Recht haben werden, mich lächerlich zu machen, vielleicht mich zu verachten.."

„Sie?"

— „Ja mich, den Mann mit strengen Grundsätzen. Ich, der ich nur noch die Liebe eines andern Alters kenne, ließ mich durch fast lächerliches Feuer hinreißen und scheuete mich nicht, Comödie in der Liebe zu spielen, den Roman in die Ehe zu bringen."

„Ich begreife Sie wahrlich nicht.."

— „Wenige Worte werden hinreichen, Ihnen Alles klar zu machen. Vor vier Monaten verheirathete ich mich mit dem Fräulein von Thorigny, die das Leben noch gar nicht kannte. Sie war in einem Kloster erzogen worden und trat von dem Altare in die Gesellschaft, von dem Gebete und der Stille zu den Vergnügungen und dem Geräusche über. Ich fühlte wohl, daß sie durch den Glanz der Feste bald geblendet und durch die allgemeine Schmeichelei berauscht werden würde, die eine junge schöne Frau fortwährend hört. Da ich so ein Uebel ahnte, das Emilie noch nicht kannte, da ich an die Treue eines Engels nicht zu

glauben vermochte, weil Beispiele von Untreue zu oft sich ihr darbieten würden, so empfand ich schon im Voraus die Leiden der Zukunft. Der Stolz im Verein mit der Liebe rieth mir wachsam zu sein, mit einem Worte ich wurde eifersüchtig, ehe ich einen Grund zur Eifersucht hatte, da ich überzeugt war, es würde eine Zeit kommen, in welcher die Phantasie meiner Emilie erwache, zumal ich wohl wußte, daß sie einen Mann angenommen hatte, ohne zu bedenken, daß man nur durch die Liebe in die Ehe eintreten soll. Ich berechnete demnach die Zeit, in der ein Wort, ein Blick die Liebe in ihr erregen würde, und dachte über ein Mittel nach, zu gleicher Zeit ihre reine Phantasie zu wahren und meine Ruhe wie meine Ehre zu sichern. Den wirklichen Liebhabern setzte ich einen eingebildeten entgegen; um nicht hintergangen zu werden, täuschte ich und beschäftigte den Geist meiner Frau mit einem Manne, dem sie aller Wahrscheinlichkeit nach in der Welt nie begegnen konnte; ich erfann die Fabel von einer Liebe, die Emilie eingefloßt hätte und die sie theilen konnte, ohne daß die meinige dadurch bedrohet würde. . . Sie hatten Frankreich verlassen; die Vicomtesse kannte Ihren Namen. Man hatte mir gesagt, Ihr Gelübde, Ihre Bestimmung würden Sie wenigstens mehrere Jahre lang in Malta und in der Levante zurückhalten. Diese Umstände bestimmten mich zu einer Handlung, die Sie ohne Zweifel tadeln werden und die sich allerdings auch nur wegen der Beweggründe entschuldigen läßt. . . Ich ließ Sie auf dieser Bühne auftreten, ich schrieb an Emilien, unterzeichnete die Briefe mit „Friedrich v. Tresnel“, ließ Ihnen eine heftige Leidenschaft und ließ Sie um Gegenliebe bitten, so wie das Schicksal verklagen. Diese Briefe folgten regelmäßig aufeinander, dann wurden sie selten und endlich meldeten sie eine Abreise, eine Krankheit, eine Todesgefahr. . . Denn je weiter ich in meinem Werke ging, um so mehr erschraf ich selbst vor demselben und ich wurde endlich eifersüchtig auf den Romanhelden, den ich selbst erfonnen. . . Ich will nichts verschweigen; wissen Sie also, daß die Vicomtesse sich bald für das Unglück interessirte, welches ihr in glühenden Worten geschildert wurde, daß alle ihre Gedanken sich der Fabel zuwendeten, die ich nach Belieben leiten konnte; ich fürchtete — und doch hatte ich über die Gesellschaft, zumal über den glänzenden Herzog von N. gesiegt. Emilie gehörte mir ganz an. Da kamen Sie, Ihr Name wurde genannt und die Wirklichkeit trat an die Stelle der Phantasie; der Name Friedrichs erhielt eine wirkliche Gestalt. Und dieses Billet, das Ih-



nen sagt, man liebe Sie, enthüllt mir mein Unglück und meine Strafe."

Der Ritter war ernst geworden; seine niedergeschlagenen Augen, seine nachdenkliche Stirn, der ernste Ausdruck seiner Physiognomie zeigten, daß er die Bedeutung dieser vertraulichen Mittheilung vollkommen zu würdigen wußte.

"Ich werde mich des Vertrauens würdig zeigen," sagte er. "Ihre Angst hat Sie bereits genug gestraft und ich will deshalb nicht richten über die Idee, in die ich auf so seltsame Weise verflochten worden bin. Jetzt liegt es an mir, Ihr Werk zu vernichten, Ihren Romanbau zusammenzustürzen; Ihre Feder hat mir eine Poesie geliehen, die ich verlieren muß; Ihr Glück verlangt, daß der Frau von Baranges auch nicht eine ihrer schönen Illusionen bleibe."

"Himmel! Sie wollten die Güte haben, sich aufzuopfern? Eine solche Selbstverläugnung!"

— "Sie haben den Muth gehabt, sich vor mir zu demüthigen. Ich werde mich von Ihnen nicht übertreffen lassen. Lassen Sie mich also handeln, und Sie werden zufrieden sein."

Er zerriß das Billet und trat dann rasch in den Hauptsaal zurück.

Schon hatten die ersten Tacte der Menuet langsam und majestätisch begonnen als der Ritter sich einen Weg bahnte bis zur Frau von Baranges, die unruhig, ängstlich, in hohem Grade verlegen, aber fast unwillig war. Sie hatte warten müssen und in dieser Hinsicht sind die Frauen nicht nachsichtiger als die Könige.

Emilie antwortete, ohne den Ritter anzusehen, auf die Entschuldigungen desselben mit einer Verbeugung, stand auf und reichte ihm die Hand. Sie eröffneten die Menuet. Der Herr von Dresnel, der diesen edeln Tanz ganz vorzüglich tanzte, bemühte sich, wenn nicht links, doch minder gelübt zu erscheinen; er errieth die Freude, die er dem armen Bicomte machte und fand in dem Gefühle einer guten That ein Gegengewicht gegen die Freuden der Eitelkeit, die er aufopferte. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer richtete sich hauptsächlich auf den Herzog von N., der mit der Baronin von Thorigny dem Ritter gegenüber stand. Dieser glaubte die Unterhaltung sobald als möglich beginnen zu müssen, denn er wollte sein Versprechen so schnell als möglich lösen und er lachte bei sich über den Gedanken, daß es von ihm, einem Fremden, abhängt, nach Belieben über das Herz einer schönen und reizenden Frau zu verfügen, gleich den Erben, die, von dem Zufall be-

günstiget, ein Gut in Besitz nehmen, dessen Existenz sie nicht einmal ahneten.

"Madame," begann der Ritter, "Ihr Ball ist prächtig."

Emilie sah ihn erstaunt an; das so gewöhnliche Compliment in der Lage, in welcher sie sich befanden, verdiente keine andere Antwort.

"Ihre Zimmer sind so reich, so geschmackvoll... Und dann, eine so gewählte Gesellschaft, so geschmückte, so reizende Damen!"

— "Finden Sie das, Herr Ritter?"

"Ich bin nur das Echo aller Ihrer Freunde."

Emilie, die sich fragte, ob Friedrich nur in Briefen zu reden verstehe, glaubte endlich, er fürchte indiscrete Thren. Dieser Gedanke beruhigte sie und gab ihr das liebenswürdige Lächeln zurück. Es gehörte kein geringer Muth für den Ritter dazu, gegen so viel Anmuth gerüstet zu bleiben und einen Bruch herbeizuführen, während der Sieg so leicht war; doch sind wir es ihm und seinem Ruhme schuldig zu erklären, daß er mit allen Kräften eine Versuchung von sich wies, der er nur auf Kosten seiner Ehre hätte unterliegen können. Er fuhr demnach fort:

"Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig!"

— "Aus welchem Grunde?"

"Die rührende Theilnahme, die Sie mir bezeigen..."

Emilie verbarg ihr erglühendes Gesicht hinter dem Fächer. Die Verlegenheit, in der sie sich befand, erleichterte dem Ritter sein Spiel, der hinzusetzte: "Wenn Sie es nicht bereuen, mir dieses Mitleiden geschenkt zu haben. Was könnte indeß natürlicher, was einfacher sein? Sie würden dasselbe gewiß auch für den ersten besten Kranken empfunden haben."

— "D so weit erstreckt sich meine christliche Liebe nicht!"

"So habe ich also Ursache, Ihnen doppelt dankbar zu sein."

Der Herzog und die Baronin hatten ihre Tour vollendet; die Reihe kam an den Ritter und die Bicomtesse, die also ihr Gespräch abbrechen mußten. Während sie nur mit dem Tanze beschäftigt zu sein schienen, überdachte Emilie nochmals alle Worte des Herrn von Dresnel und dieser bereitete die Mittel zum nächsten Angriffe vor. Als sie endlich wieder Muße zum Sprechen hatten, sahen sie einander gleichzeitig an, sie mit Besorgniß und Argwohn, er mit Neugierde.

"Sie haben Recht, Madame, sich darüber zu wun-



dern, daß ich Ihren Ball rühmte. Wie kann es einem Manne in den Sinn kommen etwas Anderes zu preisen als Sie selbst? Jetzt eben noch bewunderte Jedermann Ihre vollendete Grazie und ich dachte bei mir: welcher Schatz in der Hand eines Mannes, der den Werth nicht zu würdigen weiß."

— „Sprechen Sie nicht so von dem Herrn von Baranges; er hat ein Recht auf meine ganze Achtung."

„Ja auf die Achtung eines Kindes für seinen Vater; aber die Liebe verlangt gleiches Alter, gleichen Character und gleiche Neigung. Derjenige, welcher Ihnen geschrieben hat, liebt Sie, weil Sie jung und schön sind und weil es Schade wäre, wenn die Liebe für Sie ein unbekanntes Land bliebe."

— „Mein Herr, der, welcher mir schrieb, weinte und betete; das ist Alles, was ich weiß."

„Herrlich! Ich verdanke Ihnen einen Triumph als Schriftsteller. Wie entzückend ist es, das Herz einer noch unerfahrenen Person mit wohlgedrehten Redensarten, mit elegischen Seufzern u. s. w. zu beschäftigen! Soll ich es Ihnen gestehen? — ich hatte hauptsächlich die Absicht, Ihre Gedanken zu beschäftigen und mich durch einen Roman vor den Koketten zu schützen, die mir zuwider sind."

— „Wie? Die leidenschaftlichen Briefe..."

„Haben Ihnen einen interessanten Zeitvertreib gewährt, wie ich hoffe, und ich widmete, so lange die Correspondenz dauerte, weniger Stunden dem Spiele und verlor folglich weniger Geld."

— „Eine sehr wohl angewendete Sparsamkeit!" entgegnete die Vicomtesse ironisch, „denn, wenn ich Ihren Briefen glauben darf, hat Sie das Glück nicht begünstigt."

— „Mein Vermögen erlaubte mir bis jetzt, für Liebe eine Equipage und eine schöne Wohnung zu bieten."

Die Frau von Baranges konnte eine plötzliche unwillige Bewegung nicht unterdrücken. Ihr poetischer Traum zerrann und nachdem sie sich einigermaßen wieder gesammelt hatte, sprach sie:

„Sie scherzen wohl? Das Ganze scheint die Folge einer Wette zu sein und Sie täuschen, um sich eine Unterhaltung zu verschaffen."

— „Das Wort ist hart und Sie lassen mich meine Offenheit grausam büßen."

Die Menuet war zu Ende und Emilie lehnte jedes weitere Engagement ab. Der Herr von Tresnel trat, bevor er sich entfernte, noch einmal in das Ne-

benzimmer, wo ihn der Vicomte erwartete, ihm Dank zu sagen, denn er hatte das Gespräch des Ritters mit Emilien errathen.

Die Gäste entfernten sich allmählig und der Herr von Baranges begab sich, nachdem er sich von den letzten verabschiedet hatte, in das Zimmer seiner Gemahlin, die, ganz in Gedanken versunken, vor dem Kamine saß. Bei seinem Eintreten drehete sie sich rasch um, stand auf und sagte: „ich erwartete Dich."

Der Vicomte ergriff gerührt ihre Hand und küßte sie.

„Wilst Du mir noch wenige Minuten gewähren? Ob es gleich spät ist, möchte ich doch gern noch einige Augenblicke mit Dir sprechen."

— „Hat meine Gegenwart so großen Werth für Dich?"

„Zweifelt Du daran, Emilie?"

— Deine Worte würden mich überzeugen, wenn ich in denselben etwas Anderes sehen könnte als Artigkeit."

„Blicke auf, Emilie, und sieh in den Spiegel; Du wirst da bald erkennen, daß Du die leidenschaftlichste, die innigste Liebe zu erwecken vermagst."

— „Und das sagst Du mir?"

„Du wunderst Dich? Freilich habe ich nicht die Gewohnheit, Dir laut auf diese Weise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; aber unbekannt kann Dir nicht sein, wie ich von Dir denke."

— „Ich beklage mich nicht. Deine Güte gegen mich kann nicht größer sein."

„Eine väterliche Liebe, nicht wahr? Du findest mich zu ernst, ich kann mich nicht mit den jungen Herren vergleichen, welche Menuet tanzen."

— „Du würdest mich nicht richtig beurtheilen, wenn Du dies glaubtest. Ich lege wenig Werth auf äußere Vorzüge, auf einen poetischen Glanz, der so bald schwindet. Man muß die Freuden und Illusionen nehmen, wie sie sind, um sich nicht täuschen zu lassen."

„Bei mir wirst Du diese Täuschung nicht finden, Emilie. Und das ist der einzige Vortheil, den die nur wenig geliebten Männer gewähren."

— „Was sagst Du?"

„Die Wahrheit. Ich bin nicht so eitel, mich für geliebt von Dir zu halten. Das Glück wäre zu groß und ist nicht für mich bestimmt."

Emilie wendete auf eine kurze Zeit ihre verlegenen Blicke ab, richtete die Augen indeß bald wieder auf ihren Gemahl und sagte mit schmeichelnder Stimme:



„Du gehörst zu den Männern, die man um ihrer selbst lieben muß, wenn sie erscheinen, wie sie sind und man sie ganz kennen gelernt hat.“

Der Vicomte ergriff die weiße Hand seiner jungen Frau und führte sie an seine Lippen. In diesem Augenblicke schlug es zwei Uhr. Die Vicomtesse klingelte ihrem Kammermädchen, die alsbald erschien, bei deren Anblicke sie aber an das Briefchen dachte, das sie dem Herrn von Tresnel hatte übergeben lassen, und eines Gewissensbisses sich nicht erwehren konnte.

„Und was befehlst Du für morgen?“ fragte der Gemahl, indem er sich zum Fortgehen anschickte.

— „Morgen?“ wiederholte sie rasch; „morgen, lieber Vicomte, reisen wir nach unserm Schlosse ab.“

### Miscellen.

(Mozarts letztes Requiem.) Der große Meister — erzählt die Gazette musicale — war in der letzten Zeit halb wahnsinnig; sein Don Juan trug die Schuld davon. Mozart sah fortwährend vor seinen Augen den Teufel, der den lasterhaften Herrn Leporello holt. Diese Vision wurde er nicht los; er konnte es sich überdies nicht verzeihen, daß er einen Todten auf der Bühne hatte erscheinen lassen — den Commandeur. „Das bringt mir Unglück,“ sagte er immer und seine Ahnung verwickelte sich nur zu bald; er wurde immer trauriger. „Bald wird man kommen, um mir zu sagen, diese Welt zu verlassen.“

Eines Abends trat ein schwarzgekleideter Fremder ein, der ein hochmüthiges, strenges Gesicht hatte, in welchem man etwas Grausames lesen konnte.

„Wollen Sie mir ein Requiem schreiben?“ sagte er zu dem Meister.

— „Ein Requiem? für wen?“

„Daran kann Ihnen wenig liegen. Es wird Jemand sterben; man braucht ein Requiem; wie viel verlangen Sie für ein solches?“

— „Hundert Ducaten und vier Wochen Zeit,“ antwortete Mozart bleich und erschrocken.

Der Unbekannte zählte hundert Ducaten auf den Tisch und entfernte sich.

Bald darauf griff Mozart nach der Feder und schrieb. Dieses Requiem war sein letzter Abschied vom Leben; dieser Todtengesang konnte der seinige werden. . . Mozart arbeitete einen ganzen Monat lang.

Der Fremde kam wieder; das Requiem war noch nicht fertig.

„Wenn Sie noch vier Wochen dazu brauchen,“ sagte er zu dem armen Kranken, „so nehmen Sie sich diese Zeit und empfangen Sie auch diese funfzig Ducaten hier als Gratification.“

Der geheimnißvolle Fremde entfernte sich.

„Man laufe ihm nach,“ rief Mozart, „und frage nach seinem Namen.“

Ein Diener eilte dem Fremden nach, aber derselbe war nirgends zu sehen.

— „Es war der Teufel,“ sagte da Mozart, „er wollte mich abholen. Legt die hundert und funfzig Ducaten bei Seite, sie kommen von dem Bösen, und gebt sie den Armen.“

Dann ging er wieder an sein Requiem. Er vollendete es unter Gebet zu Gott, unter Thränen und unter Anreden an den bösen Geist, den er fortwährend neben sich zu sehen glaubte.

Vier Wochen später, als der Unbekannte wieder kam, war das Requiem vollendet und — Mozart gestorben.

(Theodor Hook.) Theodor Hook (dessen Portrait der letzten No. unserer Zeitschrift beilag), war ein sehr geistreicher, höchst witziger Mann, der jede Gesellschaft zu erheitern verstand. Deshalb speisete er denn auch fast nie zu Hause. Eines Tages jedoch hatte er — etwas Ungewöhnliches! — keine Einladung und er begab sich in heftigem Regen zu einem Freunde, dessen Gast er sehr häufig war. Dieser Freund war aber an diesem Tage selbst ausgebeten und Hook begegnete ihm eben, als er in einen Fialer stieg. Hook stieg mit in den Wagen und betheuerte, er würde da speisen, wo sein Freund speise. Dieser stellte ihm jedoch vor, daß er selbst zum ersten Male eingeladen sei, daß er nur gehe, um der Etikette zu genügen, er ihn also unmöglich mitnehmen könne. Es regnete noch immer; der Miethwagen fuhr langsam und die beiden Freunde sprachen fortwährend über das Essen, als sie an ein Haus gelangten, in welchem sie bei glänzender Erleuchtung eine gedeckte Tafel und Lakaien in Staatslivrée in einem reich geschmückten Speisesaale erblickten.

„Hier werde ich speisen,“ sagte Hook. „Kutscher, halt an!“

— „Kennen Sie das Haus?“ fragte der Freund.

„Nicht im Geringsten; aber ich werde da speisen; holen Sie mich Abends ab.“

— „Sie können sich doch aber unmöglich selbst Leuten vorstellen, die Sie nicht kennen; so kek sind Sie nicht.“

„Wetten wir, daß ich hineingehe, da esse und Abends ganz eingewöhnt bin. Holen Sie mich um zehn Uhr ab.“

Man wettete. Hook klopfte; die Thüre wurde geöffnet und der sich selbst einladende Gast trat ein. Abends fand sich der Freund pünktlich ein und Hook saß in einem Kreise von Damen und Herren, plaudernd und lachend.

„Wie singen Sie Ihre Sache an?“ fragte der Freund, als beide allein waren. „Ich gab dem Diener Stock und Hut, ließ mich anmelden und trat ein. Hier sah ich mich verwundert um und fragte, ob ich nicht bei dem und dem Lord sei. Nein, antwortete der Hausherr. — Ist das Haus nicht Nr. 8, in Grosvenor Square? — Allerdings. — So muß ich mich in der Straße geirrt haben. Der Lord, zu dem ich eingeladen war, wartet wahrscheinlich auf mich; aber es ist schon spät und ich habe meinen Wagen fortgeschickt. Dann erschöpfte ich mich in Entschuldigungen und der Hausherr ersuchte mich, Platz zu nehmen. Es entstand ein Gespräch über das Wetter; ich blieb im-



mer bescheiden stehen, dann folgte eine so dringende Aufforderung, daß ich, ohne unhöflich zu werden, sie nicht ablehnen konnte. Mein Name endlich, den ich nannte und den man nicht ungern hörte, vervollständigte meinen Sieg und so habe ich denn gewonnen.“

(Die Lilie.) Es war im Jahre 1794 und ein hübsches Mädchen in Nantes, Fleurette Clifton, begab sich alle Abende in ein leerstehendes Zimmer im Hause ihres Vaters zu ebener Erde in einer Vorstadt, weil da ihre Mutter gestorben war; hier kniete sie an dem Bette nieder, nahm unter einem Kissen hervor ein damals sehr gefährliches Buch, ein Messbuch, und betete leise für die Ruhe der geliebten Todten. Eines Abends, nachdem sie lange geweint und gebetet hatte, hörte Fleurette einen immer näher kommenden Lärm und darunter den Ruf: „nieder mit dem Chouan! nieder mit dem Aristokraten!“ Ohne an das Gefährliche ihrer unvorsichtigen Neugierde zu denken, öffnete sie leise ein Fenster und sie bemerkte fast in demselben Augenblicke einen Mann, der eilig floh und sobald er das offene Fenster erblickte, mit einem Sprunge in das Stübchen hereinsprang. Fleurette griff entschlossen nach ihrer Laterne und entfloh. Nach einiger Zeit, nachdem sie sich etwas beruhiget, nachdem der Pöbel sich verlaufen hatte, nahm Fleurette, ohne ihren Vater, einen eifrigen Republikaner, zu benachrichtigen, allen ihren Muth zusammen und schlich wieder in das Sterbezimmer ihrer Mutter. Da lag der Fremde noch am Boden, bleich und unbeweglich wie ein Todter. Sie ergriff seine Hand und überzeugte sich, daß noch Leben in ihr war, dann wusch sie ihm die Stirn mit kaltem Wasser und richtete seinen Kopf vorsichtig empor. Der junge Mann schlug langsam die Augen auf, athmete tief und erholte sich allmählig. Er erzählte seiner Retterin, daß er ein Verbannter sei, daß man ihn verrathen habe und ermorden wolle. „Meine Mutter,“ fuhr er fort, „die mich in dem Exil erwartet, besaß sonst in der Nähe von Nantes ein Schloß, das ihr besonders theuer war, weil sie eine geliebte Tochter da begraben hatte. Auf dieses Grab hatte sie mit eigener Hand eine Lilie gepflanzt und um ein frisches Andenken an die verlorene Tochter wie an das verlorene Vaterland zu haben, befahl sie mir, hierher zu reisen, die Lilie auf dem Grabe zu pflücken und sie ihr zu bringen. Es gelang mir und ich trage die Blume hier auf der Brust. . . Nimm Du sie jetzt als Zeichen meiner Dankbarkeit; Du hast das letzte Kind meiner Mutter gerettet und sie wird mir darum verzeihen.“

Fleurette legte die Lilie in ihr Gebetbuch; aber der Fremde hatte gelogen. Das Volk verfolgte ihn mit Recht, denn er war gekommen, um den Bürgerkrieg in Frankreich anzuschüren und die Lilie, die er bei sich trug, war ein Erkennungszeichen für seines Gleichen.

Fleurette hielt den Fremden acht Tage lang verborgen; eines Morgens aber trat sie bestürzt zu ihm und sagte: „Das Volk glaubt fest, daß Sie hier in der Straße noch versteckt sind; man wird Hausdurchsuchungen anstellen. Fliehen Sie, fliehen Sie!“

Sie verschaffte ihm weibliche Kleidung, in der er aus der Stadt entkam. Drei Tage später schiffte er sich auf einem neutralen Schiffe ein, aber damit endiget die Geschichte nicht. Die angekündigten Hausdurchsuchungen fanden wirklich Statt und auch das Haus des alten Clifton wurde von oben bis unten durchsucht. Man schonte selbst das Bett Fleuretens nicht und da fand man denn — ein großes Verbrechen damals! — ein Gebetbuch, in diesem Gebetbuche sogar eine Lilie, das Zeichen des Königthums.

Der Vater wurde verhört und zitterte trotz seiner Unschuld. Endlich trat die Tochter auf und gestand, daß das Buch, ein Geschenk ihrer Mutter, ihr angehöre; die Geschichte der Lilie, setzte sie hinzu, ist ein Geheimniß, das ich nur im Beichtstuhle offenbaren werde, sobald es wieder Beichtstühle giebt.

Das Volk achtete nicht darauf und Fleurette wurde vor ein furchtbares Gericht gestellt, wo sie, gerührt von den Thränen ihres Vaters, gestand, daß sie einen Aristokraten versteckt gehalten habe, ihm dann zur Flucht behilflich gewesen sei und zum Andenken von ihm die Lilie erhalten habe.

Dieses Geständniß brachte ihr den Tod; sie wurde verurtheilt.

Auf dem Schaffotte nahm sie die Lilie, die sie sich zu erhalten gewußt hatte, aus dem Busen und steckte sie in ihre schwarzen Locken. So geschmückt fiel ihr junges Haupt unter dem Henkerbeile.

Der Fremde aber, der sie gerettet, war der Graf von Fignac, der noch heute lebt und noch heute zu den eifrigsten Royalisten in Frankreich gehört.

### Generalcorrespondenz.

In Dresden macht seit einiger Zeit der Graf Szapary, den die Natur mit einem großen Vorrath von magnetischer Kraft verfeh, ungewöhnliches Aufsehen. Seine Heilversuche fanden anfangs viele Gegner und Hindernisse, seit er aber durch die Wiederherstellung der Tochter eines höhern Staatsbeamten, welche sieben Jahre ihrer Jugend auf dem Lager vertrauerte, deren Zustand kein Arzt zu bessern vermochte und die jetzt völlig gesund ist, sogar die Freuden des Tanzes genießen kann und darf, seine Heilkraft bewiesen hat, verstummen die bösen Zungen und es strömen ihm so viele Kranke zu, daß sein Landhaus vor der Stadt zur Aufnahme der Hilfesuchenden nicht ausreicht und er einen Theil derselben auf Finklatters Weinberge einquartieren muß. —

Der Theaterdirector Schumann scheint der unternehmungslustigste seines Standes zu sein. Er geht nicht nur diesen Sommer wieder nach London mit einer deutschen Operngesellschaft, sondern will eine dergleichen auch nach Paris schicken. In London wird, wie man sagt, Liszt das Orchester dirigiren. — Auch Mlle. Rachel geht wieder nach London und sie erhält für die Zeit ihres zweimonatlichen Engagements daselbst 60,000 Fres.



In Brüssel giebt sie acht Vorstellungen und empfängt dafür 20,000 Fres. —

Im nächsten Jahre soll in London das Hôtel de l'Univers eröffnet werden, das größte Gasthaus in der Welt. Wie die Zeitungen erzählen, bricht man 26 Häuser ab, um Raum zu der Aufführung des neuen colossalen Gebäudes, oder vielmehr der kleinen Stadt, zu erhalten. Das Hotel soll in zwölf von einander völlig geschiedene Theile gesondert, jeder dieser Theile für eine Nation bestimmt und für dieselbe besonders eingerichtet werden. Der erste ist für die Americaner, der zweite für die Franzosen, der dritte für die Deutschen, der vierte für die Holländer, der fünfte für die Russen etc. bestimmt. Jede Nation soll ihre eigenen Köche, ihre eigene Küche und eigene Kerze finden, sowie ein Lesecabinet mit Schriften und Zeitungen in ihrer Landesprache. Es ist jedoch keinem Reisenden verwehrt, seine Wohnung auch in der Abtheilung einer andern Nation als der seinigen zu nehmen. Nach dem Anschläge wird der Bau und die Einrichtung dieses Gasthauses ungefähr drei und eine halbe Million Thaler kosten, welche eine Actiengesellschaft sammenschießt. Die Unternehmer sind der Americaner Dopsin, der Deutsche Abraham Schmidt und der Holländer Aaron Doffles. —

Belgien besitz gegenwärtig 1300 Dampfmaschinen, die zusammen eine Kraft von 32,100 Pferden haben. Im vorigen Jahre kamen dabei nur zwei Unfälle vor, und zwei Personen wurden schwer verletzt. —

Wie man in London längst schon die beliebten Romane von Dickens auf die Bühne gebracht hat, so ist kürzlich auch in Paris „Nicolaus Nickleby“ dramatisirt worden. Das Stück fand großen Beifall. —

Ein reicher Privatmann in England, Thomson, schenkte dem jungen Prinzen von Wales ein prachtvolles Bett von Ebenholz, das geschmackvoll mit Eisenbein ausgelegt ist und früher dem berühmten Cardinal Wolsey gehörte. Der Baron von Rothschild bot früher einmal vergebens zehntausend Thaler dafür. Diefem kostbaren Stücke aus dem 15. Jahrhunderte waren überdies der berühmte Stuhl des Cardinals, so wie Toilettentische, große Sophas und Ottomanen, die mit Silberbrocat überzogen sind, beigelegt, so daß das Geschenk einen sehr hohen Werth hat. —

Als Beispiel von dem Luxus, den reiche Damen in Paris diesen Winter mit Diamanten treiben, erwähnen wir nur, daß auf dem Balle der Civilliste eine Dame, die nicht tanzte, und die man eine Zeit lang, aber mit Unrecht, für die Königin Christine hielt, einen Schmuck trug, den man auf eine Million schätzte, und bei dem Maskenballe, welchen der Herzog von Orleans gab, die Baronin von Rothschild für mehr als anderthalb Millionen Diamanten an sich hatte. — Die Polizei hat diesen Winter 650 Personen Erlaubniß gegeben, öffentliche Bälle zu halten, und man versichert, daß an 700 Orten öffentlich Tanz

in Paris gehalten wird. Im Jahre 1839 betrug die Zahl dieser Orter höchstens 500. —

Die Zeitungen von New York melden eine merkwürdige Thatsache. Bei einem Prozesse wegen Verführung, der sieben Tage dauerte, sprach der Advocat des Angeklagten, ein gewisser Sibrey, ohne Unterbrechung neun volle Stunden hintereinander und nach Beendigung dieses seltenen Kraftstückes war seine Stimme noch so hell und vollklingend, wie im Anfange. Die amerikanischen Journale fragen nun mit einem stolzen Nationalgefühl, ob es wohl so stimmkräftige Advokaten anderswo als in Amerika gäbe. —

Die Pariser Gazette musicale berichtet das neueste Bonmot Rossini's. Als man neuerlich, wie so oft schon, in ihn drang, wieder etwas für die französische Bühne zu schreiben, antwortete er: „ja, ich werde wieder nach Paris kommen, aber erst wann der jüdische Sabbat vorüber ist.“ Bekanntlich sind Meyerbeer und Halevy, welche die französische Bühne beherrschen, dem jüdischen Glauben zugethan. —

Schwanthaler in München arbeitet jetzt vorzugsweise an dem Modelle der colossalen Statue der „Bavaria“, die 54 Fuß hoch werden soll. Er beschäftigt sich mit diesem Kunstwerke bereits seit dem Juni vorigen Jahres und wird sie kaum in dem laufenden beendigen können. Noch viel länger wird die Ausführung in Bronze in Anspruch nehmen. —

Zur Charakteristik der jungen Engländer kann nachstehende Anekdote dienen: In dem Café de Paris rauchte der junge Lord B. und die Asche von seiner Cigarre fiel mehrmals auf seine Atlascravate. Sir Ed. St., der in einem eleganten Palletot an dem Kamine stand, machte ihn drei Mal auf diesen kleinen Unfall aufmerksam. Bei dem vierten Male endlich rief Lord B. ärgerlich, in seinem Gespräche so oft unterbrochen zu werden, aus: „Herr, was geht es Ihnen an? Ihr Palletot brennt seit einer halben Stunde und ich habe Ihnen nichts davon gesagt.“ —

Der König von Preußen hat durch das Cultus-Ministerium den Ankauf von fünfzig Exemplaren der großen Ausgabe der Minnesänger von Fr. H. von der Hagen in 5 Bänden (Verleger J. A. Barth in Leipzig) Behufs der Vertheilung an Instituts-Bibliotheken bewirken lassen. —

Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig hat so eben angefangen, die verschiedenen zahlreichen Stahlstiche, die sie jährlich ihren Zeitschriften (der Modenzeitung etc.) beilegen läßt, in eine Sammlung zu vereinigen, um jene schönen Blätter auch den Nichtbesitzern der erwähnten Zeitschriften zugänglich zu machen. Diese Stahlstichsammlung erscheint unter dem Titel: „Malerisches Allerlei“ zu sehr niedrigem Preise: 5 Ngr. (4gGr.) das Heft. Das eben erschienene erste Heft enthält die drei schönen Stahlstiche: der Kampf mit den Eisbären nach Biard; das neue Theater in Dresden und das Denkmal Kosciuszko's in West-Point, zugleich mit erläuternder Beschreibung.



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 9.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Fessuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinien, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Berlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die beiden Nebenbuhler.

Erzählung.

Eines Abends im Monat April 1593 herrschte ein gewaltiger Aufruhr in den Straßen von Fecamp, denn diese Stadt hatte sich dem Baron von Biron ergeben zum großen Verdruss aller guten Katholiken, welche darin eine Strafe für ihre Sünden sahen. Eigentlich wurde nicht geplündert, aber die Soldaten des Marschalls hatten mehr, als ihnen gut war, getrunken und brandschaften nun die Bürger nach Belieben. Die Glocke ertönte seit einigen Minuten, die Corporale gingen in den Straßen auf und ab und suchten ihre Leute wieder zu sammeln, denn der Marschall wollte die Nacht nicht in Fecamp zubringen. Er hatte einen provisorischen Gouverneur ernannt, einen calvinistischen Edelmann mit Namen Favas, und wollte durch einen Marsch in der Nacht den König erreichen, der vor den Mauern Rouens lagerte, das der Admiral Brancas-Billars vertheidigte. Man stand in der letzten Periode jenes unglücklichen Kampfes, welcher Frankreich an den Rand des Verderbens brachte, und die fast auf allen Punkten besiegte Ligue sollte durch den Glaubenswechsel Heinrichs von Bourbon den Gnadenstoß erhalten. Billars hielt sich trotzdem hartnäckig und nichts verrieth, daß die Hauptstadt der Normandie sobald übergeben werden sollte.

Ehe der Marschall Biron selbst Fecamp verließ, mußte er die besiegte Besatzung abziehen lassen, welche die Kriegsehren erhalten hatte. In dem Augen-

blicke als die Thore sich zu diesem Abzuge öffneten, befanden sich in einem ziemlich anständig aussehenden Hause in der Mitte der Stadt zwei Männer in einem abgelegenen Zimmer. Beide waren jung; der eine aber, der Ritter de la Regnardière, ein gelassenes Gesicht mit halbklahler Stirn und ruhigen Zügen, schien friedliche Geschäfte zu betreiben, während der Andere, Heinrich Goussiménil, Herr von Boisrosé, den Kriegsmann nicht verläugnen konnte. Er war groß und stark; aus seinem in Folge einer vor Kurzem erhaltenen Wunde blaß aussehenden Gesichte sprach zu gleicher Zeit Muth, Ausdauer und Klugheit.

Während der Herr v. La Regnardière mit gesenktem Haupte und betrübten Mienen in dem Zimmer auf und abging, legte Boisrosé eilig vollends die Rüstung an.

„Und Favas ist es?“ fragte er.

— „Ja, Favas,“ antwortete der Ritter. „Er hatte eine starke Partei in der Stadt; in der vergangenen Nacht wurde sein Gefängniß mit Gewalt geöffnet und mit Tagesanbruch ließ er die Thore öffnen. Die Soldaten Biron's füllten die Straßen, ehe Lärm gemacht werden konnte.“

„Verfluchte Wunde!“ rief Heinrich von Boisrosé ärgerlich; „wäre sie nicht gewesen, so würde es dem Verräther nicht so leicht geworden sein. Freund, ich verliere heute meinen Gouverneursposten durch diesen verhassten Nebenbuhler, den mir der Böse überall in



den Weg zu stellen scheint. Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“

La Regnardière sah ihn verwundert an.

„Ich gehe,“ fuhr Boisrosé fort.

— „Trotz Eurer Wunde?“

„Ich gehe. Fecamp ist meine Stadt; ich darf in ihr nur bleiben als Gouverneur oder todt.“

— „Gouverneur ist Favas.“

Heinrich sprang auf und fragte mit vor Zorn zitternder Stimme: „redet Ihr die Wahrheit?“

— „Ich pflege nicht zu lügen, lieber Freund.“

„Favas Gouverneur an meiner Statt!“

Ohne sich ferner anzukleiden, warf sich Boisrosé auf sein Bett und schien in tiefes Sinnen zu versinken.

„Soll ich mich entfernen?“ sprach er halblaut; „soll ich Gabrielen in einer Stadt lassen, wo jener Mensch die höchste Gewalt besitzt? Heißt das nicht jenes unerklärliche Geschick versuchen, das unsere Wünsche immer auf ein und dasselbe Ziel richtet? Setze ich meine schöne Geliebte nicht der Gefahr aus? — Herr von La Regnardière, war Gabriele in dem Schlosse Niége als sich Favas dort befand?“

— „Ich weiß nicht.“ begann der Ritter.

„Es liegt nichts daran,“ unterbrach ihn Heinrich, indem er wieder aufsprang; „meine Bahn ist mir vorgezeichnet, ich muß Gouverneur von Fecamp werden. Favas befehligt da; desto besser; es wird ein Gang mehr in dem Zweikampfe auf Tod und Leben, den wir seit unserer Kindheit mit einander kämpfen.“

Er knöpfte sein Wamms zu, schnallte das Schwert um und setzte einen großen Hut mit rother Feder auf. Dann trat er zu La Regnardière und reichte ihm die Hand.

„Ihr seid mein Freund,“ sprach er feierlich. „Keine Bethuerung! Ich weiß es und rechne darauf. Aber es giebt Versprechungen, die man nicht thun muß, wenn man sich nicht stark und entschlossen genug fühlt, jedem Ereignisse Trotz bieten zu können. Wollt Ihr mir behilflich sein?“

— „Ich will es,“ antwortete La Regnardière ruhig.

„So hört und bedenkt Euch wohl.“

Boisrosé sprach lange leise mit dem Freunde. Es war Niemand in dem Zimmer, er sprach aber offenbar Dinge, für welche die Wände Ohren haben. Als er geendigt hatte, drückte er dem Freunde nochmals die Hand und sah ihn fragend an.

„Wollt Ihr es?“ wiederholte er.

— „Ich will es,“ sprach La Regnardière nochmals.

„Dann ist die Stadt mein.“

— „Gott stehe Euch bei!“ entgegnete der Ritter indem er verzweifelnd den Kopf schüttelte.

„Ja, Gott wird mir beistehen!“ rief Boisrosé in Begeisterung. Dann setzte er leise hinzu: „unten am steilen Strande drei Lichter in einer Reihe..“

— „Ich werde es nicht vergessen.“

„Alle Nächte von elf Uhr bis zum Morgen..“

— „Alle Nächte.“

„Auf Wiedersehen also, Freund!“ sprach Heinrich, ihm die Arme entgegenstreckend.

Die beiden Freunde umarmten einander zum Abschiede; dann hüllte sich Boisrosé in seinen Mantel und eilte die Treppe hinab auf die Straße. Der größte Theil der Besatzung hatte die Stadt bereits verlassen. Favas hielt am Thore und leitete die Räumung statt des Marschalls, der mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt war. Als er sein Pferd umdrehte, nachdem er den letzten Nachzügler hatte durch das Thor schreiten sehen, klopfte ihm eine Hand auf die Achsel.

„Auf baldiges Wiedersehen, Herr von Favas,“ sprach eine wohlbekannte Stimme zu ihm; „haltet Wache Tag und Nacht an Euren Mauern, damit Euch der Verrath nicht verderbe.“

Ehe der neue Gouverneur das Schwert ziehen oder einen Befehl geben konnte, gab Heinrich von Boisrosé seinem Pferde die Sporen und jagte durch das Thor hinaus.

Favas und Boisrosé standen so ziemlich in einem Alter und stammten von armen adeligen Familien eines Ortes. Ihre Rivalität hatte, so zu sagen, bereits vor ihrer Geburt begonnen. Im Jahre 1560 hatte der Baron de la Garde, damals ein mächtiger Herr, als er ein Gut besichtigte, das er in der Gegend von Cahors kaufen wollte, öffentlich seinen Wunsch ausgesprochen, bei dem Kinde des Herrn von Favas, dessen Gattin guter Hoffnung war, Pathe zu sein; die Frau von Boisrosé, die eben auch entbunden worden war, empfand aber über jene Bevorzugung einen solchen Unwillen, daß der Baron seinen Wunsch zurücknahm, um sich keine Feinde zu machen. Favas und Boisrosé wuchsen beide in dem Dorfe auf, in welchem ihre Familien gleichen Rang hatten, waren kräftige und muthige Knaben und benahmen sich bald als Parteihäupter; die Dorfjugend theilte sich; die Spiele wurden vernachlässigt und es war von nichts die Rede, als von Kämpfen und Schlachten, in denen die Stöcke und



Steine eine große Rolle spielten. Später fanden sich unsere beiden Helden in der Schule zu Cahors wieder zusammen, wo ihre Nebenbuhlerschaft bereits einen ernsteren Character annahm. Ehe sie die Schule verließen, hatten sie die Schwerdter schon mehrmals gekreuzt, aber ohne ein anderes Resultat als große Ermüdung; ihre gleiche Geschicklichkeit ließ es zu keiner Wunde kommen, ob es ihnen gleich an gutem Willen nicht fehlte.

Als sie in die Welt eintraten, brachte sie die Verschiedenheit des Glaubens auseinander; sie verloren einander auf lange Zeit aus dem Gesichte, doch wurden sie durch den Krieg auch bisweilen wieder zusammengebracht. In diesem Falle erwarteten sie den allgemeinen Kampf nicht, sondern fochten miteinander oft zwei Stunden lang; waren sie ermüdet, so steckten sie die Schwerdter ein mit dem Versprechen, bei erster Gelegenheit sie wieder zu ziehen. Heinrich von Boisrosé hatte sich Villars angeschlossen und diente der Ligue; Favas dagegen stand bei Sully in Gunst.

Im Jahre 1589, einige Zeit nach Ermordung Heinrichs III., begegneten Favas und Boisrosé einander in dem Schlosse Miége in der Normandie. Sie waren damals etwa 29 bis 30 Jahre alt; die Zeit hatte sie etwas ruhiger gemacht und sie reichten einander ziemlich freundlich die Hand mit dem Versprechen, in Frieden zu leben. Aber ihr Stern wollte es anders; was sie auch thun mochten, sie mußten bis ans Ende Feinde und Nebenbuhler bleiben.

Das Schloß Miége war eine Art neutralen Gebietes. Die verwittwete Baronin hatte zahlreiche Verwandtschaften unter den beiden Parteien; ihr Gemahl war im Dienste des Bearners gestorben, während ihr Bruder, der Marquis von Sourdis, mit an der Spitze der katholischen Partei stand. Die Baronin hatte zwei Töchter; die eine, noch Kind, befand sich in Paris, die andere, die schöne Diana von Miége, stand im achtzehnten Jahre. Favas und Boisrosé verliebten sich Beide leidenschaftlich in sie. Sie waren Beide schön; das junge Mädchen, eben so kokett als schön, schien sie gleich zu begünstigen und behandelte selbst einen dritten Bewerber, einen Edelmann aus der Gegend, nicht abweisend. Dieser letztere war kein anderer als der Ritter von La Regnardière. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß der Haß der beiden Nebenbuhler aufs Heftigste von Neuem ausbrach; ein Jeder beschligte eine in der Nähe des Schlosses liegende Compagnie und sie beschloßen, ihrem Streit um jeden Preis ein Ende zu machen.

Der Krieg hatte damals nachgelassen; es war eine Zeit der Ruhe vor dem erbitterten Kampfe, den die beiden Parteien einander nach dem Tode Heinrichs III. liefern sollten. Die Soldaten des Favas und Boisrosé lebten auf friedlichem Fuße mit einander. Eines Tages aber sollten sie die Waffen ergreifen und einige hundert Klaffern von Miége einander eine Schlacht liefern. Es war eine Art colossalen Duells, das in der Geschichte nicht seines Gleichen zählt. Die beiden Anführer geriethen gleich Anfangs aneinander und boten alle ihre Kraft, alle ihre Geschicklichkeit auf, aber während ihre Soldaten um sie her fielen, blieben sie allein unverwundbar. Der Schweiß tropfte ihnen von der Stirn; die Schwerdter hoben sich und sanken ohne Ruhe; alles vergebens; die Ermattung nöthigte sie endlich in ihre Quartiere zurückzukehren, nachdem auf dem Kampfplatze etwa zwanzig arme Teufel gefallen waren, die sich hatten umbringen lassen, ohne eigentlich zu wissen warum.

Der Herr von La Regnardière war ein sehr braver Mann mit gewöhnlichem Gesicht, nicht eben entwickeltem Verstande und ohne besondere Fertigkeit in der Führung der Waffen. Der Herr von Sully sagt in seinen Memoiren, er sei etwas vom Soldaten, etwas vom Edelmann und etwas vom Advokaten gewesen. Indessen darf man dem großen Staatsmanne nicht Alles glauben, was er von den Katholiken seiner Zeit sagt. Dem sei wie ihm wolle, der Herr von La Regnardière hatte von den drei Bewerbern um die Hand Dianens die geringste Aussicht auf Erfolg; auch schien er selbst nicht sehr daran zu glauben. Dennoch führte er zuletzt die Braut heim, und zwar aus folgenden Gründen. Nach der Ermordung Heinrichs III., als der Krieg plötzlich und allgemein von Neuem wieder ausbrach, wollte Favas die Unruhe benutzen, welche in der Provinz herrschte, und das Fräulein von Miége entführen; aber er hatte seine Rechnung ohne Boisrosé gemacht. Dieser hatte Abschied genommen, da er den andern Tag aufbrechen sollte, um zu dem Corps des Herrn von Villars zu stoßen. Als er das Schloß verließ, bemerkte er in der Nähe verdächtige Gesichter und er versteckte sich, um zu lauschen. In dem Augenblicke, als Favas, maskirt, auf den Balcon Dianas zu klettern versuchte, stürzte Boisrosé aus seinem Verstecke hervor und machte Lärm. Die Leute des Favas erschrafen und entflohen und die beiden ewigen Nebenbuhler blieben einander allein gegenüber.

„Herr von Favas,“ sagte Boisrosé, „ich reise morgen ab und Ihr werdet mir es nicht verdenken, daß



ich meine Maßregeln ergreife, besonders nach dem, was ich so eben gesehen habe. Das Schicksal wollte nicht, daß ich den Sieg über Euch davon trüge; ich werde es aber auch nicht zugeben, daß Ihr über mich siegt; morgen wird also das Fräulein von Miége die Gattin eines Andern sein."

Es war keine Zeit lange Unterhandlungen zu beginnen oder zu dem Schwerdte zu greifen, denn die Leute der Baronin, die durch das Geräusch geweckt worden waren, kamen mit Fackeln heraus. Favas ergriff verschämt und ergrimmt die Flucht. Boisrosé seiner Seits, der nicht wußte, ob Diana mit seinem Nebenbuhler im Einverständniß gewesen, gab den Wunsch auf, sich mit ihr zu verbinden, zumal in ihm, der vor Allem Soldat war, die Liebesgedanken durch die Kriegsgerüchte in den Hintergrund gedrängt wurden. Sein Haß gegen Favas dagegen war zu tief eingewurzelt, als daß er nachzugeben vermocht hätte. Er begab sich deshalb sogleich wieder in das Schloß, ließ sich zu der Frau von Miége führen und erzählte derselben das nächtliche Abenteuer, stellte ihr vor, daß das Unternehmen wiederholt werden und dann gelingen könnte. Die erschrockene Baronin ließ ihre Tochter rufen und es wurde Rath gehalten. Am andern Tage wurde Diana, auf den Rath Boisrosé's, mit dem Ritter von La Regnardière verlobt.

Seitdem sah der Letztere, der nicht wußte, nach welchem Beweggrunde Boisrosé gehandelt hatte, diesen für seinen Wohlthäter an und glaubte die angebliche Selbstverläugnung seines edelmüthigen Nebenbuhlers nie hinreichend vergelten zu können.

Die verwittwete Baronin starb im Jahre 1592. Gabriele, ihre zweite Tochter, die seit einigen Monaten sich wieder bei ihr befand, begab sich nach Fecamp in das Haus ihrer älteren Schwester, der Frau von La Regnardière. Zur Zeit als unsere Erzählung beginnt, war ihre Verheirathung mit Boisrosé so gut als gewiß; Diana aber, welche die Autorität einer Mutter über das junge Mädchen geltend machte, hatte die Bedingung gestellt, daß der Herr von Boisrosé Gouverneur von Fecamp werde. Die Liebe des Letztern zu Gabrielen hatte nichts von der flüchtigen Leidenschaftlichkeit, mit der er sich sonst um Dianen beworben; es war eine wahre Liebe, die das junge Mädchen theilte, und Boisrosé ergriff, als Biron Fecamp belagerte, mit Eifer jede Gelegenheit, um sich einen Anspruch auf den Gouverneursposten zu erwerben. Die Stadt vertheidigte sich tapfer, zum großen Theile auf seine Veran-

lassung und seinen Antriebe, weshalb ihm denn auch Billars förmlich versprach, ihn zum Gouverneur zu ernennen, sobald der Posten erledigt sein würde. Dies geschah bald, denn der Gouverneur, Christian v. Rosne, fiel noch während der Belagerung. Zum Unglück gelangte an demselben Tage Favas, der bei einem Ausfalle gefangen genommen worden war, in die Stadt und setzte von dem Gefängnisse aus seine zahlreichen Freunde in Bewegung. Boisrosé mußte in Folge einer gefährlicher Wunde das Bett hüten und wußte mehrere Tage gar nicht, wie es mit der Belagerung stand. Die erste Nachricht, die er nach seiner Genesung erfuhr, war die Freilassung des Favas durch die Calvinistenpartei, die Uebergabe der Stadt und den Namen des neuen Gouverneurs. Der Kampf zwischen den beiden Nebenbuhlern wurde also immer ernstlicher.

Diesmal schien Favas für immer im Vortheile zu sein; er war ein tapferer und zugleich kluger Soldat und befand sich in einem für uneinnehmbar geltenden Platze.

## 2.

Nach der Entfernung Boisrosé's blieb der Herr von La Regnardière mit seiner Frau und Schwägerin allein in der feindlichen Stadt, deren Gouverneur Gründe hatte, ihn nicht eben sehr zu lieben; trotzdem schien er nicht daran zu denken, sich einen andern Aufenthaltsort zu wählen.

Die Frau von La Regnardière hatte von ihrer Anmuth nichts verloren; sie zählte kaum zweiundzwanzig Jahre und war koketter als je. Obgleich ihr Gemahl nicht reich war, so übertraf doch Diana die adeligsten Damen von Fecamp durch ihren Putz; statt zurückgezogen zu leben, besuchte sie alle Feste und bemühte sich, so viel als möglich besprochen zu werden. Der Herr von La Regnardière ertrug es schweigend; er war noch immer in seine Frau verliebt und fürchtete nichts mehr als die Liebe derselben zu verlieren, — eine ganz überflüssige Besorgniß, da der arme Ritter das nicht verlieren konnte, was er nie besessen hatte; denn die Dame hatte sich noch nicht über das traurige Schicksal trösten können, das ihr von den drei Bewerbern gerade denjenigen zugeführt hatte, der ihr am gleichgiltigsten war.

Gabriele schien in allen Stücken das Gegentheil ihrer Schwester zu sein. Sie war, wo möglich, noch schöner und ihre Büchtigkeit übertraf noch ihre Schönheit. Diana gab sich jeden Abend große Mühe, um



sie zu bewegen, große Toilette zu machen; das junge Mädchen langweilte sich bei den Festen und dachte nur immer an den abwesenden Geliebten. Dianen zu widerstehen, war indeß schwer und so folgte ihr Gabriele zuletzt überall hin. Der Herr von Favas hatte sich Anfangs wenig um die beiden Damen gekümmert; offenbar grollte er seiner ersten Geliebten noch, daß sie die Frau eines Andern geworden; als er aber zufällig erfuhr, Gabriele sei die Braut Boisrosé's, änderte er plötzlich sein Benehmen; die beiden Töchter der Baronin von Miége hatten von diesem Tage an keinen eifrigern Bewerber. Fecamp war damals eine Stadt des Vergnügens; es befanden sich unter den Officieren der Garnison reiche Herren und da kein Feind die Thore bedrohte, so tanzte man fröhlich die Nächte hindurch, während man am Tage trank.

Der Herr von La Regnardière hatte nicht vergessen, daß Favas früher sich um die Hand Dianens erworben; er war deshalb in hohem Grade eifersüchtig; er wußte, daß seine Frau seinen frühern Nebenbuhler jeden Abend in irgend einer Gesellschaft traf und seltsamer Weise beobachtete er sie niemals selbst. Er fand sich nie bei den Festen ein, welche die Sieger gaben. War es übertriebenes Bartgefühl? War es tiefer, bitterer Groll oder scheuete er sich, einem Feinde gegenüber zu treten?

Nichts von allem dem. Der Herr von La Regnardière war überall muthig außer in seinem Hause; er wäre gern zu den Festen der Calvinisten gegangen, bloß um die Hand an das Schwerdt legen zu können, wenn Einer seine Frau zu scharf ansähe; aber er hatte sich einer dringenden Sorge zu entledigen. Alle Abende, wann die schöne Diana, in Seide und Sammet strahlend, das Haus verließ, schlüpfte er, dicht von seinem Mantel verhüllt, aus der Hinterthüre hinaus. Oftmals war Diana schon zurückgekehrt, als ihr Mann noch immer an den Mauern der Stadt hinschlich und Alles aufbot, um sich nicht erkennen zu lassen. Wohin wanderte er? Niemand wußte es.

Seine eheliche Ehre blieb indeß nicht ohne Wächter; er hatte seinen alten Diener Tabard halb und halb in sein Vertrauen gezogen und dieser mußte seine Gebieterin beobachten. Kam er mit derselben in das Haus zurück, so berief ihn La Regnardière in sein Schlafzimmer, um zu hören, was er zu melden habe.

„Der Herr von Favas ist ein schöner und galanter Mann,“ sagte dann der alte Diener; „ich sah niemals eine Menuet graziöser tanzen. Er besitzt eine

besondere Kunst, die Augen zu drehen und sein Herz seiner Tänzerin anzutragen. Es wiederholten deshalb auch Alle, Diener und Herren, wollt' ich sagen, Herren und Diener: „das schöne Paar! Wie für einander geschaffen!“

— „Und wer war seine Tänzerin?“ fragte zitternd der arme Ritter.

„Die gnädige Frau,“ antwortete der Diener mit einem betrübten Gesicht.

La Regnardière begab sich dann sogleich zu seiner Frau, fest entschlossen, als Herr zu sprechen, aber Diana war so reizend! Der Ritter blieb eine halbe Stunde bei ihr und verließ sie endlich demüthiger als je.

Dies dauerte ziemlich lange. Die Berichte des alten Tabard wurden immer bedenklicher, der Ritter aber änderte seine Lebensweise nicht und setzte, zum großen Bedruffe seines alten Dieners, seine nächtlichen Ausflüge fort. Endlich konnte es der Alte doch nicht länger ertragen; er nahm sich vor, der Sache auf den Grund zu kommen und zu ermitteln, welches weibliche Wesen seinen Herren von dem Wege der Pflicht abwendig mache.

Abends zu der gewöhnlichen Stunde verließ La Regnardière heimlich das Haus; Tabard folgte ihm von Weitem und erwartete jeden Augenblick, daß derselbe an irgend einem Hause anklopfen werde. La Regnardière schritt aber schnell immer weiter und drehte sich oft um wie Jemand, der kein gutes Gewissen hat. Er durchschritt so den Stadtheil, in welchem der Adel wohnte, und gelangte an die Citadelle, wo die ärmlichsten Häuser standen.

„Ach, ein armes Mädchen!“ murmelte Tabard verächtlich; „ei, ei, Herr Ritter!“

La Regnardière stieg an dem Berge immer höher empor und erreichte endlich die erste Mauer der Citadelle.

„Gott sei uns gnädig!“ sprach der Diener bei sich; „wohin mag der Herr Ritter gehen?“

Er brauchte nicht lange zu warten, um es zu erfahren. Der Herr von La Regnardière warf, als er an den äußern Wall gekommen war, der nach dem Meere sah, einen Blick hinunter, hüllte sich in seinen Mantel und setzte sich ruhig nieder. Tabard blieb stehen, wunderte sich in hohem Grade, gab aber seinen ersten Gedanken nicht auf.

„Zu einem Stellbichein für Liebende ist der Ort da doch sehr seltsam gewählt,“ dachte er bei sich.

Und mit der unermüdlchen Neugierde eines alten



Diener's stellte er sich hinter einen Mauervorsprung, wo er sich ganz ruhig verhielt.

Hätte der Herr von La Regnardière die Stelle wirklich zu einem Stellbuchein ausersehen, so würde er nicht übel gewählt haben. Es war der am weitesten vorgeschobene Theil der Citabelle. Der Feind, der einmal bis daher gekommen, war beinahe Herr des Terrains; aber, abgesehen, daß es keinen Feind in der Nähe von Fecamp gab, wäre ein Erstiegen an dieser Stelle das wahnsinnigste aller Unternehmungen gewesen. Die Uferwand, auf welcher die Mauer ruhte, stieg steil zu einer ungeheuren Höhe empor und unten brausete das Meer. Deshalb standen auf diesem unangreifbaren Theile des Werkes auch keine Schildwachen, kaum zog Abends nach der Feuerglocke eine Patrouille vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Die Französinnen in den Colonien.) In den Colonien, unter dem Einflusse des Klimas haben sich die Französinnen eine neue Lebensweise, einen originellern und reizendern Typus gebildet. Die französische Creolin ist meist klein und niedlich, häufiger braun als blond, mit eben so scharfen als schmachttenden Augen. Ihre Haltung und ihr Gang ist nicht zu beschreiben; sie geht nicht wie die Französin, sie schleift die Füße nicht, wie die Engländerin, es ist eine allgemeine und vollständige Bewegung des ganzen Körpers. Die Französin geht mit den Füßen, die Engländerin mit den Beinen und die Creolin mit dem ganzen Körper. Die französischen Creolinnen unterscheiden sich wesentlich von den englischen und spanischen, weil die erstern fast ausschließlich auf dem Lande, die letztern in der Stadt leben. Sie werden sehr frühzeitig reif. Ein Mädchen von zwanzig Jahren spricht sehnsüchtig von der Zeit, da sie noch jung war; doch findet man unter ihnen Frauen von 25 Jahren, die noch sehr hübsch sind. Auffallend ist es, daß kein Standesunterschied unter ihnen herrscht. Jede Creolin ist eine vornehme Dame, da jede wohlhabend ist. Ihre Hauptleidenschaft ist der Tanz, und sie tanzen so anhaltend, daß von zwölf Tänzerinnen, wann der Ball beendigt ist, sicherlich zehn keine Schuhe mehr an den Füßen haben und barfuß sich entfernen müssen.

(Ein ehrlicher Findex.) Ein Journalträger fand kürzlich in Paris ein Taschenbuch, das zwei Bankbillets von tausend Francs enthielt und in dem der Name des Besizers, eines Banquier's, zu lesen war. Der ehrliche Mann begab sich sogleich zu demselben. „Hier ist ein Taschenbuch, das Ihnen angehört wird.“ — „Allerdings, ich danke. Es befanden sich zwei Billets zu tausend Francs darin.“ — „Sie liegen noch

darin.“ — „Sie sind wohl nicht reich, lieber Mann?“ — „Ach, nein, mein Herr.“ — „Sie werden es auch niemals werden,“ meinte der Banquier und der ehrliche Findex erhielt nichts von ihm.

(Die Perlen der Frau von S.) Die Frau von S. war in dem Theater, um die Rachel spielen zu sehen. Nach dem Stücke verließ sie ihre Loge, um noch den Ball der Gräfin Demiboff zu besuchen, bemerkte aber, als sie den Hermelinmantel umwarf, daß die seidenen Fäden, an welchen die Perlen ihres Halsbandes angereihet waren, zerrissen und alle Perlen auf den Fußboden der Loge rollten. Die Personen bei ihr, welche wohl wußten, daß das Halsband der Gräfin von S. zweihunderttausend Francs kostete und jede einzelne Perle einen Werth von fünfhundert Francs hatte, waren über das Unglück bestürzt und man lief nach Licht, um die Perlen wieder aufzusuchen, ohne sie zu zertreten. Die Gräfin aber verließ ganz gleichgültig ihre Loge und sagte zu den Dienstfertigen: „Lassen Sie die Kleinigkeit liegen; es verlohnt kaum die Mühe, daß man sich darnach bückt.“ — Am andern Tage ließ aber der Inspector des Theaters den Fußboden der Loge aufreißen; man fand alle Perlen wieder und schickte sie der Dame.

(Der letzte dumme Streich.) Herr M., der ein sehr unordentliches Leben geführt, verheirathete sich. Als man aus der Kirche kam, wo die Trauung geschehen war, nahm ihn die Schwiegermutter bei Seite und sagte zu ihm: „nun ist der wichtige Schritt geschehen und ich hoffe, daß Sie keine dummen Streiche mehr machen werden.“ — „Gewiß nicht, Mutter,“ antwortete der junge Ehemann; „ich verspreche Ihnen, daß dies der letzte sein soll.“

(Ein Hofball in Paris.) Der letzte Ball am Hofe, sagt der pariser Correspondent des „Morgenblattes“ war besonders merkwürdig. Und in der That, wenn man bedenkt, daß etwa 4000 Einladungskarten ausgegeben worden, daß über 100 Musiker, 500 Lakaien und 200 Maitres d'hôtel dabei beschäftigt waren, so muß man gestehen, daß es ein Ball im größten Style war. Von hoffähigen Personen weiß man in Frankreich nichts mehr. Bei Hofe zu erscheinen, ist Jeder fähig, wenn er sich in einer bürgerlichen oder militairischen Stellung befindet, die ihn zu einer Auszeichnung berechtigt. So werden unter die 14 Legionen der Nationalgarde von Paris und der Umgegend viele Billets vertheilt und da die Officiere dieser Bürgermiliz oft Krämer, Fleischer &c. sind, so kommen diese so gut an den Hof, als die Herzoge und Grafen, wenn diese eingeladen werden, was nicht immer der Fall ist. Der Herzogs- und Grafentitel giebt hier keine Berechtigung, zu den Hoffesten eingeladen zu werden. Ferner ergehen Einladungen an die Maitres und deren Adjuncten in und um Paris, an die Officiere der Garnison, an die Stadträthe der benachbarten Städte, an die Academien des Nationalinstituts, an die Gerichte &c., so daß bei einem so großen Feste



sämmtliche höhere Stände der bürgerlichen Gesellschaft Repräsentanten haben. Das Pairs und Deputirte eingeladen werden, versteht sich von selbst. Das Tuilerienschloß eignet sich vortreflich zu solchen Festen. Die königl. Familie wohnt auf den beiden Seiten desselben und zwar nicht sehr bequem; der mittlere Theil besteht aus einem sehr geräumigen und hohen Saale mit einer sehr langen Galerie an jeder Seite. Diese Galerien und der Saal in der Mitte, in welchem sich die königl. Familie während des Festes aufzuhalten pflegt, dienen zum Empfange der Tausende von Gästen und werden bisweilen gedrängt voll. Am stärksten ist das Gedränge meist in dem Saale, da Jeder die königl. Familie wenigstens ein Mal beisammen sehen will. Eine Auszeichnung für gewisse Stände und Personen findet bei dem Empfange nicht Statt; nur das diplomatische Corps versammelt sich in einem besonderen Saale; alle übrige Personen treten ein, stellen sich oder gehen wo sie wollen und können, ohne angemeldet oder der königl. Familie vorgestellt zu werden. Es giebt keinen freieren ungezwungenen Ball. An den vielen glänzenden Militair- und Civilcostümes, so wie an den vielen fremden Uniformen, ferner an dem so mannichfaltigen und prächtigen Damenputz hat man Stunden lang zu schauen. Gegen ein Uhr soupiren die Damen im Schauspielssaale der Tuileries und man sieht dann von den Logen aus die vorher in den Sälen zerstreut gewesenen Damen um die Tische vereint und den gesammten Schmuck beisammen. Diesen Schmuck darf man kühn zu mehreren Millionen anschlagen. Nach diesem Souper kommt das der Herren; da die königl. Familie und die Damen sich dann entfernt haben, so geht es bei diesem länger dauernden Gastmahle, bei dem der Champagner nicht gespart wird, sehr lustig her und es dauert bisweilen bis zum Ende des Balles, das heißt bis gegen vier Uhr. Den ganzen Abend hindurch stehen allerlei Erfrischungen auf langen Credenztischen in einem besonderen Saale bereit.

(Die Retterin.) In Vannes lebt eine allgemein gekannte und geachtete Frau, die die goldene Rettungsmedaille trägt, ihr ganzes Leben in ihrem gebrechlichen Bote verbringt und die stürmischen Wogen des Morbihan nach allen Richtungen durchschneidet. Sie gilt für den Schutzengel des Golfes von Morbihan, die Kinder küssen ihr den Saum ihres groben Gewandes, wenn sie in der Stadt erscheint, die Männer nehmen den Hut vor ihr ab und die Seeleute drücken ihr freundlich die Hand. Wann das Dunkel des Abends sich auf die Fluten senkt und alle Bote an das Ufer zurückkehrten, gleitet sicher eine Barke noch über die Wogen, die Barke der Jeanne Mitouard, die sich umschaut, ob nicht irgendwo ein Unglücklicher zu retten ist. Sie ist eine Frau mit rauhen männlichen Formen und in grober Kleidung. Sie hat durchaus nichts Poetisches an sich, aber aus ihren Augen spricht eine evangelische Menschenliebe. Die ganze Umgegend erzählt wetteifernd die zahllosen Beispiele, in denen Jeanne mit kaum glaublichem Muth die Verunglückte den Wogen entrissen und glücklich an das Land gebracht hat. Die Frau

aber entzieht sich stets jedem Danke und scheint keine andere Freude zu kennen, als bei Sturm und Wetter, bei Tag und Nacht, in ihrem gebrechlichen Fahrzeuge über die Wogen zu rudern und nach Verunglückenden sich umzuschauen.

(Eine besondere Art, Abgaben zu erheben.) Der König von Congo weiß auf eine ganz eigenthümliche Weise Abgaben zu erheben. Früh, wann der Wind stark weht, geht er aus und setzt dann seine Mütze nur leicht auf ein Ohr. Wirft sie ihm der Wind ab, so legt er denjenigen seiner Unterthanen zur Strafe eine Abgabe auf, die in der Richtung wohnen, von welcher der Wind herkommt.

(Eine Dampffahrt mit den Uranus.) Der Umfang des Kreises, in welchem sich der Planet Uranus um die Sonne bewegt, beträgt 11,314,600,000 (engl.) Meilen, die er in 30,686 Sonnentagen oder in ungefähr 84 Jahren einmal durchläuft; er ist der Planet in dem Sonnensysteme, welcher sich am langsamsten bewegt, ob er gleich ungefähr 15,000 (engl.) M. in der Stunde zurücklegt. Könnte und wollte ein Dampfwagen in dem ungeheuern Umlaufkreise dieses Planeten fahren und zwar ununterbrochen 30 (engl.) Meilen in der Stunde, so würde er nicht weniger als 64,570 Jahre brauchen, ehe er diese Fahrt vollendete, während ein Himmelskörper, der achtzig Mal größer ist als die Erde, diese Tour in 84 Jahren macht. So ist die Schnelligkeit unserer angestaunten Dampfwagen doch immer noch nur ein Schnecken gang gegen andere Bewegungen.

(Ein gesegneter Appetit.) Der König Ludwig XIV. zeichnete sich, wie durch manches Andere, auch durch seinen Appetit aus, denn er verzehrte nicht selten an der Mittagstafel vier Teller Suppe, einen ganzen Fasan, ein Rebhuhn, einen großen Teller voll Pastete und überdies noch eine entsprechende Quantität Obst und Confect.

(Scenen in Leipzig nach der Schlacht.) Der kürzlich verstorbene Prof. Krug, dessen Portrait der heutigen Nr. beiliegt und dessen eben in zweiter verbesserter Auflage erschienene Lebensbeschreibung (Leipzig, Baumgärtners Buchh.) vielerlei Interessantes bietet, erzählt darin unter Anderem: als ich (am Tage nach der Schlacht) um die Stadt ging in der Promenade, wo viele Tode und Verwundete lagen, stieß ich auf einen französischen Grenadier, dem ein Bein abgeschossen war, der aber noch lebte. Vor ihm stand ein preussischer Soldat, der seiner Aussprache nach ein Pommer war und den Franzosen auf das Bitterste verspottete. Als ich ihm sagte; „Laß das gut sein; der schadet uns nichts mehr,“ — stemmte er die Hände in die Seite und rief mit lauter Stimme: „was? Hat der Kerl nicht wollen Burgemeister werden in Berlin, unserer Residenz?“ — Ein anderer, der etwas Französisch radebrechen konnte, entriß einem vorübergehenden Franzosen, der wahrscheinlich aus dem Lazareth kam, sehr elend ausah und ganz zerlumpt war, die Nachtmütze



mit den Worten: „lève ton bonnet devant moi! moi, je suis Prussien!“ (Nimm Deine Mütze ab vor mir, ich bin man ein Preuße).

### Generalcorrespondenz.

Vor wenigen Tagen wurde in Paris die neue komische dreiactige Oper von Scribe und Auber: „der Herzog von Donna“ mit großem Beifalle zum ersten Male aufgeführt. Sie spielt in Spanien, zur Zeit des Krieges zwischen Philipp V. und einem Erzherzoge von Oesterreich. Ein Grand von Spanien, der Herzog von Donna, der anfangs auf der Seite des Erzherzogs steht, will mit seinen Truppen zu der französischen Armee unter Vendome übergehen und zwar gleich nach seiner Vermählung. Die Vermählung wird indeß plötzlich abgebrochen und einen Augenblick darauf erscheint der Ritter von Vilhardouin, um ihm anzuzeigen, daß der beabsichtigte Uebergang verathen sei und der Herzog verhaftet werden würde. Um diesem zu entgehen, nimmt er sich vor, nach Frankreich zu entfliehen; wenn er dies aber thut, bedenkt er, dann werden seine Güter mit Beschlage belegt; dies kann er nur verhindern, indem er schnell heirathet und seine Güter seiner Gemahlin schenkt. Da die Zeit drängt, so will er die erste Beste heirathen und trägt seinem Intendanten auf, ihm ein junges hübsches Mädchen zu suchen. Dies geschieht und der Herzog eilt in die Kapelle, wo ihn Bianca erwartet; er spricht das bindende Ja in der größten Schnelligkeit aus und ohne einen Blick auf seine Frau zu werfen. Kaum ist die Ceremonie vorüber und er will den Schleier heben, der das Gesicht der Braut verhüllt, als er verhaftet und abgeführt wird. Das Schloß selbst wird geplündert und die Herzogin, Bianca, entflieht mit dem Intendanten in Mönchs Kleidung, fällt aber französischen Soldaten unter Vilhardouin in die Hände, der sie erkennt, denn Bianca ist seine Geliebte. Eben als sie ihm sagen will, was geschehen ist, erscheint der Herzog, der entflohen ist. Bianca gefällt ihm, ohne daß er sie kennt, und er macht ihr den Hof. Ein Zweikampf zwischen ihm und Vilhardouin wird nur durch die beginnende Schlacht von Villaviciosa verhindert. Einige Wochen später finden wir unsere Helden in dem Palaste des Königs wieder, der beide ausgesehnt. Der Herzog ist in Rom gewesen und kommt in Bianca verliebter als je zurück, die Ehrendame im Palaste geworden ist, ohne daß der Herzog weiß, daß sie seine Frau ist. Er bietet ihr seine Hand, denn er hat von Rom die Scheidung von der ihm eilig Angetrauten erlangt und legt die Urkunde vor. Bianca nimmt dieselbe und unterzeichnet sie rasch. Da erscheint der Intendant des Herzogs, um diesem endlich die Herzogin vorzustellen. „Wir sind geschieden,“ antwortete Bianca, die Vilhardouin die Hand reicht. — Die Musik Aubers soll weit besser und ansprechender sein als in seinen letzten Opern. —

In Chenay ereignete sich vor Kurzem ein schrecklicher Unglücksfall. Die Frau des dortigen Postmeisters schlief neben ihren beiden kleinen Töchtern, die in einer Wiege lagen. Mitten in der Nacht wurde sie durch das Weinen eines dieser Kinder geweckt, das krank war; sie nahm ein Schwefelhölzchen, zündete damit ein Licht an und warf es dann in das Zimmer. Als das Kind wieder ruhig war, löschte sie das Licht aus und schlief wieder ein. Bald aber weckt sie Angstgeschrei von Neuem; das Schwefelhölzchen, das noch gebrannt, hatte die Bettvorhänge entzündet. Mit Entsetzen sah die unglückliche Mutter die Wiege ihrer Kinder in Flammen. Sie stürzte in dieselben hinein, um die Kinder dem Tode zu entreißen. Das Feuer war aber bereits so heftig, daß sie trotz ihren Anstrengungen nicht bis zu ihren Kindern gelangen konnte, deren Jammergeschrei sie hörte. Mehrmals versuchte sie, mit übermenschlichem Muthe, die Flammen zu durchdringen, aber jedesmal mußte sie, durch den Rauch halb erstickt, zurückweichen. Endlich kam man ihr zu Hilfe und zog sie mit Gewalt hinweg. Die Flammen hatten bereits das Holzwerk ergriffen und bald stand das ganze Haus in Feuer. Der Postmeister selbst war nicht zu Hause; als er früh am Morgen ankam, fand er sein Haus niedergebrannt, seine beiden Kinder todt und von den Flammen halb verzehrt, und seine dem Wahnsinn nahe Frau im Gesicht und an den Armen gräßlich verbrannt. —

Cherubini hat die Direction des Conservatoriums der Musik in Paris niedergelegt und Auber ist an seine Stelle getreten. —

Ein Franzose, der bei der Landung des Königs von Preußen in Greenwich zugegen zu sein wünschte, begab sich nach Blackwell, wo hunderte von Bootführern sich erboten, ihn zu rudern.

„Wer kann schwimmen?“ fragte er.

Hundert Stimmen antworteten sogleich: „ich.“

„Und Du?“ fragte er den Einzigen, der schwieg.

— „Ich kann leider nicht schwimmen, guter Herr,“ antwortete der Befragte.

„So rühre Du mich, denn Du wirst schon um Deiner selbst willen vorsichtiger sein als die Andern.“ —

Man will die merkwürdige und für die Franzosen charakteristische Bemerkung gemacht haben, daß, während in England viele Tausende von Portraits von Napoleon verkauft worden sind und werden, niemals ein Franzose in England ein Portrait von Wellington gekauft hat und niemals, wie alle Kunsthändler bestätigen, eine Bestellung auf ein solches Portrait aus Frankreich eingegangen ist. —

Zu Ende des Monats Januar wurde in Düsseldorf die Hinterlassenschaft Immermanns versteigert, worunter sich auch eine Flöte befand, welche Friedrich dem Großen gehört hatte. Sie wurde bis auf 1155 Gulden hinauf getrieben. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 10.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die beiden Nebenbuhler.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

Der Herr von La Regnardière blieb unbeweglich in einer Schießscharte sitzen, in welcher sich kein Geschütz befand; er schien zu schlafen. Tabard verlor die Geduld.

„Was zum Teufel thut der Ritter hier?“ fragte er sich wohl zum hundertsten Male.

Das war allerdings schwer zu errathen. Tabard wußte nicht einmal, daß sein Herr seit beinahe sechs Monaten alle Abende an diesen Platz ging, daß er einsam und unbeweglich die ganze Nacht dableib und das Schicksal verwünschte, das ihn da festhielt, während die schöne Diana, seine Frau, mit dem Gouverneur tanze. Wir müßten viele Seiten füllen, wollten wir dem Leser alle die traurigen Gedanken mittheilen, welche den armen Ritter bestürmten, sobald er auf seinem Posten war; es war ihm immer, als wenn einige Töne der heitern Musik bis zu seinem Ohre drängen; dann lauschte er mit ausgestrecktem Halse, suchte unter den Melodien der Menuet diejenige zu erkennen, bei welcher der Herr seiner Dame die Hand küßt, und fluchte in Gedanken dabei. Zu einer andern Zeit bildete er sich ein, daß selbst die Einsamkeit, welche fortwährend an diesem Theile des Wallès herrschte, ein böswilliges Werk des Herrn von Favas sei; er meinte, derselbe habe einen Theil seines Geheimnisses errathen und begünstige absichtlich die nächtlichen Wanderungen, um

ihn zu verhindern, Dianen zu folgen. Es war zum Wahnsinnigwerden, aber der Ritter hielt aus und erfüllte so sein Versprechen, das er Boisrosé beim Abschiede auf so feierliche Weise gegeben hatte. La Regnardière war ehrlich bis zum Eigensinn und er hielt sich, außer durch sein gegebenes Wort, auch durch den Dienst gebunden, den ihm Boisrosé bei seiner Verheirathung erzeigt. Aus allen diesen Gründen würde er sich lieber zwanzig Male auf dem Plage haben umbringen lassen, als daß er eine einzige Nacht auf seinem Posten nicht erschienen wäre.

Die Geduld des alten Tabard war bald erschöpft. Bitternd vor Frost, durchnäßt durch einen feinen Regen, schlüpfte er schweigend an der Mauer hin und stieg wieder nach der Stadt hinunter.

„Ach,“ sprach er vor sich hin, als ihn sein Herr nicht mehr hören konnte, „der Herr Ritter ist nicht wohl bei Sinnen und das thut mir sehr leid, denn er war sonst ein so guter Mann.“

Boisrosé zog unterdeß in den Städten umher, die es noch mit der Ligue hielten, verlangte überall Geld und Soldaten und erhielt nichts als abweisende Antworten. Das Unternehmen, mit dem er umging, mußte wohl ein unausführbares sein, denn auch nicht Einer der katholischen Führer wollte die Auseinandersetzung desselben ganz anhören. Der Admiral von Villars, zu dem sich Boisrosé zuerst begab, war der höflichste von Allen, sagte ihm aber mit vielen Flüchen, nach seiner Gewohnheit, er möge seine Tollheit irgend



anderswo anwenden. Trotzdem verlor er den Muth nicht. Da er sich überzeugen mußte, daß er von seinen Glaubensgenossen keine Unterstützung zu erwarten habe, nahm er sich vor, sich nur auf sich selbst zu verlassen. Sein Vater war vor Kurzem gestorben und hatte ihm ein mäßiges Erbe hinterlassen. Boisrosé begab sich in sein heimathliches Dorf, verkaufte eilig das Haus seiner Ahnen und alle Besitzungen, die ihm zugefallen waren, kam dadurch in Besitz einer mäßigen Summe und stieg dann wieder zu Pferde, um sich von Neuem nach der Normandie zu wenden.

Wer ihn unterwegs sah, mußte nothwendig derselben Meinung sein wie der Admiral; jeden Augenblick zog er seinen Beutel heraus, betrachtete ihn mit Entzücken und murmelte vor sich hin;

„Da ist Fecamp, da ist Gabriele, da ist die Demüthigung und das Verderben des schändlichen Favas! Heil Dir, meine edle starke Stadt! Heil Dir, meine liebliche Braut! Ihr seid nun mein!“

Als er an der Küste der Normandie ankam, schrieb er an La Regnardière einen lakonischen Brief, der nicht an seine Bestimmung gelangte; zum Glück hatte der Ritter sein Versprechen nicht vergessen.

Sechs Monate waren nun vergangen, seit Boisrosé Fecamp mit dem Versprechen und dem Vorsatze verlassen hatte, als Sieger in dasselbe zurückzukehren. Allem Anscheine nach war er in seinem Unternehmen nicht weiter als am ersten Tage. Die Stadt selbst, die schlecht besetzt war und durch eine nachlässige Besatzung vertheidiget wurde, hätte wohl überrumpelt werden können, aber was nützte die Stadt ohne die Citadelle? Die Citadelle aber galt für uneinnehmbar und die Garnison derselben, von den in Fecamp befindlichen Banden ganz verschieden, wenn auch unter denselben Gouverneur gestellt, bewachte Tag und Nacht diesen erst neuerlich mit so großer Anstrengung eroberten Platz. Die Citadelle von Fecamp war eine jener Festen, welche die Natur selbst vertheidiget. Auf der Landseite, obgleich auch da schwer zugänglich, konnte sie allerdings durch eine mit Geschütz versehene Armee angegriffen werden, der Theil nach dem Meere zu war dagegen ganz unnahbar; der Gedanke, sie von da aus zu erklimmen, schien nur einem Wahnsinnigen in den Kopf kommen zu können. Das steile Felsenufer erreichte an dieser Stelle eine Höhe von sechshundert Fuß und oben auf dem Gipfel stand die Feste. Als genüge diese furchtbare Wehr noch nicht, wurde überdies der Fuß der riesenhaften Mauern durch einen noch riesen-

haften Graben vertheidiget — durch das Meer, das sich das ganze Jahr hindurch unten an der Felsenwand bricht und daselbst eine Tiefe von mehr als zwanzig Fuß hat. Nur an einigen Tagen, während der großen Ebbe in der Tag- und Nachtgleiche, weicht die Flut so weit zurück, daß sie sechs bis funfzehn Klaftern Sand trocken läßt. Dieser schmale Sandstrich zeigt sich also alle sechs Monate eine halbe Stunde lang und verschwindet sodann mit der steigenden Flut wieder, um von Neuem sechs Monate hindurch unter den Wogen begraben zu bleiben.

Die Herbst-Tag- und Nachtgleiche war nahe. Boisrosé, der weder ein Heer noch Kanonen hatte, konnte deshalb an das gewöhnliche Verfahren nicht denken. Kann man das Mögliche nicht versuchen, so bleibt das Unmögliche und jeder Muthige hat das Recht, sich den Kopf an einem unüberwindlichen Hindernisse einzurennen. Boisrosé durchzog die Küstendörfer, um einige Männer anzuwerben und mit vieler Mühe brachte er funfzig Matrosen zusammen. Er sah sich genöthiget, den Zweck seines Unternehmens zu enthüllen und erschreckte dadurch selbst die Tollkühnsten, da es sich um nichts weniger handelte, als jene colossale Wand von sechshundert Fuß Höhe zu ersteigen. Die Meisten fragten ihn, ob er Flügel habe, andere wendeten ihm den Rücken zu und bekreuzigten sich bei dem Gedanken an einen sichern Tod, der sie bei dem Unternehmen erwartete.

Er wendete sein ganzes väterliche Erbe an, um seine funfzig Mann zu bezahlen und mit den nöthigen Waffen zu versehen. Es waren ohne Ausnahme kräftige und unerschrockene Männer; die Meisten hatten auf Schiffen gedient und waren von Kindheit an gewöhnt, in dem Takelwerk umher zu klettern. Boisrosé bestimmte ihnen einen Sammelplatz und verließ, um nicht den Argwohn des Herrn von Favas zu wecken, die Gegend von Fecamp, bis der günstige Tag eintreten würde.

### 3.

An diesem Abende verließ La Regnardière sein Haus eine Stunde früher als gewöhnlich. Er hatte keine Nachricht von Boisrosé erhalten und fing an zu glauben, derselbe habe das Thörichte und Tollkühne seines Planes selbst eingesehen. Auf der andern Seite ließ ihm der alte Tabard keine Ruhe. Dieses Muster von einem Wächter hatte am Morgen seinen Bericht mit den schrecklichen Worten beendiget:



„Der Herr Ritter besigt in mir einen treuen und gehorsamen Diener. Ich habe die Wahrheit gesagt, werde mir aber nicht erlauben, meine Meinung auszusprechen; Gott möge mich indeß strafen, wenn ich das Benehmen des Herrn Ritters verstehe.“

Der Streich traf diesmal; La Regnardière nahm sich auf der Stelle vor, endlich sich mit eigenen Augen von den Gefahren zu überzeugen, die sein eheliches Glück bedroheten. Zu diesem Zwecke beschloß er, sich schon um zehn Uhr auf den Wall zu begeben, den Strand zu überblicken, um seinem Gewissen Genüge zu thun, und dann schnell zurückzukehren, um den Wall zu besuchen, auf dem Diana sich befinden sollte. Seit sechs Monaten blickte er jede Nacht auf das Meer hinaus, ohne etwas Anderes zu sehen als den Mond und die Sterne, wenn der Himmel rein war; man konnte wetten, daß es ihm auch in dieser Nacht nicht besser ergehen würde.

Er kam auf seinem gewöhnlichen Posten an und steckte den Kopf durch die Schießscharte; kaum aber war sein Blick auf den Strand unten gefallen, als er zurückfuhr, denn am Fuße der Felsenküste leuchteten drei Laternen in einer Reihe.

„Gott stehe uns bei!“ murmelte er nicht ohne Beben; „da kommt Boisrosé.“

Der gute Ritter verlor seine Frau nicht aus den Gedanken, sah sich aber genöthiget, jetzt erst seiner Pflicht und seinem Versprechen zu genügen. Er warf rasch seinen Mantel ab, entrollte einen langen Strick, den er unter dem Arme trug, und warf ihn durch die Schießscharte hinunter; ein leichter Ruck zeigte ihm an, daß der Strick an dem Orte seiner Bestimmung angelangt sei. Dann begann er mit aller Kraft zu ziehen; er sparte durchaus keine Mühe; der Schweiß tropfte ihm von der Stirn und doch ging seine Arbeit nur langsam von Statten.

„Hat sich mein Freund unten angehangen?“ fragte er sich, indem er seine Anstrengung verdoppelte.

Nach einer halbstündigen angestregten Arbeit brachte er endlich an dem Ende seines Strickes ein ungeheures getheertes Tau herauf, das, wie er sich überzeugen konnte, durch hineingeknüppte Knoten und hier und da daran angebrachte kurze Holzstäbe zu einer Art Leiter gemacht worden war. Man kann sich vorstellen, daß eine solche Vorrichtung von sechshundert Fuß Länge keine leichte Last war. La Regnardière steckte, ohne sich die Zeit zu nehmen, erst wieder zu Athem zu kommen, in den Ring am Ende des Taus oben einen starken

eisernen Stab, den er quer vor die Schießscharte innen legte. Darauf schüttelte er das Tau stark, zum Zeichen, daß er mit seinen Vorbereitungen zu Ende sei, und wartete der Dinge, die da geschehen sollten.

Die Zeit verging. Der Ritter, den anfangs die Arbeit, dann die gespannte Erwartung beschäftigt hatte, fühlte, daß die eifersüchtigen Gedanken wieder die Oberhand gewannen. Was that in diesem Augenblicke die Frau von La Regnardière? Er wußte es nicht, fürchtete aber sehr, es leicht zu errathen. Je weiter die Nacht vorrückte, um so heftiger wurde seine sieberhafte Unruhe; er verwünschte Favas, Boisrosé, sich selbst und den alten Tabard obendrein, aber er blieb auf seinem Posten.

Seine Festigkeit sollte auf eine noch härtere Probe gestellt werden. Ungefähr eine Stunde nachdem er das Tau oben befestigt hatte, saß er da, hörte bisweilen zerstreut auf das ferne Geräusch, beschäftigte sich aber meist mit seinen persönlichen Besorgnissen, als sich an dem Ende des Glacis Schritte hören ließen. Es war das erste Mal seit sechs Monaten, daß so etwas geschah; daß es sich zu sehr ungelegener Zeit traf, wird Jedermann zugestehen. Der Herr von La Regnardière war allein; eine Niederlage, selbst ein zweifelhafter Kampf mußte das Verderben der Leute herbeiführen, welche eben an der Uferwand herausfliegen; der Ritter kletterte deshalb schnell durch die Schießscharte hinaus, stieg fünf oder sechs Stufen auf der Strickleiter hinunter und war so vollkommen gedeckt.

Die Schritte kamen schnell näher und bald konnte La Regnardière die Stimme zweier Männer vernehmen, die gemächlich mit einander sprachen wie Leute, welche überzeugt sind, von Niemand gehört zu werden.

„Ein Mittel giebt es doch,“ sagte der Eine.

— „Welches?“ fragte rasch der Andere indem er gerade vor der Schießscharte stehen blieb.

Der Herr von La Regnardière begann zu zittern, denn er hatte die Stimme des Herrn von Favas erkannt.

— „Ihr fragt?“ fuhr der Erstere fort, ein Officier der Garnison, Herr von Audville. „Ich weiß doch, daß Ihr in solchen Dingen kein Neuling seid. Eine Entführung!..“

„Ich habe allerdings auch daran gedacht,“ unterbrach ihn Favas.

„Der Verräther!“ murmelte La Regnardière zwischen den Zähnen.



— „Diana,“ fuhr Favas fort, „zeigt sich nicht sehr abgeneigt, indeß..“

„Was indeß?“

— „Es sind alberne Scrupel. Nach der Entführung würde ein Priester die Sache in Ordnung bringen und ich wäre rechtmäßig glücklich.“

Der Herr von La Regnardière war mehr todt als lebendig. Da er Alles auf seine fixe Idee bezog, so dachte er gar nicht daran, daß von einer andern als seiner Frau die Rede sein könnte. Vor Wuth und Eifersucht, vor Unwillen über das Verbrechen, das Favas so kaltblütig vorbereitete, während er, das Opfer, durch das Gefühl der Ehre auf seinem Posten festgehalten wurde, verlor er fast den Kopf.

Der Officier billigte laut den Entschluß seines Vorgesetzten und reizte denselben überdies dermaßen an, daß Favas die Hände plötzlich in einander schlug und in Begeisterung ausrief:

„Wahrhaftig, Ihr bestimmt mich, Herr von Audeville. Rasch gehandelt, ist bei solchen Dingen stets das Beste; wollt Ihr mir beistehen?“

— „Sehr gern,“ entgegnete Audeville.

„So kommt sogleich nach der Wohnung Dianens.“

Man hörte wieder Schritte, die sich aber bald in der Ferne verloren. Der Herr von La Regnardière stieg wieder herauf und lehnte sich halb ohnmächtig an die Mauer. Thränen des Zornes und Schmerzes strömten über seine Wangen; er rang die Hände und sprach mit halberloschener Stimme:

„Ach, Diana! Diana!“

Aber er dachte nicht daran, das Schwerdt zur Hand zu nehmen und nach seinem Hause zu eilen; er blieb auf seinem Posten.

Es giebt, wie wir Alle wissen, erhabene Handlungen, die sehr nahe an das Lächerliche streifen; der Character des Mannes, der sich aufopfert, die Art der moralischen Hindernisse, die er besiegen muß, die Umstände selbst bei seiner Aufopferung, alles dies kann dem an sich ernstesten Opfer einen lächerlichen Anstrich geben. Mancher Leser kann sich deshalb vielleicht auch eines Lächelns hier nicht enthalten, indeß bleibt das Benehmen des Ritters von La Regnardière, der in seinen theuersten Gefühlen verletzt war und mit stoischem Muthe die Wunde betrachtete, nichts desto weniger für uns ein Beispiel jenes unbeachteten und schweigenden Heldenmuthes, der so selten in der Geschichte des Menschen und ohne Zweifel bewundernswürdiger ist als irgend eine Allen bekannte, von Allen gerühmte, durch

die Begeisterung des Augenblicks, die Tollkühnheit oder den Zufall hervorgerufene große That.

Boisrosé seiner Seite blieb unterdeß unten am Fuße der Küste nicht unthätig. Er war in einer Schalluppe in dem Augenblicke angekommen, als der Strand vom Wasser frei wurde und seine erste Sorge ging dahin, mit dem Fuße das Fahrzeug von sich zu stoßen, um seiner Schaar jede Hoffnung auf eine Rückkehr zu benehmen. Diese rasche That war ganz am rechten Orte, denn eben als der Strick von oben herunterfiel, fing das Meer wieder an zu steigen; eine Viertelstunde später wäre es zu spät gewesen.

Boisrosé befestigte, wie bereits erzählt wurde, ein starkes Tau an den Strick und, als er sich überzeugt hatte, daß dasselbe oben festgehalten werde, gab er das Signal und das Hinaufsteigen auf der lustigen Leiter begann.

Unter den funfzig Männern, die sich auf dem kleinen Raume befanden, welchen das Meer von allen Seiten wieder an sich riß, war auch ein durch ungewöhnliche Kraft und Unerfrodenheit bekannter Sergeant; Boisrosé ließ ihn voran steigen, während er selbst die Reihe schloß.

Anfangs ging das Hinaufsteigen ohne große Schwierigkeit, das Tau schlug an die Felswand und die tollkühnen Abenteurer berührten doch so zu sagen noch immer die Erde; bald jedoch wurde der Felsen hohl und die ungeheure Leiter fing an bedeutend hin und her zu schwanke. Die Männer, die zwischen zwei Todesarten, dem Schwerdt und dem Meere, schwebten, und auf der Leiter einer riesenhaften Traube gleichen, wurden bald weit von dem Felsen hinweg in den leeren Raum hinausgeworfen, bald wieder an die Felswand geschleudert. Es herrschte eine tiefe Stille; Alle bluteten, ihre Glieder schmerzten von dem heftigen Anstoßen, aber keine Klage entschlüpfte dem Munde, denn Alle waren an den Schmerz gewöhnt.

Jeder hatte einen Dolch zwischen den Zähnen, das Schwerdt und das Feuerrohr umgehungen. Boisrosé, der am meisten zu leiden hatte, weil er sich am Ende des schwankenden Taus befand und jeden Stoß in der stärksten Gewalt erhielt, zählte in höchster Angst die Stufen. Viele Minuten waren bereits vergangen und er glaubte zu bemerken, daß das Aufsteigen um so langsamer gehe, je näher man dem Ziele komme. Er horchte gespannt, ob er kein Geräusch von der Citadelle her vernehme, und in diesem Augenblicke erkannte er



klar die ganze unglaubliche Tollkühnheit seines Unternehmens. Unten hatte das Meer seine gewohnte Stelle wieder eingenommen; die Flut warf das Ende des Taus in den tobenden Wogen umher; oben gehörte nur eine Hand und ein Dolch dazu, um ihn und seine Schaar in den unvermeidlichen Tod hinab zu stürzen; ja wenn die Eisenstange, welche die ungeheure Last zu tragen hatte, nicht stark genug, wenn sie nicht sicher genug angelegt war, mußte ein gräßliches Unglück erfolgen. Boisrosé stieg indefs immer höher und höher und wenn ein Herz vor Angst auf der Leiter klopfte, so war es nicht das seinige.

Die Hälfte der Höhe war erreicht; je mehr man sich von dem Strande entfernte, um so schwächer wurden die Schwankungen des Taus und die Abenteurer fingen an neu zu athmen, als sich plötzlich eine Erschütterung fühlbar machte, die nicht durch den Wind hervorgebracht worden sein konnte. Es war nur La Regnardière, der, um dem Gouverneur zu entgehen, sich oben auf das Tau geflüchtet hatte; es konnte aber auch irgend etwas Anderes sein. Die aufwärtsgehende Bewegung hörte sogleich auf; Boisrosé gab mit leiser Stimme einen dringenden Befehl; es vergingen einige Minuten, ehe derselbe von Munde zu Munde an die Spitze der Colonne gelangte; endlich kam die Antwort von dem Sergenten zurück, der, durch die Angst überwunden, vom Schwindel ergriffen worden war und sich weigerte, einen Schritt weiter zu gehen.

Boisrosé befand sich einen Augenblick in einer peinlichen Unentschlossenheit, aber sein unbeugsamer Muth erhielt bald das Uebergewicht und er begann ein Unternehmen, dessen Kühnheit Alles übersteigt, was man sich denken kann. Er stieg vorsichtig eine Stufe hinauf, streckte seinen Arm aus, ergriff den Stab, der seinen Vorgänger trug, und erhob sich bis zu diesem hinauf. Neunundvierzig Male wiederholte er diese gewaltige Anstrengung, kam so über den Körper aller seiner Gefährten hinweg und gelangte zu dem Sergenten.

Es gab eine kurze, aber schreckliche Scene; die Nacht war so schwarz, daß keiner von den Abenteurern die Bewegungen der Beiden an der Spitze sehen konnte. Nach einigen Secunden hörte man einen halb erstickten Schrei; das Meer gab einen dumpfen Ton von sich vierhundert Fuß unter der kleinen Schaar und die aufwärtsgehende Bewegung begann von Neuem. Boisrosé ließ alle seine Begleiter an sich vorüber steigen, um seinen Platz an der Nachhut wieder einzunehmen. Erst da konnte der Matrose, welcher gleich hin-

ter dem Sergenten folgte, die Bemerkung machen, daß die Schaar einen Soldaten weniger zähle.

Eine halbe Stunde nachher erreichte dieser Matrose die Schießscharte und sprang auf den Wall; seine Gefährten folgten ihm allmählig. Alle diese von der unerhörten Anstrengung fast ganz erschöpften Männer fanden ihre Kraft und ihren Muth wieder, als sie festen Boden unter ihren Füßen fühlten.

Der Herr von La Regnardière befand sich noch immer in der Stimmung, in welcher wir ihn verlassen haben. Boisrosé eilte, sobald auch er heraufgelangt war, zu ihm und schloß ihn mit begeistertem Danke in seine Arme; der Ritter aber riß sich los, ohne ein Wort zu sagen und lief, als hätte er mit Ungeduld diesen Augenblick erwartet, so schnell als ihn seine Beine tragen wollten, davon. Es war keine Zeit, über dies seltsame Benehmen nachzudenken, und Boisrosé ging deshalb, statt denselben Weg, wie sein Freund einzuschlagen, um die innern Mauern herum. Die erste Wache wurde ganz in der Stille niedergemacht, dann donnerten auf ein Mal fünfzig Schüsse innerhalb der Citadelle, die wirklich den Angreifenden in die Hände fiel. Sobald Boisrosé Herr der Citadelle war, eilte er mit einigen seiner Leute in die Stadt hinunter. Die Hugonotten hatten sich die Zuneigung der Einwohner derselben nicht zu gewinnen gewußt; die Schaar Boisrosé's wuchs deshalb von Minute zu Minute; die Häuser wurden erleuchtet und bald mußten die Calvinisten, da sie sich auf allen Punkten geschlagen sahen, ihrer Seits als Besiegte die Stadt verlassen. Merkwürdigerweise sah Niemand, so lange der Kampf dauerte, den Herrn von Favas mitkämpfen oder Befehle geben, wie es doch seine Pflicht als Gouverneur gewesen wäre.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Ein Souper bei dem Cardinal von Richelieu.) Dumont, ein kleiner Fabricant in Paris, erhielt eines Tages ein Schreiben aus Ruelle, wo der Cardinal ein Landhaus besaß; in diesem Schreiben wurde er für den nächsten Tag zum Souper bei Sr. Eminenz eingeladen. Dumont traute seinen Augen nicht, las den Brief wohl viermal, besah die Aufschrift und mußte sich endlich überzeugen, daß kein Irrthum vorwalte. Er rief seine Frau und seine Töchter, um ihnen sein großes ungehofftes Glück mitzutheilen. Sie erzählten es weiter allen Verwandten und Bekannten und alle kamen, um der kleinen Familie wegen des großen Glückes zu gratuliren. Dumont selbst schlief, wie man sich wohl denken kann, die Nacht wenig; einen



großen Theil des nächsten Tages widmete er den Vorbereitungen zu seiner Reise und um vier Uhr Nachmittags bestieg er sein Maulthier, um sich nach Ruelle zu begeben. Kaum hatte er die Stadt verlassen, so thürmten sich Gewitterwolken auf. Der Fabrikant hatte keinen Mantel bei sich und trieb sein Maulthier zur Eile an; aber das Gewitter war schneller und bald fiel der Regen in Strömen herab. Der arme Eingeladene mußte, durchnäßt, in dem ersten besten Wirthshause einkehren. Bald nach ihm kam in demselben ein zweiter ebenfalls ganz durchnässter Reisender an; sie setzten sich beide an den Kamin, in welchem man ein großes Feuer angezündet hatte, damit sie ihre Kleider wieder trocknen könnten, und begannen endlich ein Gespräch, in welchem Dumont bald erzählte, daß er bei dem Cardinal Richelieu zum Souper erwartet werde. „Sind Sie schon früher mit dem Cardinal bekannt gewesen?“ fragte der zweite Reisende. — „Nein; ich gestehe sogar, daß ich nicht weiß, was mir die Ehre dieser Einladung verschafft hat.“

— „Der Cardinal ist sehr eifersüchtig auf seine Gewalt; er liebt es nicht, daß man ein Urtheil über seine Handlungen ausspreche; es gnügt bei ihm oft ein Wort, den Argwohn in ihm zu erwecken. Denken Sie nach, haben Sie dem Cardinal Ursache zu einer Klage über Sie gegeben?“

„Ich glaube nicht; ich beschäftige mich bloß mit meinem Gewerbe und kümmere mich nicht um die Politik; doch glaube ich vor einigen Personen den Tod des Herzogs von Montmorency getadelt zu haben, in dessen Hause mein Vater gewesen war.“

— „Sie scheinen ein ehelicher Mann zu sein; ich nehme Theil an Ihnen; wenn ich Ihnen rathen darf, gehen Sie nicht nach Ruelle. Sie glauben, zum Souper dort erwartet zu werden; Sie täuschen sich; man erwartet Sie dort allerdings, aber um Sie — hängen zu lassen.“

„Das ist ja nicht möglich.“

— „Ich wiederhole es.“

„Sagen Sie mir um Gottes Willen, woher können Sie das wissen? Und wodurch habe ich ein solches Schicksal verdient?“

— „Das weiß ich nicht, aber daß Sie dazu bestimmt sind, ist gewiß, denn ich selbst soll Sie hängen.“

Der Fabrikant prallte entsetzt drei Schritte zurück. „Wer sind Sie?“

— „Der Henker von Paris und von Sr. Eminenz berufen, Sie in die andere Welt zu spediren. Das Gewitter trieb mich, wie Sie, in das Wirthshaus. Ihr offenes ehrliches Gesicht gefiel mir; der Cardinal giebt mir von Zeit zu Zeit ähnliche Aufträge, die mir nicht behagen. Ich habe mir deshalb vorgenommen, mein Amt niederzulegen; benutzen Sie den Rath, den ich Ihnen gebe, und kehren Sie, trotz dem Regengusse, so schnell als möglich nach Paris zurück. Bedenken Sie aber auch, daß ich Ihnen einen großen Dienst erweise und daß die geringste Indiscretion von Ihrer Seite mich ins Unglück stürzen würde.“

Der Fabricant bestieg sofort sein Maulthier wieder, ohne

auf den herabstürzenden Regen zu achten, und kam nach Paris zurück. Statt sich aber in seine Wohnung zu begeben, bat er um Zuflucht bei einem Freunde, dem er sein Abenteuer erzählte. Es gelang, ihm durch Geld einen falschen Paß zu verschaffen; verkleidet reisete er in einer Nacht nach Calais ab und dort schiffte er sich nach England ein, wo er bis zum Tode des Cardinals blieb, der zwei Jahre darauf erfolgte. (Erzählt von Baour-Lormian, Mitgl. der franz. Academie.)

(Die Mençonner Spitzen.) Unter der Regierung Ludwigs XIV. lebte im südlichen Frankreich ein reicher Herr, der sich eines Tages entschloß, sich zu vermählen. Seine Braut, eine junge Bretagnerin, war schön und gut. Ludwig XIV. unterzeichnete den Heirathcontract und einen Monat lang war am Hofe fast von nichts die Rede, als von den prächtigen Brautschenken, welche die Herzogin von L. erhalten hatte, besonders von einem Stück Spitzen, das der Herzog mit hunderttausend Thalern in Venedig bezahlt hatte. Dies verdros Colbert, der sofort eine Denkschrift an den König entwarf und demselben empfahl, die Spitzenklöppelei in Frankreich einzuführen. Der König ließ den Herzog selbst zu sich beschleiden, um ihn über die Spitzenangelegenheit zu befragen, und erfuhr denn, daß derselbe die Spitzen für seine Braut mit 400,000 Livres bezahlt habe. Dies entschied; der König genehmigte den Antrag Colberts. Es wurden dreißig Spitzenarbeiterinnen aus Venedig verschrieben und denselben zweihundert flamändische Mädchen zum Unterricht übergeben. Die Mädchen wurden in einem Kloster in der Normandie untergebracht und Colbert konnte dem Könige bald Proben von der Kunstfertigkeit derselben vorlegen, Mençonner Spitzen. Diese Spitzen wurden am Hofe und in der Stadt bald allgemein Mode; sie verdrängten die venetianischen und sie stehen bekanntlich noch heute in großer Gunst bei den Damen.

(Eine unglückliche Künstlerin.) Es starb vor Kurzem in Paris eine unlängst noch berühmte Schauspielerin, Mlle. Estival, kaum 25 Jahre alt, deren Schicksal schrecklich war. Sie war schön, voll Geist und Amuth, ein Liebling der Pariser Theaterfreunde. Ein junger Mann, der sich Graf von Boncourt nannte, den Orden der Ehrenlegion trug und eine prächtige volle Wohnung inne hatte, erschien bei ihr und machte ihr kostbare Geschenke. Dieser junge Mann aber, dessen Luxus, dessen Equipage, dessen Freigebigkeit die junge Künstlerin bestachen, der angebliche Graf von Boncourt, war kein anderer, als ein gewisser Journet, der wegen Fälschung bereits zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, Soldat und Bedienter gewesen war und als solcher seine letzte Herrschaft um eine bedeutende Summe Geld, Juwelen, Cashemirshawls ic. bestohlen hatte. Am 25. October 1836 wurde Journet von dem Assisenhofe zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Mlle. Estival, die als Zeugin berufen war, die, wie die Anklageacte erwähnte, einen bedeutenden Theil von dem Gelde und von den Juwelen erhalten hatte, ohne zu wissen, daß sie gestohlen waren, reisete nach



England, um den Debatten nicht beiwohnen zu müssen. Sie spielte in London auf dem französischen Theater, aber der Gram und die Schaam zehrten an ihr; sie erkrankte. Die Aerzte empfahlen ihr, nach Frankreich zurückzukehren, um mildere Luft zu athmen. Sie kam zurück, erschöpfte aber bald ihre geringe Habe und die vor wenigen Jahren gefeierte, noch jugendliche Künstlerin sah sich genöthiget, um Aufnahme in ein Hospital zu bitten. Vier Monate lang erwartete sie hier ruhig, ergeben, den Tod, ohne eine Klage laut werden zu lassen, ohne sich entschließen zu können, diejenigen, welche sie im Glanze ihrer Schönheit und ihres Glückes gekannt, um Unterstützung anzugehen, und so starb sie vor wenigen Tagen.

(Noch zwei Anekdoten von Napoleon.) Eines Tages erschien Cuvier an der Spitze einer Deputation in St. Cloud, um den Kaiser zu beglückwünschen, der ihm freundlich entgegenhing und ihn sogleich fragte, womit sich das Institut in der letzten Woche beschäftigt habe.

„Wir haben uns viel mit dem Runkelrübenzucker beschäftigt.“

— „Das ist mir lieb. Glaubt das Institut, daß der Boden Frankreichs sich zum Anbaue der Rüben eigene?“

Cuvier begann, als ächter Gelehrter, um diese so einfache und bestimmte Frage zu beantworten, eine lange geologische Abhandlung über den Boden, ging dann zur Naturgeschichte der Runkelrübe über und sprach noch immer, als der Kaiser lange nicht mehr auf ihn hörte. Erst als der Professor schwieg, bemerkte der Kaiser seine eigene Zerstretheit.

„Vortrefflich, Cuvier,“ sagte er; „glaubt das Institut, daß der Boden des Landes sich zum Anbaue der Rüben eigene?“

Der Gelehrte glaubte, der Kaiser sei seiner Abhandlung nicht gefolgt, fing dieselbe noch einmal von vorn an und brachte sie wieder zu Ende. Napoleon dachte bei dem langen Reden wieder an etwas Anderes und als Cuvier fertig war, entließ er ihn mit den Worten: „ich danke Ihnen, Cuvier. Sobald ich Berthollet sehe, werde ich ihn fragen, ob nach der Meinung der Herren vom Institut der Boden Frankreichs sich zum Rübenbau eignet.“ —

Der Kaiser hatte keine bestimmte Stunde, wann er sich zur Ruhe begab oder aufstand. Bisweilen war er schon um vier Uhr früh auf. Die Minister mußten um sechs Uhr in den Tuilerien sein. Ein einziger, der Marineminister, Herzog Decres, fand sich niemals pünktlich ein. Napoleon liebte ihn, ließ ihn aber doch bisweilen hart an, wenn er zu lange auf sich warten ließ.

„Sind Sie krank, Herr Herzog?“ fragte er einst ziemlich rauh.

— „Nein, Sire.“

„Doch; Sie leiden an einer Krankheit, die Ihnen angeboren zu sein scheint, an der — Faulheit.“

Nach seiner Vermählung mit Marie Louise begleitete er die junge Kaiserin nach Cherbourg, wo damals im Hafen wichtige Arbeiten im Gange waren. Eines Morgens besah der Kaiser

in einem Boote mit dem Marineminister eine große Schluße, die angelegt worden war, und er unterhielt sich während der Fahrt mit einem alten Seemann, den er zum Hafencapitain ernannt hatte. Auch über die große Schluße fragte er den Alten.

„Meiner Meinung nach hat man da viel Geld nutzlos in das Wasser geworfen.“

— „Man versicherte mich aber, die Sache würde sehr vortheilhaft sein.“

„Sire, wer Ew. Majestät das gesagt hat, war ein — Schafskopf.“

Napoleon drehete sich bei diesen Worten rasch zu seinem Marineminister um und sagte lachend zu demselben: „Hören Sie es, Herr Herzog?“

(Ein zwei Fuß langes Jagdmesser.) Wie weit es die Engländer in den Stahlarbeiten gebracht haben, beweiset ein Jagdmesser, das die Herren Joseph Rodgers und Söhne in Sheffield geliefert haben. Dasselbe enthält tausend Klängen in endloser Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit. Der Griff besteht aus Perlmutter, ist vortrefflich geschliffen und mit Edelsteinen besetzt; die Enden oder Schultern des Messers sind von massivem gegossenem Golde, die Ränder des Griffes ebenfalls mit einer dicken Goldplatte belegt und eiselirt. Auf den Klängen, welche an der einen Seite des Messers am meisten in die Augen fallen, sind Ansichten von einigen der ausgezeichnetsten Gebäude in England vortrefflich eingegrät, wie Windsor Castle, die neuen Parlamentshäuser, die neue Börse in London, der Pavillon in Brighton, Haddon Hall u. s. w. Die Klängen auf der andern Seite der Messer zeigen Ansichten aus America, das Capitol in Washington, das Haus des Präsidenten, den Park und das Stadthaus in New-York u. s. w. Auf andern Klängen sind verschiedene Scenen des englischen „Sport“ eingegrät, Jagd-, Schieß-, Fischscenen u. s. w., die oft gegen hundert Gegenstände enthalten. Auf noch andern Klängen erblickt man Medaillon-Portraits z. B. das der Königin Victoria, des Prinzen Albert, der Königin Elisabeth, Wilhelms des Eroberers, der Herzoge von Wellington und Marlborough, von Fox, Pitt, Milton, Newton, Shakespeare u. s. w. Außer diesen zahllosen Klängen enthält das Messer eine Masse von Instrumenten, welche die Jagdliebhaber, Zahnärzte, Chirurgen, Mechaniker u. c. brauchen. Dieses Messer zeigt indeß nicht bloß von großer Kunstfertigkeit, sondern auch von langer Geduld, denn mehrere Personen beschäftigten sich nahe an zwei Jahre damit. Den Preis, der jedenfalls sehr hoch ist, kennen wir nicht. Man will es von Staatswegen ankaufen und in dem brittischen Museum aufbewahren als ein Zeugniß von der brittischen Kunst in der gegenwärtigen Zeit.

### Generalcorrespondenz.

Ein Besuch bei Thorwaldsen, heißt es im „Organ f. d. Kunst.“, verschaffte mir außer des Meisters Bekanntschaft auch



Gelegenheit zu sehen, wie er in Marmor arbeitet, eine Sache, die man bei uns in Deutschland so gern in Uebere stellen will und welche seine Gegner so oft vorbringen. Ich habe manche Bildhauer meißeln sehen, aber ich versichere, daß keiner eine solche Fertigkeit besitzt und den Marmor mit einer solchen Leichtigkeit behandelt wie Thorwaldsen. Er beschäftigt sich jetzt mit sechs Basreliefs für den König von Württemberg; er legt eben die letzte Hand daran. Vier dieser Basreliefs stellen die vier Jahreszeiten vor, eins die Hirtin mit den Liebesgöttern in einem Nest und das letzte: Amor kommt zur Venus und beklagt sich über die Biene, welche ihm die Hand verwundet, als er eine Rose pflückte. Zu zwei Aposteln, die nach Kopenhagen für die dortige Metropolitankirche bestimmt sind, hat Thorwaldsen die Skizzen vollendet. Ein Basrelief, die Anbetung der Hirten, hat er in den Weihnachtstagen gemacht und zeigt, wie er auch die biblischen Gegenstände mit christlichem Geist und Gefühl aufzufassen versteht. — Ein anderer dänische Bildhauer in Rom, Wissen, ist ein Talent, wie es wenige giebt. Eine Reihe Skizzen zu Figuren, von denen er allein 18 für seine Regierung auszuführen hat, zeigt von seiner reichen Phantasie und beurkundet, was die dänische Regierung für die Kunst und ihre Künstler thut. Er modellirte eben eine ganz frei stehende Venus; ein vollendeter Amor, der seinen Pfeil auf einem Steine wegt, ist gar lieblich und aus seinem Schelmenauge glaubt man zu erkennen, daß die Spitze auch für den ruhigsten Beschauer gefährlich werden kann. —

Wer nach Neapel kommt, wird jetzt etwas dort vermissen, ohne das man sich Neapel bisher nicht denken konnte. Jeder Reisende sucht, nachdem er einen Blick auf den Golf geworfen hat, dessen beide Endpunkte der Pausilipp und der Besuv bilden, die berühmten Lazzaroni, von denen er so viel gehört und die für das vollendetste Muster sorgloser und träger Armuth galten. Man zeigt ihm wohl auf dem Hafendamme einige Matrosen, die nur mit dem Hemd und Leinwandbeinkleidern angethan, im Kreise da sitzen und einem Improvisator zuhören, oder einige arme Teufel, die, wie überall, begehrlieh nach den zum Verkaufe ausgebotenen Schwaaren blicken; aber die eigentlichen Lazzaroni, jene poetischen Bettler, die er zu Hunderten auf der Straße liegen zu sehen hoffte, giebt es nicht mehr. In jenem Lande des dolce far niente scheint jetzt Jedermann etwas zu thun; trifft man Müßige, so scheinen es eher Wohlhabende und Reiche zu sein als Arme, die eine Mahlzeit zu erlangen suchen. Lumpen sieht man in Neapel jetzt nicht mehr als an einem andern Orte; zwar trifft man hier und da einzelne Personen, die für Lazzaroni gelten könnten, aber die Classe existirt nicht mehr. Auch der Schmutz ist verschwunden, über den sonst so viele Reisende klagten; in den besten Stadttheilen hat man Gasbeleuchtung und überall fällt aller Luxus einer großen Hauptstadt in die Augen. Nur eines ist Neapel von seinem alten Rufe geblieben, — die Spitzbuben;

aber auch gegen diese verfährt man jetzt mit unnachsichtiger Strenge, so daß sie bald nicht mehr belästigen werden als in andern großen Städten. —

Als ein Beispiel von der Frechheit der Schulbner in America, die ihre Gläubiger betrügen, erzählt ein Blatt in New-York folgende Anekdote: Es lebt in New-York ein gewisser M., der drei oder vier Mal Bankerott machte und nun kein größeres Vergnügen kennt, als die Gläubiger, die er betrogen, rechts und links auf der Straße mit einem höhnißchen Blicke zu grüßen. Einer seiner Gläubiger, den er hartnäckig mit seinem Hohnlächeln grüßte, ob ihm gleich nie ein Gruß erwidert wurde, verlor endlich die Geduld und redete den Mann mit den Worten an: „Herr M., Sie sind mir so und so viel tausend Dollars schuldig.“ — „Allerdings.“ — „Ich schenke Ihnen das Geld und gebe Ihnen Quittung, wenn Sie mir versprechen wollen, mich nicht mehr zu grüßen.“ — „Das ist mir unmöglich,“ entgegnete M., „ich werde mir nie erlauben, die Achtung, welche ich Ihnen schuldig bin, aus den Augen zu setzen.“ Trotz allen Bemühungen war es dem armen Gläubiger eben so wenig möglich, seinen Schuldner zu zwingen, ihn zu bezahlen als ihn nicht zu grüßen. —

In Nimes ist vor Kurzem ein schauerhaftes Verbrechen begangen worden, das an die Ermordung Guades' in Aby erinnert und zwar an der Jeanne Veille, die 46 Jahre alt und die Frau oder Geliebte eines gewissen Perrier war. Die That geschah in dem Hause, in dem Beide erst seit zwei Tagen wohnten. Dem Opfer wurde, nachdem es eine tiefe Wunde unter dem linken Auge erhalten hatte, der Hals abge schnitten. Das Blut fing der Mörder in einem irdenen Topfe auf und den verstümmelten Leichnam warf er in den Brunnen des Hauses. Die Justiz stellte sofort die thätigsten Nachforschungen an. Perrier, auf den der Verdacht fiel, war seit dem Tage vor dem Morde nicht gesehen worden, und wurde bei einem Verwandten verhaftet, der bei der That ebenfalls theilhaftig zu sein scheint. Beide läugnen aber standhaft, etwas von dem Verbrechen zu wissen. —

An der Küste von Boucan, sagt eine Zeitung von Bayonne, sind dieses Jahr so viele Sardellen erschienen, als man niemals vorher gesehen hat. Sie bilden fast eine compacte Masse, in so zahllosen Schaaren fliehen sie vor den großen Fischen, die sie verfolgen. An einem Sonntage gingen einige Fischer auf den Fang dieser Sardellen aus und sie hatten bald zwei ganze Bote mit solchen Fischen angefüllt. Ihre Beute betrug in einer Zeit von drei Stunden nicht weniger als hundert Centner Sardellen. —

Literatur. Außer der bereits erwähnten Uebersetzung von Hooks Romanen, erscheint noch eine andere sehr empfehlenswerthe von A. Kaiser bei den Gebr. Schumann in Leipzig, die überdies außerordentlich wohlfeil ist.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 11.

1842.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Genfergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die beiden Nebenbuhler.

Erzählung.

(Schluß.)

Die Besetzung der Citadelle und der Stadt war in weniger als zwei Stunden bewirkt worden. Sobald der Sieg vollständig und gewiß war, eilte Boisrosé nach dem Hause seines Freundes La Regnardière, um diesem seine Dankbarkeit zu erkennen zu geben, besonders aber um seinen Triumph zu den Füßen Gabriels von Miége niederzulegen. Als er den Klopfer an der Thüre emporhob, sah er einen Mann, der in einen weiten Mantel gehüllt war und den Kopf in die Hand stützte, auf einem der Prellsteine des Portales sitzen.

Das Glück macht mitleidig und theilnehmend; Boisrosé glaubte einen unglücklichen Hugenotten vor sich zu haben, legte ihm die Hand auf die Achsel und sprach freundlich:

„Freund, es gleicht nicht eine Nacht der andern; vor sechs Monaten war es anders; wenn Ihr aber nicht mehr Groll hegt als ich, so theilt meine Wohnung mit mir.“

Der vermeintliche Calvinist rührte sich nicht und antwortete nicht.

„Seid Ihr taub oder todt, Freund?“ fragte Boisrosé nochmals, indem er ihn schüttelte. Da der Hugenot auch da noch nicht antwortete, so schob Boisrosé den großen Hut ihm aus dem Gesichte, prallte dann aber erstaunt zurück.

„Herr von La Regnardière!“ rief er aus.

Es war wirklich der Ritter, der bleich, mit mattem Auge und ganz verstörten Zügen da saß. Erschöpft durch den Kampf in seinem Herzen, den er auf dem Walle ertragen, war er bei seiner Ankunft in der Nähe seines Hauses überdies Zeuge eines Anblickes gewesen, der ihm vollends alle Kraft benahm. An der Thüre hielt ein Wagen; er beschleunigte seine Schritte, da er nur zu wohl errieth, was vorging, er sah zwei Männer aus dem Hause kommen, die eine Frau trugen und dieselbe in den Wagen hoben, der sodann im Galopp davon jagte. Der arme Mann wollte schreien; er erinnerte sich der Worte des Herrn von Favas und konnte nun an seinem Unglücke nicht länger zweifeln; aber die Stimme versagte ihm. Er sank auf den Stein, auf welchem wir ihn wiederfanden, und blieb da gedankenlos, fast leblos sitzen.

Boisrosé faßte ihn am Arme und zog ihn in das Haus hinein. Hier übergab er ihn dem alten Tabard, der nicht wenig verwundert war, seinen Herrn in diesem Zustande wieder zu finden, eilte dann selbst nach dem Theile des Hauses, den die beiden Schwestern bewohnten, und befahl, daß man das Fräulein von Miége wecke.

Das Kammermädchen begab sich in das Zimmer Gabriels von Miége und fand daselbst alles in Unordnung, das Fenster offen und das Bett leer. Als Boisrosé diese Nachricht erhielt, stürzte er selbst, schäumend vor Wuth, in das Gemach und konnte sich hier mit eigenen Augen davon überzeugen, daß Gabriele



entführt sei. Er kehrte in das Zimmer zurück, in welchem sich La Regnardière befand, packte Tabard an der Kehle und wollte von demselben Rechenschaft von der Abwesenheit der jungen Dame verlangen.

Die Nachricht schien den Herrn von La Regnardière zu elektrifiziren. Während Tabard sich vertheidigte, so gut es gehen wollte, war der Ritter schnell aufgesprungen.

„Gabriele! Wo ist Gabriele?“ rief Boisrosé.

— „Also nicht meine Frau?“ fragte Regnardière im Tone des höchsten Entzückens, aber mit so schwacher Stimme, daß man ihn nicht verstand.

„So antworte doch, Mensch!“ fuhr Boisrosé fort. „Wo ist sie? Wo ist Gabriele von Miége?“

— „Und meine Frau?“ wiederholte der gute Ritter, der allmählig die Sprache wieder fand.

Tabard war auf seine Knie gesunken und Boisrosé, der seine Beute plötzlich losließ, schlug sich an die Stirn.

„Favas!“ rief er; „der Schändliche hat sie entführt.“

— „Das wolle Gott, lieber Freund!“ entgegnete Regnardière, indem er ihn entückt umarmte.

In diesem Augenblicke trat Diana, welche durch den Lärm im Hause geweckt worden war, in das Zimmer. Der Ritter eilte ihr entgegen, küßte ihr ehrerbietig die Hand und bereuete bei sich, daß er gewagt habe, Argwohn gegen sie zu hegen.

Es klärte sich nun alles auf. Frau von La Regnardière läugnete es nicht, die Hand zur Entführung ihrer Schwester durch Favas geboten zu haben. Sie wußte, daß ihr Gatte nie seine Einwilligung zu dieser Verbindung geben werde; sie hatte sogar zu der Voraussetzung Grund gehabt, daß selbst Gabriele nur mit Widerwillen sich dazu entschließen werde; aber das hinderte sie nicht, denn sie hatte einmal entschieden, Gabriele solle die Gemahlin eines Gouverneurs sein. Diesmal hatte sie sich freilich verrechnet, denn während Favas seine Geliebte an einen sichern Ort brachte, fand die Ueberrumpelung Fecamps Statt.

Boisrosé gewann also einen Gouverneursposten, verlor dagegen seine Braut. Die Stellung der beiden Nebenbuhler blieb demnach noch immer unentschieden.

## 4.

Einige Tage später stieg ein Herr von seinem Pferde vor dem Zelte Sr. Maj. im Belagerungslager vor Rouen, wo sich Villars noch immer hielt. Ob-

gleich gestieft, gespornt und mit Staub bedeckt, wollte der Neuangekommene doch sogleich mit dem Könige sprechen. Der dienstthuende Knappe verweigerte ihm bestimmt den Eintritt, fragte aber endlich, als er des Andringens des Fremden müde war, nach dem Namen desselben.

„Heinrich Goustimenil Herr von Boisrosé,“ antwortete der Fremde.

Einen Augenblick später öffnete sich das Zelt des Königs und Boisrosé durfte eintreten.

„Sire,“ sagte er, „da Ew. Maj. nun mit dem heiligen Vater wieder ausgesöhnt sind, darf Niemand Eure Rechte auf den Thron verkennen. Ich meines Theils komme deshalb, um Euch zu huldigen und die Schlüssel von Fecamp zu übergeben.“

— „Ich würde es sehr gern sehen, wenn die Herren von Mayenne, Villars und Andere eben so dächten, wie Ihr, Herr von Boisrosé,“ antwortete der König. „Welche Bedingungen stellt Ihr bei der Uebergabe von Fecamp?“

Boisrosé hatte sich auf ein Knie nieder gelassen.

„Keine, Sire,“ entgegnete er; „nur um eine doppelte Gnade habe ich Ew. Maj. zu bitten.“

Der König lächelte und hielt ihm die Hand hin, die Boisrosé an seine Lippen drückte.

„Zuerst, Sire,“ fuhr er fort, „bitte ich um den Gouverneursposten in Fecamp, den der Herr von Sully Einem der Seinen geben will.“

— „Herr von Boisrosé, wir handeln den Wünschen unseres Veters von Rosny nicht gern entgegen. Wer ist der Mann?“

„Der Herr von Favas, Sire.“

— „Unser Vetter von Rosny wird diesmal sein Wort brechen müssen,“ entgegnete der König. „So wie wir Euch kennen, Herr von Boisrosé, wäret Ihr im Stande, wenn wir diesen Favas zum Gouverneur von Fecamp ernannten, wieder zur Ligue zu treten, bloß um jenem die Stadt von Neuem zu nehmen... Was verlangt Ihr sonst noch?“

Boisrosé verbeugte sich bis zur Erde, um seinen Dank auszudrücken.

„Ich verlange überdies, daß man mir meine Braut wieder gebe.“

— „Euere Braut?“ wiederholte der König erstaunt.

„Das Fräulein von Miége, Sire, das in derselben Nacht, als ich in Fecamp eindrang, entführt worden ist.“

Heinrich schüttelte den Kopf und schien zu zögern.



— „Hierzu, Herr von Boisrosé,“ sagte er endlich, „bin ich nicht competent; wenn ich alle Mädchen in Frankreich und Navarra hindern sollte, ihren Liebhabern zu folgen...“

„Meine Braut haßt ihren Entführer, Sire; sie liebt nur mich,“ setzte Boisrosé hinzu. „Sehet da,“ fuhr er fort, indem er ein Briefchen aus seinem Wams zog, „sie ersucht mich, Ew. Maj. mich zu Füßen zu werfen, um Euern Beistand zu erbitten.“

Der König nahm den Brief und als er ihn überlesen hatte, erschien auf der Lippe jenes gutmüthig schadenfrohe Lächeln, das ihm eigen war.

— „Oh, oh, man nennt Euch „lieber Heinrich,“ Herr von Boisrosé und unterzeichnet „Eure Gabriele“. Ich kenne auch eine schöne Dame, die eben so handeln würde.“

Die Stimme des Königs zitterte bei diesen letzten Worten. Seine Liebe für die Frau von Biancourt, welche später Herzogin von Beaufort wurde, stand eben auf dem höchsten Punkte der Leidenschaft.

„Und wie heißt der Entführer?“ fragte er.

— „Herr von Favas, Sire...“

„Wieder der Favas!... Ich werde noch diesen Morgen mit dem Herrn von Rosny darüber sprechen. Haltet Euch bereit, als Gouverneur nach Fecamp abzugehen.“

Abends reisete Boisrosé wirklich nach dieser seiner Stadt ab; Gabriele von Miége folgte ihm. Der Herr von Sully hatte Favas gezwungen, das junge Mädchen dem Könige zu übergeben, der sie dem neuen Gouverneur von Fecamp zuführte.

In dieser Stadt verheirathete sich Boisrosé mit der Geliebten und er war also in allen Punkten entschiedener Sieger. So lange die Regierung Heinrichs IV. währte, hatten die beiden Nebenbuhler wenige Gelegenheiten, einander zu schaden; der Eine lebte am Hofe, der Andre auf seinem Posten in Fecamp; nach dem Tode des Königs aber, als sie beide in Ungnade gefallen und unbeschäftigt waren, standen sie sich von Neuem feindlich gegenüber. In den darauf folgenden zehn Jahren führten sie bei dem allgemeinen Kriege einen erbitterten Kampf mit einander. Favas, der sich erst Concini, dann dem Prinzen von Condé angeschlossen hatte, rächte sich glänzend an Boisrosé, den er zweimal mit eigener Hand gefangen nahm, einmal in Nérac, das anderemal in Saumur. Da indeß die Ereignisse in diesem neuen Kampfe nichts besonders Interessantes haben, so werden wir sie nicht ausführlich

erzählen. Sie waren damals beide alt und erhoben die Arme gegen einander mehr in Folge alten Grolles als wegen eines besondern streitigen Punktes. Um die Geschichte dieser endlosen Nebenbuhlerschaft zu schließen, erwähnen wir nur nachstehende Anekdote, welche in den Memoiren jener Zeit erzählt wird.

Gegen das Ende des Jahres 1621 läuteten die Glocken auf den Kirchen von Saint Germain l'Auxerrois u. St. Paul im Marais vom frühen Morgen an, denn zwei adelige Männer sollten beerdigt werden. Zufällig begegneten einander die beiden Leichenzüge und gelangten in einem und demselben Augenblicke an das Hauptthor der Abtei St. Victor, da die Verstorbenen ihre letzte Ruhesstätte auf dem Begräbnißplatze dieser Abtei gewählt hatten. Es war dies kein geringer Conflict; die beiden Gemeinden hatten gleiche Rechte; zwei königliche Kirchen standen einander gegenüber. Auf der andern Seite waren die beiden Todten adelig und von gleichem Range und ein solcher Fall mußte wohl auch die Gewandtesten in der Leichenetikette in Verlegenheit bringen.

Die Leichenzüge hielten an wie zwei Parteien, die handgemein werden wollen, und es sammelten sich allmählig zahllose Zuschauer umher. Die Geistlichen der beiden Kirchengemeinden schickten einander mehrmals Abgeordnete zu, aber in dem Maße wie die Deputationen sich vervielfältigten, wurden die Worte heftiger und bitterer. Die Träger hatten die Särge abgesetzt und die Kreuze waren in die Erde gesteckt worden. Endlich als man des Streitens und des Hin- und Herredens überdrüssig war, entschied man sich, einen Boten an den Coadjutor zu senden; es war Mittag; als die Antwort des Prälaten ankam, dunkelte es bereits.

In Folge seines Ausspruches nahmen die Träger die Särge wieder auf; die Kreuze wurden wieder vorgebracht und die Züge setzten sich in Bewegung. Zum Glück war das Thor der Abtei weit, sonst würde die Weisheit des Coadjutors auch nichts geholfen haben. Er hatte befohlen, die beiden Särge sollten gleichzeitig, neben einander, durch das Thor gebracht werden. Dies geschah und die Ursache zum Streit fiel weg.

Brauchen wir die Namen derer zu nennen, die noch im Tode Nebenbuhler waren? Es waren die Herren von Favas und Boisrosé, die ihren Kampf also selbst im Tode noch gegen einander fortsetzten.



## Johanna von Orleans.

Von Alexander Dumas.

1429 — 1431.

### I. Eine Bauernfamilie.

Am heiligen Dreikönigstage im Jahre unseres Herrn 1429 gegen 10 Uhr Vormittags erschien ein Ritter in völliger Rüstung auf seinem Schlachtrosse, gefolgt von seinem Knappen und Pagen in dem Dorfe Domremy. Vor der Kirche, als der Ritter sah, daß das heilige Amt der Messe noch nicht vorüber sei, hielt er an, saß von seinem Rosse ab, übergab Helm, Schwert und Sporen seinem Pagen, stieg so entwaffnet die vier Stufen hinauf, welche zu der Kirchenspore führten, schritt mit dem festen, sichern Schritte des Edelmanns unter den gemeinen Leuten hindurch, welche das Gotteshauseshaus erfüllten, und kniete an dem kleinen Gitter nieder, welches den Priester von den Anwesenden trennte. Leider kam er für seine frommen Gefühle zu spät, denn kaum hatte er ein Paternoster gesprochen, als der Geistliche den Gottesdienst beendigte und vor dem Ritter vorüber in die Sacristei schritt. Alle erhoben sich, machten das Zeichen des Kreuzes und entfernten sich; der Ritter seiner Seite achtete nicht darauf, sondern betete andächtig kniend fort. Den Bewohnern des Dorfes fiel diese Frömmigkeit bei einem Ritter auf und sie zögerten an der Thür des Gotteshauses, um ihn noch einmal zu sehen, vielleicht auch um von ihm Nachrichten über die Angelegenheiten des Landes zu erhalten, die damals so schlecht standen, daß sie die Ersten wie die Letzten im Reiche fast ausschließlich beschäftigten.

Die Leute sammelten sich also vor der Kirche in verschiedenen Gruppen, um auf die Rückkehr des Ritters zu warten. Unter diesen Gruppen muß namentlich eine, wenn sie auch nichts Bemerkenswertheres als die andern bot, die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen. Diese Gruppe bestand aus einem Manne von etwa 48 bis 50, aus einer Frau von 40 bis 45 Jahren, aus drei jungen Burschen und einem jungen Mädchen. Der Mann und die Frau, die in Folge ihrer schweren Arbeiten allerdings etwas älter ausfahen als sie wirklich waren, schienen sich einer sehr kräftigen Gesundheit und eines heitern Temperamentes zu erfreuen. Die drei jungen Männer, die 25, 24 und 16 Jahre zählten, waren rüstig und kräftig; in dem jungen Mädchen endlich konnte man ebenfalls die starke Organisation ihres Vaters und ihrer Brüder erkennen.

Obgleich diese Gruppe sich am nächsten bei dem Knappen und dem Pagen mit den drei Pferden befand, so schien doch Niemand diese Diener des Ritters anders als durch Blicke fragen zu wollen; sie begnügten sich vielmehr, die Fremden anzusehen und mit einander zu zischeln, als ein Mann aus einer andern Gruppe hervortrat und das Haupt der Familie in der andern mit den Worten anredete:

„Nun, Bruder Jacob, bist Du klüger als wir andern und kannst Du uns sagen, wer der Ritter ist, der so lange und andächtig in unserer Kirche betet?“

— „Bruder Durand,“ antwortete der, an welchen die Frage gerichtet war, „Du würdest mir einen großen Dienst erweisen, wenn Du mir es sagen wolltest, denn ich erinnere mich nicht, des Fremden Gesicht jemals gesehen zu haben.“

„'s ist wahrscheinlich Einer von den Hauptleuten, die in unserm unglücklichen Vaterlande mehr ihretwegen als wegen unsres armen Königs Karl VII. umherziehen, den Gott schützen möge. Gewiß ist er zuletzt in der Kirche geblieben, um sich zu überzeugen, ob die Gefäße und Leuchter wohl der Mühe lohnen, gestohlen zu werden.“

— „Bruder, Bruder!“ murmelte Jacob kopfschüttelnd, „obgleich das Alter Dich gebessert haben sollte, bist Du noch immer leicht fertig mit den Worten, als ob Du erst fünf und zwanzig Jahre zähltest. Es ist nicht gut, so ohne Grund das Benehmen seines Nächsten zu tadeln, zumal wenn dieses Benehmen keine Veranlassung dazu gegeben hat.“

„So frage Du doch den Ritter, woher er kommt und wer er ist?“

— „Wenn Johanna da wäre,“ fiel der Jüngste ein, „sie würde es uns gleich sagen.“

„Warum sollte Deine Schwester mehr wissen als wir? Hat sie den Ritter schon einmal gesehen?“

— „Nein, Vater,“ antwortete der Jüngste, „ich glaube es nicht, daß sie ihn schon einmal gesehen hat.“

„Warum glaubst Du dann,“ fuhr Jacob im strengen Tone fort, „daß sie wissen könne, wer er sei?“

— „Ich habe voreilig geredet, Vater,“ entgegnete der junge Mann, dem die Worte unwillkürlich entschlüpft waren; „ich habe nicht sagen wollen, was ich sagte.“

„Nun,“ fiel Durand lachend ein, „wenn Deine Tochter, Bruder, wirklich eine Zauberin ist und Gesichte hat, wie man sagt, so könnte sie doch wohl wissen...“



— „Still, Bruder,“ entgegnete Jacob; „still; wenn Du noch mehr redest, kannst Du uns in einen Prozeß verwickeln. Frau,“ fuhr er fort, „wo ist denn Johanna? warum ist sie nicht hier bei uns?“

„Sie wird noch in der Kirche beten,“ lautete die Antwort.

„Nein, Mutter,“ warf der junge Mann ein; „sie ist mit uns herausgekommen, aber schon nach Hause gegangen, um Futter für ihre Vögel zu holen.“

„Ja, dort ist sie wirklich,“ sagte die Mutter, indem sie in der Gasse hinsah; dann setzte sie mit einem bittenden Blicke auf ihren Mann hinzu: „Jacob, Vater, schilt das arme Kind nicht.“

— „Warum sollte ich sie auch schelten?“ entgegnete Jacob; „sie hat ja nichts Unrechtes gethan.“

„Das wohl nicht, aber Du bist häufig barscher gegen sie, als es recht ist. Es ist ja nicht ihre Schuld, daß ihre Schwester viel stärker und kräftiger ist; erstlich ist sie um anderthalbes Jahr jünger und dann betet sie, wie Du weißt, oft die ganze Nacht hindurch, worauf sie denn am Tage gegen ihren Willen bisweilen einschláft oder doch wie im Schlafe spricht. Johanna ist ein gutes frommes Kind, glaube mir.“

— „Doch lachen alle Leute über sie, selbst unser Bruder da. Es ist kein Segen für die Familie, wenn es in ihr solche Tráumer giebt, die man bald für Narren, bald für Propheten zu halten versucht wird.“

„Schwester Johanna bringt gewiß den Segen Gottes in jede Familie, der sie angehört, und wäre es die Familie eines Königs,“ bemerkte Peter.

— „Kind,“ sagte Vater Jacob, „nimm Dir Deine Brüder zum Muster, die kein Wort sagen, ob sie gleich älter sind als Du, und die Männer, die Alten, reden lassen.“

Unterdes kam das junge Mädchen, welches der Gegenstand dieses Gesprächs war, langsam und ernst heran; es war ein schönes Kind von kaum siebzehn Jahren, groß, schlank und gut gewachsen; ihre Haltung hatte etwas Ruhiges und Sicheres, das nicht von dieser Welt zu sein schien. Sie trug ein langes himmelblaues wollnes Kleid, das an der Taille durch eine Schnur von derselben Farbe zusammengehalten wurde; auf dem Kopfe hatte sie eine Art Hut von demselben Stoffe wie das Kleid, Alles ohne Verzierung, dennoch schien sie aber mit ihren schwarzen Augen, ihrem blonden Haar und ihrem bleichen Gesichte die Königin der jungen Mädchen im Dorfe zu sein.

Eine jede der Personen, die wir sprechen hörten, sah das Mädchen mit einem verschiedenen Ausdrucke im Gesichte herbeikommen: Durand mit einem spöttischen Lächeln; Vater Jacob mit der Ungeduld eines Mannes, der auf eine Gelegenheit wartet, sich zu erzürnen; die Mutter mit der schweigenden aber schützenden Besorgniß, die Gott in das Mutterherz gelegt hat; die beiden ältern Brüder mit Gleichgiltigkeit; die Schwester mit einer Heiterkeit, die bewies, daß sie in dem kleinen Wortwechsel nichts besonderes Wichtiges gesehen; Peter endlich mit ehrerbietiger Achtung, als wäre Johanna eine Heilige gewesen. An dem stieren Auge des Mädchens erkannte man leicht, daß ihr Gang etwas ganz Maschinenmäßiges, ihr Geist mit etwas ganz Andern beschäftigt war.

„Willkommen Nichte Johanna,“ sagte Durand; „wir möchten Alle gern wissen, wer der Ritter sei, und Dein Bruder Peter da behauptet, Du könntest es uns sagen, wenn Du wolltest.“

— „Welcher Ritter?“ fragte Johanna.

„Der in die Kirche kam.“

— „Ich habe ihn nicht gesehen.“

„Wenn Du ihn nicht gesehen hast, so mußt Du ihn gehört haben, denn er machte Lärm genug und Jedermann drehete sich um, zu sehen, wer hereintrete.“

— „Ich habe ihn nicht gehört.“

„Was thatest Du, woran dachtest Du, wenn Du den Mann weder gesehen noch gehört hast?“ fiel Vater Jacob ziemlich unwillig ein.

— „Ich betete und dachte an mein Seelenheil, Vater,“ antwortete Johanna sanft.

„Da kommt er,“ fuhr Durand fort, „sieh hin,“ und er zeigte mit dem Finger auf den Ritter, der in diesem Augenblicke in der Kirchthüre erschien.

— „Er ist es!“ rief Johanna erbleichend, während sie sich auf den Arm ihres jüngsten Bruders stützte, als versagten ihr die Füße den Dienst.

„Wer er?“ fragte Vater Jacob verwundert und ängstlich.

— „Der Hauptmann Robert von Beaudricourt,“ antwortete Johanna.

„Und wer ist der Hauptmann Robert von Beaudricourt?“ fragte Jacob weiter in noch größerm Erstaunen.

„Ein tapftrer Ritter,“ antwortete Johanna, „der in der Stadt Baucouleurs an der Partei des edeln Dauphins hált.“



— „Wer hat Dir alle diese schönen Dinge gesagt, Mädchen?“ fuhr Jacob auf, der seinen Unwillen nicht länger bemeistern konnte.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Englische Bälle.) Nicht bloß die englischen vornehmen Familien, sogar die Krämer etc., welche Bälle, Soirées u. s. w. geben, pflegen eine meist im hohen Grade übertriebene Schilderung dieser ihrer Gesellschaften, welche sie selbst abfassen, in die Zeitungen rücken zu lassen. In solchen Zeitungsberichten heißt es dann ungefähr: „Lady N. gab in ihrer prächtigen Wohnung in . . . einen der glänzendsten Bälle, von dem man noch lange sprechen wird. Die ganze lange Reihe ihrer reich decorirten Zimmer war geöffnet. In einem derselben standen die seltensten Erfrischungen in einem Ueberflusse bereit, welcher der Freigebigkeit wie dem guten Geschmacke der Frau vom Hause alle Ehre machte.“ Ganz anders nimmt sich freilich die Sache aus, wenn man eine solche Soirée beschreibt, wie sie wirklich war. Der Schreiber dieses hatte Gelegenheit, einen Ball in London zu besuchen, der in den Zeitungen als das non plus ultra des Glanzes geschildert war. Das Haus war nicht groß und die Zahl der Gäste, wie bei den meisten Gesellschaften in England, im Verhältniß zu dem Raume viel zu bedeutend. Das Empfangszimmer wurde durch etwa dreißig Kerzen auf zwei Kronleuchtern erhellt. An der Treppe, die so schmal war, daß kaum zwei Personen neben einander darauf gehen konnten, standen ein Paar Vasen mit Blumen. Als ich halb elf Uhr ankam, saßen der Herr und die Frau vom Hause allein an der Thüre des Zimmers und warteten auf die Gesellschaft, die erst um elf Uhr zu erscheinen pflegt. Die zwanzig Sessel und zwei Sophas waren bald besetzt. Zweihundert Damen, die sich aus Rücksicht auf den guten Ton bis Mitternacht zu Hause gelangweilt hatten, füllten die zwei Zimmer und ein drittes kleineres, das noch durch eine mit Caricaturen, Albums etc. bedeckte Tafel verengt war, so wie ein kleines Vorzimmer und einen Platz an der Treppe, auf deren Stufen die zuletzt angekommenen paarweise stehen bleiben mußten. Um Mitternacht wurde der Ballsaal geöffnet und er verminderte auf einige Augenblicke das peinliche Gebränge in den andern Zimmern. Aber die Wagen brachten fortwährend neue Gäste in solcher Anzahl, daß endlich die Dienerschaft ihre Stube räumen und sich auf das Trottoir flüchten mußte. Die Damen, welche nicht die Kraft hatten, durch Einbogenstöße sich Platz zu machen, und nicht den Muth, einen Theil ihrer Toilette zurückzulassen, vermochten sich nicht von der Stelle zu bewegen.

In dem Saale, in welchem getanzt wurde, herrschte eben solches Gebränge, mit dem Unterschiede, daß es da viele Einbogenstöße und Fußtritte gab. Das Orchester bestand aus einem Piano, einer Harfe, einigen Violinen, einem Contrebass und ei-

ner Posaune. Um drei Uhr entfernten sich die, welche der Erstickungsgefahr am nächsten waren. In Folge der allgemeinen Verwirrung brauchten die Wagen zwei Stunden, um die Toiletten, die so frisch angekommen waren, zerdrückt und zerrissen zurück zu schaffen, und am nächsten Morgen konnte Jedermann in der Zeitung von dem Vergnügen lesen, das er genossen haben sollte.

(Eine Frau in den Wolken.) Vor einigen Jahren war eine kleine Stadt in der Bretagne in tiefe Trauer gestürzt worden, denn Feuersbrünste hatten zu wiederholtem Male Verwüstungen da angerichtet. Ein ganzer Stadttheil war vernichtet und zweihundert Personen weinten an den rauchenden Trümmern ihrer Habe. Die Post von Paris kam eines Tages eben an, als alle diese Unglücklichen versammelt waren und den Maire um Unterstützung angingen. An dem Gasthause stiegen mehrere Reisende aus, unter ihnen auch eine Dame von bereits vorge-rücktem Alter. Man sprach von den Mitteln, wie den Verunglückten wohl einige Unterstützung zu verschaffen sei, und die fremde Dame äußerte endlich, „ich werde ein Schauspiel erfinden, das man eine Stunde im Umkreise soll sehen können. Man frage mich nicht weiter; ich werde meinen Plan dem Maire allein unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilen.“ Die Dame schloß sich wirklich mit dem Maire ein und am andern Tage las man an allen Ecken der Stadt: „Außerordentliches Schauspiel zu Gunsten der Abgebrannten. Mittelfst einer Gabe nicht unter 1 Fr. werden alle Bewohner der Stadt morgen Punkt ein Uhr deutlich eine Frau in den Wolken sehen können, die Abends dann sich in dem Theater zeigen wird. Das Schauspiel wird nur dann Statt finden, wenn 6000 Personen sich melden und zahlen.“ Abends hatte man bereits 10,000 Frs. eingenommen. Den andern Tag um ein Uhr sah man wirklich eine Dame in einer Art Nachen in die Luft sich erheben. Sie grüßte die versammelten Tausende und bald war sie allen Blicken entschwunden. Abends brängte sich Alles in das Theater, obgleich die Preise auf das Dreifache erhöht waren, um sich zu überzeugen, ob die Dame, die sich in die Wolken empor geschwungen, wohl auch ihr zweites Versprechen erfüllen und sich im Schauspielhause zeigen würde. Die Dame befand sich wirklich in einer Loge und nie ist wohl eine Königin mit begeisterterem Jubel empfangen worden, als diese unbekanntes Wohlthäterin.

Lange kannte man ihren Namen nicht; erst jetzt, nachdem diese Dame vor wenigen Tagen gestorben ist, hat man erfahren, daß es die berühmte Luftschifferin Margat war, die damals ihr Leben wagte, um Unglücklichen Unterstützung zu verschaffen.

(Abenteuer in Folge eines Maskenballes.) Ein nicht mehr junger Stutzer in Paris hatte sich auf einem der letzten Maskenbälle in der großen Oper in Paris eingefunden. Nach einiger Zeit hing sich eine Dame in schwarzem Domino an ihn. Der Stutzer war bei sich, nach dem Benehmen der Un-



bekannt, fest überzeugt, daß er eine sehr vornehme Dame vor sich habe, und schlug, um seiner Sache ganz gewiß zu werden, der Schönen ein Souper in dem Café Anglais vor.

„Wofür halten Sie mich?“ antwortete die Dame im Tone beleidigten Stolzes.

Er bot seine ganze Beredsamkeit und alle seine Anmuth auf und die Dame erlaubte ihm denn endlich, sie bis an ihren Palast zurück zu begleiten. „Ich muß Ihnen jedoch im Voraus sagen,“ setzte sie hinzu, „daß meine Wohnung ziemlich weit entfernt ist.“

— „Desto besser,“ antwortete der Stutzer, „ich genieße ja dann das Vergnügen Ihrer Gesellschaft um so länger.“

Man verließ den Saal und stieg die große Treppe hinunter. In der Vorhalle erschien ein Lakai, dem die Dame befahl, ihren Wagen vorfahren zu lassen.

Stolz stieg der Stutzer nach der Dame ein, in welcher er wenigstens eine Herzogin vermuthete, und der Wagen fuhr rasch ab. Unterwegs schilderte der Stutzer seine zärtlichen Gefühle in glühenden Worten und beschwor seine Begleiterin, die Maske abzunehmen.

„Gebud!“ antwortete sie.

Man fuhr etwa zwanzig Minuten; dann hielt der Wagen an. Der Schlag wurde geöffnet; der Stutzer sprang heraus, zwei kräftige Lakaien empfingen ihn in ihren Armen und hielten ihn fest, während der Kutscher abstieg und ihm gewandt seine goldene Kette, seine Uhr, seine Nadeln, seine Ringe, seine Börse, seinen Mantel und Frack abnahm. Widerstand war unmöglich; das Hilferufen nützte nichts, denn der Schauplatz war eine völlig öde Stelle fern von allen Wohnungen. Als die Arbeit gethan war, stieg der Kutscher wieder auf den Bock, die beiden Lakaien setzten sich in den Wagen zu der Dame und die Equipage entfernte sich in Galopp.

Unser Stutzer stand lange unbeweglich da wie vom Blitze getroffen. Die empfindliche Kälte brachte ihn endlich wieder zu sich. Nachdem er eine Zeit lang in Hemdärmeln aufs Geratewohl umhergeirrt war, traf er endlich einen leeren Fiacre, der ihn nach Hause brachte.

(Eine Leidenschaft für das Hängen.) Zwei Engländer loseten in einem Wirthshause darüber, welcher den Andern hängen sollte. Der Verlierende willigte ohne Umstände ein, sich an der nächsten Laterne aufknüpfen zu lassen. Bald nachdem dies geschehen war, erschien aber ein Nachtwächter, der ihn baumeln sah und den Strick abschnitt. Der Gehenkte lebte noch, kam zu stehen, gerieth in die größte Wuth, fiel über den Nachtwächter her, vergalt diesem seinen Liebesdienst mit Faustschlägen und erklärte, er habe das Recht sich hängen zu lassen, er habe um das Gehangenwerden geloset und verloren und sein Freund habe seine Pflicht gethan, indem er ihn da aufgeküpfelt. Darauf begab er sich zu dem Freunde und ersuchte ihn um die Gefälligkeit, ihn noch einmal zu hängen. Ehe dies geschehen konnte, brachte man beide in das Gefängnis.

Als sie die Gefängnißstrafe überstanden hatten, hing sich jeder selbst.

(Mutterliebe unter den Wilden.) Wenn unter den Trokesen und Schoctans ein Kind in der Zeit stirbt, während welcher es in der Wiege getragen zu werden pflegt, so wird es begraben und die trostlose Mutter füllt sodann die Wiege mit schwarzen Federn in den Theilen an, wo der Körper des Kindes lag, und so trägt sie die Wiege bei sich, wohin sie auch geht, ein Jahr und noch länger, mit eben der Vorsicht, als lebe ihr Kind noch und liege darin; oft liegt oder steht diese Wiege neben der Hütte, in welcher die Frau den ganzen Tag mit weiblichen Arbeiten beschäftigt ist, und die Mutter spricht und schwagt so vertraulich und liebevoll, als redete sie mit ihrem geliebten Kinde, nicht blos mit der Wiege, in der es sonst lag. Die Liebe dieser Weiber zu dem verlorenen Kinde ist so stark und so dauernd, daß, wie schwer und drückend auch die Last, welche sie zu tragen haben, wie beschwerlich auch der Weg sein möge, auf dem sie gehen, sie diese Wiege dennoch Tag für Tag bei sich tragen.

(Antonello da Messina.) In Messina befindet sich eine Jungfrau mit dem Kinde, das erste Gemälde, das ein italienischer Künstler, Antonello, 1449 in Del ausführte. Es blühte damals in mehreren Städten Italiens die Malerei; und Alfons I. zeigte einmal ein Gemälde von unbekannter Schönheit. Alle Künstler starren geblendet das Kunstwerk an, das, wie man sagte, aus Brügge gekommen war. Antonello da Messina warf sogleich seine Pinsel weg, verkaufte seine ganze Habe, kaufte dafür Gemälde, antike Bronzen, Vasen, kostbare Handschriften und begab sich damit nach Brügge. Johann von Eyck, der ein ihm allein bekanntes Verfahren besaß, den Gemälden Glanz u. zu geben, besuchte den angeblichen Curiositätenhändler in Brügge ebenfalls und, da ihm der Fremde gefiel, kam er mehrmals wieder, kaufte auch italienische Gemälde und gab dafür einige von den seinigen. Sein Arbeitszimmer aber blieb dem Italiener immer verschlossen. Nach langer Zeit erst willigte er ein, des Fremden Portrait zu malen. So kam Antonello in das Haus des Van Eyck, sah dessen Farben und Verfahungsweise und kam bald hinter das Geheimniß des großen niederländischen Meisters. Dieser erfuhr später den Betrug, verzog ihn indeß, da Antonello bei ihm zu bleiben versprach. Nach dem Tode des Meisters kehrte Antonello nach Italien zurück und setzte dort alle Kunstfreunde durch seine Gemälde in Erstaunen. In Florenz theilte er sein Geheimniß dem Domenico mit, der es dem Andrea del Casogno anvertraute. Dieser Letztere ermordete seinen Freund Domenico, um allein im Besitze des wichtigen Geheimnisses zu sein, entging indessen der Strafe nicht. Antonello begab sich darauf nach Venedig, um dort seine Kunst zu üben und sein Geheimniß den Künstlern jener Stadt mitzutheilen. Ganz Venedig kam darüber in freudige Erregung. Eine Deputation des Senats dankte Antonello öffentlich; man bekleidete ihn mit einem Gewande von Goldstoff und sein Name



wurde in das Adelsbuch eingetragen. Der Senat geleitete ihn sodann mit einem stattlichen Gefolge, unter dem Geläute aller Glocken, bis an die Schwelle eines Palastes, den ihm die Republik schenkte.

### Generalcorrespondenz.

Die vor einigen Jahren so viel besprochene Tochter des Generals Morel, um deretwillen der Officier Emil de la Roncière vor die Assisen gestellt und zu zwanzigjähriger Haft verurtheilt wurde, hat sich seit dieser Zeit verheirathet, wird aber jetzt von ihrem Manne — als Ehebrecherin vor Gericht verklagt. —

Auf der Breslauer Bühne ist eine Oper von dem daselbst lebenden Herzoge Eugen von Württemberg: „die Geisterbraut“, aufgeführt worden. Das Sujet ist Bürgers Leonore entlehnt und das Textbuch zum größten Theile von dem hochgestellten Componisten selbst verfaßt. Die Oper, die glänzend ausgestattet war, fand eine sehr günstige Aufnahme. —

Bei der Anstalt für Glasmalerei in München ist für die neue Isaakskirche in Petersburg ein Glasgemälde bestellt worden, das die mit einer Glorie umgebene Gestalt des auferstehenden Heilandes darstellt und die von ähnlichen Kunstwerken noch niemals erreichte Höhe von dreißig Fuß erhält. —

Durch die Anlegung der Eisenbahn von London nach Greenwich wurden zwei Gottesäcker unbrauchbar und die Eisenbahncompagnie mußte sich verbindlich machen, zwei andere Plätze dafür anzuschaffen. Die Directoren haben jetzt, um ihrer Verbindlichkeit nachzukommen, einen Platz der Vorstadt erworben, auf dem mehrere Häuser stehen, die von mehr als 200 Menschen bewohnt werden. Diese Häuser reißt man nieder, um dafür mitten in der Stadt einen Gottesacker anzulegen! —

Bei einem Kirchturmrennen, das vor Kurzem in Romford Statt fand, wurde die Eisenbahn der Eastern Counties auf eine ganz neue Weise benützt. Man nahm nämlich einen besondern Wagenzug auf dieser Bahn, um die Personen zu befördern, welche dem Rennen beiwohnen und ihm folgen sollten. In dem Augenblicke, als die Wettenden von Romford abritten, setzte sich auch der Wagenzug auf der Eisenbahn in Bewegung; die Wagen hielten sich stets gleich mit den Wettrennern und zwar in geringer Entfernung von denselben, so daß man einen Anblick hatte, wie nie vorher, nämlich einem Kirchturmrennen in seiner ganzen Ausdehnung in aller Gemächlichkeit beiwohnen konnte. —

In Neapel wird sehr strenge Theaterpolizei gehandhabt; kein Künstler, keine Künstlerin darf sich weigern zu singen oder zu spielen, sobald sie nicht — wirkliches Fieber haben. Eine französische Sängerin, Mlle. Hallez, an dem San Carlo Theater in Neapel, die schnell heiser geworden war, zeigte an, daß sie in dem bevorstehenden Concerte nicht singen könnte. Der Arzt

bestätigte ihre Heiserkeit, erklärte aber, daß sie dabei fieberfrei sei. Die Sängerin erhielt demnach den Befehl, sich zur bestimmten Stunde auf ihren Posten zu begeben. Sie gehorchte; aber sie vermochte kaum ihre erste Arie zu Ende zu bringen. Das Publicum wurde ungeduldig und pffiff. Da trat die Sängerin vor; es wurde ruhig und sie erzählte den Hergang der Sache, worauf dem Unwillen Begeisterung folgte und das Publicum laut die Aussetzung des Concerts verlangte. Mlle. Hallez wurde im Triumph nach Hause begleitet, aber bald darauf erschien ein Polizeibeamter mit vier Gensd'armen, welche sich der schönen Sängerin bemächtigten und sie, weil die Ruhe im Theater durch sie gestört worden, in ihrem Theatercostüm in das Gefängniß abführten. In diesem mußte sie mehrere Tage bleiben, bis einflußreiche Personen sich für sie verwendeten und ihre Freilassung bewirkten. —

Zu der bevorstehenden Kunstausstellung in Paris sind mehr als dreitausend und fünfhundert Gegenstände (Gemälde, Sculpturarbeiten, Kupferstiche und Lithographien) eingesandt worden. —

Die politischen Zeitungen haben länger als eine Woche lang ihre Leser unter Anderm auch damit unterhalten, daß in England die Goldstücke von dem Rande an angebohrt würden, um einen Theil des Goldes zu entfernen. Das Loch, erzählte man, fülle man mit anderm Metalle wieder aus und man entfeste sich über diese schändliche Betrügerei. Jetzt kommt es an den Tag, daß an der ganzen Sache kein wahres Wort ist. —

Die Lords von Großbritannien, die in dem Oberhause sitzen, bilden eine sehr ehrwürdige Versammlung, denn Einer von ihnen, Lord Lynedoch, ist über 90 Jahre alt; sechzehn seiner Collegen zählen über 80 und einundvierzig über 70 Jahre. —

Wie vor Kurzem bei einem bal costumé in Berlin, der Anzeige nach, das Orchester über den Tanzenden schwebte, so sah man das auch kürzlich in Paris bei einem Balle in der großen Oper. Das Orchester, das aus hundertundsechzig Musikern bestand, befand sich in einem Nachen, der von drei an der Decke befestigten Luftballons getragen wurde. Die Kenderung gefiel dem Publicum und sie gewährte nicht bloß einen imposanten Anblick, sondern auch den Vortheil, daß die Musik auf allen Punkten des ungeheuren Saales gleich gut gehört werden konnte. —

Ein Pariser Uhrmacher hat ein Zifferblatt von Glas erfunden, das auf einer Glasröhre ruht und die Stunden anzeigt, ohne daß man ein Räderwerk, oder auch nur irgend eine Bewegung sieht, da sich nicht einmal die Zeiger bewegen. Das Geheimniß ruht in dem Fußgestelle, das wie eine gewöhnliche Uhr aufgezogen wird. Es dreht eine Röhre, die sich innerhalb der ersten befindet, und diese bringt die Glascheibe in Bewegung, auf welcher die Stundenahlen stehen. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 12.

1842.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 Illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Johanna von Orleans.

Von Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

„Er ist es,“ wiederholte Johanna, „weiter kann ich Euch nichts sagen, Vater; denn die, welche mir es angezeigt haben, können sich nicht irren.“

— „Ich muß Gewißheit haben,“ sprach Durand, „und wenn das Mädchen wahr geredet hat, so glaube ich in Zukunft mit verbundenen Augen Alles, was sie mir erzählen mag.“

Bei diesen Worten nahm er seinen Hut in die Hand und ging dem Ritter entgegen, der die Zügel seines Pferdes dem Pagen aus der Hand genommen hatte und eben aufsteigen wollte. Der Ritter sah, daß der Mann mit ihm reden wollte, und wartete.

„Herr Ritter,“ sprach Durand in dem demüthigsten Tone seiner Stimme weiter, „wenn es wahr ist, wie Jemand sagte, daß Ihr der tapfere Robert von Beaudricourt seid, von dem wir so viel reden hörten, so werdet Ihr wohl einem armen Landmanne, der von ganzem Herzen Armagnac ist, verzeihen, daß er Euch fragt, ob Ihr von jenseits der Loire kommt und uns gute Nachricht von unserm Könige Karl VII. geben könnt.“

— „Lieber Freund,“ antwortete der Ritter in einem freundlicheren Tone als der Adel gegen diese Art Leute gewöhnlich annahm, „ich bin allerdings Robert von Beaudricourt. Die Nachrichten von dem Könige sind nicht die besten, denn in dem armen Frankreich

geht es von Tage zu Tage schlimmer. Karl sieht nur noch durch die Augen seines Günstlings und es ist Niemand mehr bei ihm als Tanneguy Duchatel, der Präsident Hourel und Michel von Masson, die ihn geradezu in die Hölle führen werden.“

„Ich glaubte,“ fuhr Durand fort, um den sich allmählig alle Dorfbewohner sammelten, „der König von Schottland habe versprochen, seinen Vetter Johann Stuart mit einer Anzahl Schotten nach Frankreich zu schicken, um dem Könige beizustehen.“

— „Schotten, Engländer und Irländer,“ sprach Robert v. Beaudricourt, „es ist am Ende dasselbe; sie werden sich in unser schönes Frankreich theilen, wenn es ganz unterjocht ist. Aber auch angenommen, daß Schotten uns zu Hilfe kommen wollten, so werden sie schwerlich zeitig genug erscheinen, um die gute Stadt Orleans zu retten, das letzte Bollwerk des Königs an der Loire, das der Graf von Salisbury belagert trotz dem feierlichen Versprechen, das er in England dem Herrn von Orleans gegeben hat, den Krieg nicht auf Gebiete zu verpflanzen, die ihr Herr nicht vertheidigen kann, da er Gefangener ist.“

„Da jeder Eidbruch eine Beleidigung des Himmels ist,“ sprach eine sanfte Stimme neben Durand, „so hat der Herr gestattet, daß der Wortbrüchige gestraft werde.“

— „Was meint das junge Mädchen?“ fragte Beaudricourt verwundert, daß ein so junges Mädchen Theil an dem Gespräche nahm.



„Ich sage,“ wiederholte Johanna mit derselben sanften und bescheidenen aber ruhigen und festen Stimme, „daß der Graf von Salisbury, verwundet durch einen Kanonensplitter, bereits seit wenigstens achtzehn bis zwanzig Tagen gestorben ist.“

— „Woher weißt Du solche kostbare Nachrichten, Mädchen, die mir selbst unbekannt sind?“ fragte der Ritter lachend weiter.

„Achtet nicht auf sie, Herr,“ fiel Jacob ein, indem er zwischen seine Tochter und Robert von Beaudricourt trat; „das Kind weiß nicht, was es spricht.“

— „Wäre auch der Graf todt,“ fuhr der Ritter fort, „so giebt es zehn Andere, die eben so mächtig sind als er. Ist nicht da der Graf von Suffolk, der Herr Wilhelm de La Poule, Johann Falstaff, Robert Heron, die Herren von Gray, von Dalbot, von Seales, Lancelot von Lille, Gladesdale, Wilhelm v. Rochefort und so viele Andere?“

„Und ist uns und dem edeln Dauphin,“ fuhr Johanna begeistert fort, „nicht geblieben der Herzog von Mençon, der Graf von Clermont, der Graf von Dunois, Bignoles v. Lahire, Poton von Kaintraillies und so viele andere Tapfere und Getreue gleich Euch, die bereit sind, ihr Leben für das Vaterland hinzugeben? Und steht hinter Allen nicht unser Herr Jesus Christus, der Frankreich liebt und der nicht zugeben wird, daß es in die Hände seiner Feinde, der Engländer und Burgunder, falle?“

— „Ach, Herr, verzeiht dem Kinde, daß es Euch also widerspricht,“ fiel Jacob verzweifelnd ein; „bisweilen spricht das Mädchen so wunderliche Dinge, daß man sie für verrückt halten könnte.“

„Ja,“ entgegnete der Ritter traurig, „sie muß verrückt sein, wenn sie noch Hoffnung hegt, die selbst der König aufgegeben hat, und wenn sie glaubt, Orleans werde widerstehen, nachdem nicht bloß die Hauptstadt, sondern auch die guten und festen Städte Nogent, Fargeau, Sully, Fauville, Beaugency, Marchenois, Rambouillet, Montpipeau, Thoury, Pithiviers, Rochefort, Chartres und selbst Mans eine nach der andern sich ergeben haben; nachdem von den vierzehn Provinzen, die der weise König Karl V. dem wahnsinnigen Karl VI. hinterließ, dessen Sohne nur noch drei übrig geblieben sind. Nein, ihr guten Leute, das Land Frankreich ist um seiner großen Sünden willen dem Verderben geweiht.“

— „Die Sünden der Menschen, wie groß sie auch sein mögen, sind in der Vergangenheit und in der Zukunft getilget durch das Blut unseres Herrn,“ sprach

Johanna mit ungemeinem Vertrauen, indem sie die begeisterten Augen zum Himmel erhob; „Frankreich wird nicht untergehen und müßte Gott ein Wunder thun, um es zu retten.“

— „Amen!“ antwortete der Ritter, indem er sich auf sein Ross schwang und sich bekreuzigte; „wenn aber bis dahin die Burgunder noch einmal kommen sollten, um Euer Dorf Domremy zu plündern, so zeigt es schnell dem Robert von Beaudricourt an, und bei Ritterschre! er müßte anderwärts alle Hände voll zu thun haben, wenn er Euch nicht zu Hilfe käme.“

Bei diesen Worten gab er seinem Rosse die Sporen und ritt in starkem Trabe auf dem Wege hin, der nach Baucouleurs führte. Ihm folgten seine beiden Diener und die Segenswünsche der versammelten Dorfbewohner, die ihm lange nachblickten.

Als er verschwunden war, kehrte sich Vater Jacob um, Johanna wegen ihrer kecken Worte zu schelten; aber er rief und suchte sie vergebens. Johanna hatte sich still entfernt.

## 2.

## Die Stimmen.

Johanna schritt langsam und ruhig auf dem Wege hin, der nach Neuschateau führte, ohne darauf zu achten, daß der Boden zwei Zoll hoch mit Schnee bedeckt war.

Das junge außerordentliche Mädchen glich ihren Gefährtinnen nicht; ihre Geburt, ihre Kindheit und ihre Jugend waren von Zeichen begleitet gewesen, die sie nach der Meinung ihrer Umgebungen zu der Auserwählten des Herrn machten.

Johanna (eigentlich Jehannette genannt) war in Domremy geboren, einem reizenden von der Maas bespülten Thale zwischen Neuschateau und Baucouleurs. Ihr Vater hieß Jacob d'Arc, und ihre Mutter Isabelle Romée; Beide waren durch strenge Rechtlichkeit bekannt und erfreuten sich eines fleckenlosen Rufes. Die Nacht, in welcher Johanna geboren wurde, in der Nacht der Erscheinung Christi im Jahre der Gnade 1412, — so daß sie also zur Zeit, in der unsere Erzählung beginnt, 17 Jahre zählte — war eine jener Festnächte, welche bisweilen der Himmel der Erde giebt; obgleich zu dieser Jahreszeit das Wetter meist kalt und regnerisch ist, so erhob sich doch gegen Abend ein lauer Wind, der liebliche Düste um sich verbreitete, wie es an schönen Maiabenden wohl zu geschehen pflegt. Je-



dermann wollte diese unerwartete Wohlthat genießen und die meisten Bewohner des Dorfes waren vor ihren Häusern geblieben, als sich gegen Mitternacht ein Stern von dem Himmel zu lösen schien, der einen glänzenden Lichtpfad in der Luft beschrieb und auf das Haus Jacobs heruntersank. In demselben Augenblicke kräheten die Hähne, schlugen mit den Flügeln und ließen unbekannte Töne hören, obgleich die Zeit, in der sie zu krähen pflegen, noch nicht gekommen war, und Jedermann fühlte sich, ohne zu wissen warum, von einer so lebendigen Freude durchdrungen, daß alle Dorfbewohner in den Gassen umherliefen und einander fragten, was wohl im Himmel oder auf der Erde geschehen sein möge, das ihre Herzen so mit Freude erfülle. Unter denen, welche also umher gingen, befand sich auch ein alter Schäfer, der oft Prophezeihungen ausgesprochen hatte, die in Erfüllung gegangen waren, und jetzt den ihn Befragenden antwortete: „Drei Weiber haben Frankreich in das Verderben gestürzt\*), eine Jungfrau wird es retten.“

Am andern Tage erfuhr man, daß gerade um diese Stunde der Mitternacht Isabelle Romée, die Frau des Jacob d'Arc, ein Töchterlein geboren habe. Am nächsten Tage erhielt dasselbe in der Taufe den Namen Johanna.

Trotz allen diesen Wunderzeichen, welche ihre Geburt begleitet hatten, war die Jugend Johannas ganz wie die der andern Kinder; sobald sie das siebente Jahr erreicht hatte, mußte sie, wie es Sitte war, die Heerde ihrer Aeltern hüten. Eine Merkwürdigkeit dabei, die man anfangs nicht beobachtet hatte, war, daß Johanna nie ein Lamm oder ein Schaf verlor. Hatte sich ein Thier verirrt, so brauchte sie es nur bei dem Namen zu rufen, den sie ihm beigelegt, und es kam alsbald zurück. Drang ein Wolf aus dem Walde her-

\*) Diese drei Frauen waren: Eleonore, die Gemahlin Ludwig des Jungen, die, von ihrem Gemahle verstoßen, sich mit Heinrich von Anjou, dem Könige von England, verband und diesem Aquitanien, Poitou, die Touraine und Maine zubrachte, welche, im Verein mit dem Herzogthume der Normandie und der Grafschaft Anjou, ein Drittel von Frankreich in die Hände von dessen Feinde geben; dann Isabelle von Frankreich, die Gemahlin Ferdinands II., die auf ihren Sohn Ferdinand III. die Rechte übertrug, welche sie auf den Thron zu haben behauptete und den Krieg veranlaßte, der noch dauerte, und folglich die Schlachten von Crecy, von Poitiers und Agincourt; die Dritte endlich, Isabelle von Baiern, die Mutter Karls VII., die damals die Engländer und Burgunder gegen ihren eigenen Sohn aufreizte.

vor, so brauchte sie ihm nur mit ihrem Stabe, einem Baumzweige oder auch bloß einer Blume entgegen zu gehen, und der Wolf kehrte alsbald in den Wald zurück, aus dem er gekommen war. So lange sie in dem Hause ihres Vaters war, geschah daselbst nicht das geringste Unglück, und wenn ein Unfall sich dort ereignete, so geschah er stets in Abwesenheit Johannas. So erreichte das Mädchen ihr zwölftes Jahr; der Segen Gottes begleitete ihre Schritte, aber nichts an ihr deutete die Zukunft an, die ihr vorbehalten war.

Eines Tages, als sie auf einer Wiese zwischen Domremy und Neuschateau mit mehreren ihrer Gespielinnen die Heerden hütete, schlugen die jungen Mädchen vor, im Verein einen Strauß zu binden und denselben derjenigen zu geben, welche im Wettlaufe den Sieg erringe. Johanna ging darauf ein und half mit an dem Strauße; in dem Augenblicke aber, als der Wettlauf beginnen sollte, gelobte sie, den Strauß, wenn sie ihn gewinne, auf den Altar der heiligen Katharina niederzulegen. Johann kam ihren Gespielinnen bald voraus; ihre Füße berührten die Erde kaum, diejenige, welche ihr zunächst folgte, hielt entmuthigt inne und sprach: „Johanna, Du gehst nicht auf der Erde wie wir; Du fliegst in der Luft wie ein Vogel.“ Johanna fühlte sich wirklich selbst, ohne zu wissen wie, gehoben; so gelangte sie an das Ziel und nahm den Strauß. Kaum aber hatte sie das Gesicht wieder emporgerichtet, als ein schöner Jüngling, den sie nie vorher gesehen, vor ihr stand und lächelnd zu ihr sagte: „Johanna, eile schnell nach Hause, denn Deine Mutter bedarf Deiner.“ Johanna hielt den jungen Unbekannten für einen Burschen aus Neuschateau, dem die Andern jenen Auftrag an sie übertragen hätten; sie überließ die Heerde einer Freundin und eilte schnell nach Hause. Hier fragte sie die Mutter, warum sie vor der gewöhnlichen Zeit zurückkäme und die Heerde verliesse. „Habt Ihr mich nicht gerufen?“ sprach Johanna. „Nein,“ antwortete die Mutter. Da wollte Johanna den Strauß vor dem Altare der heil. Katharina niederlegen und ging durch den Garten, um einen kürzern Weg zu nehmen; in dem Garten aber ließ sich zu ihrer Rechten, nach der Kirche zu, eine Stimme hören. Johanna blickte auf und sah eine leuchtende Wolke; aus dieser Wolke kam die Stimme und sprach: „Johanna, Du bist bestimmt, Wunderbares zu vollbringen, denn Du bist die Jungfrau, welche der Herr erwählt hat zur Wiederaufrichtung des Königs Karl; in Männerkleidern wirst Du die Waffen führen und die Lenkerin des



Krieges sein." Nach diesen Worten verstummte die Stimme, die Wolke verschwand und das junge Mädchen blieb stumm, unbeweglich und erschrocken stehen.

Später, als Johanna ihre Sendung vollbracht hatte, fand sich; daß dieses erste Gesicht ihr erschienen war am 17. August 1424, also an dem Tage der Schlacht von Verneuil, in welcher der Graf von Douglas, dessen Sohn Jacob, der Graf von Buchan, der Graf Numale, Johann von Harcourt, der Graf von Tonnerre, der Graf von Bentadour, der Herr von Roche-Baron, der Herr von Gamaches und so viele andere edle und getreue Ritter gefallen.

Johanna erholte sich indes wieder und gedachte ihrer Heerde, die sie allein gelassen hatte; sie kehrte also nach der Wiese zurück. Ihre Heerde hatte sich von selbst gesammelt und erwartete sie unter einem schönen Baume, den man den Baum der Frauen oder der Feen nannte, weil Landleute, die in der Nacht an ihm vorübergekommen waren, daselbst lange weiße Gestalten wollten tanzen gesehen haben, die, wenn man ihnen nahe kam, in der Luft oder in Dunst verschwanden. Johanna selbst hatte nichts gesehen, ob sie gleich mit ihren Gespielinnen oft unter dem Baume getanzt und gesungen. Dieser Baum stand dem Walde Chenu gegenüber und nahe an einer Quelle, die häufig von armen Fieberkranken besucht wurde. Der Baum zeichnete sich durch eine seltene Schönheit aus und gehörte dem Herrn Peter von Belmont, dem Herrn von Domremy.

Johanna blieb den ganzen Tag in der Nähe dieses Baumes, den sie sehr liebte, flocht Kränze zu Ehren der heiligen Katharina und der heiligen Margarethe und hing diese Kränze an den Zweigen des Baumes auf. Abends endlich trieb sie ihre Heerde nach Hause. Da Johanna mit dem zwölften Jahre groß und schlank geworden war, so beschloßen ihre Aeltern, sie nicht mehr mit der Heerde in das Freie zu schicken, sondern den jüngsten Sohn Peter. Johanna erlernte dagegen die gewöhnlichen weiblichen Arbeiten und zeichnete sich darin bald vor allen Andern aus.

Sie gedachte indes des Vorfalles in dem Garten wohl zehn Mal des Tages und der Ton jener wunderbaren Stimme, die sie vernommen, klang ihr unablässig in den Ohren. Eines Sonntags, als sie betend in der Kirche geblieben war, nachdem Alle sich entfernt hatten, hörte sie jene Stimme plötzlich ihren Namen rufen; sie richtete das Haupt empor und es war ihr, als öffne sich das Gewölbe der Kirche, um eine schöne

goldene Wolke durchzulassen. Inmitten dieser Wolke sah sie einen Jüngling, in welchem sie jenen erkannte, der auf der Wiese mit ihr gesprochen hatte; da er aber dies Mal lange weiße Flügel an den Schultern hatte, so merkte sie, daß er ein Engel sei. Sie fühlte sich entzückt über diesen Anblick und fragte leise:

„Herr, hast Du mich gerufen?“

— „Ja, Johanna,“ antwortete der Engel.

„Was verlangst Du von Deiner Magd?“ fragte Johanna weiter.

— „Johanna,“ sprach der schöne Jüngling, „ich bin der Erzengel Michael und gesandt von dem Könige des Himmels, um Dir zu sagen, daß er unter allen Frauen Dich erwählt hat, Frankreich aus der Gefahr zu retten, die ihm droht.“

„Und wie vermag ich, eine arme Hirtin, dies zu thun?“ fragte Johanna.

— „Sei immer ein schuldloses Kind, wie Du es bisher gewesen bist,“ entgegnete der Engel; „wann die Zeit gekommen sein wird, werden wir es Dir anzeigen, die heilige Katharina, die heilige Margaretha und ich.“

„Der Wille des Herrn geschehe,“ antwortete das junge Mädchen, „und er verfüge über seine Magd, wann und wie es ihm gefällt.“

— „Amen!“ sprach der Engel. Die Wolke schloß sich darauf wieder um ihn, zog durch das Gewölbe der Kirche hinaus und verschwand.

Von diesem Augenblicke an hegte Johanna keinen Zweifel mehr; es war kein Gesicht, kein Traum, sondern wunderbare Wirklichkeit, und da in diesem Augenblicke der Pfarrer, welche die Messe beendet hatte, durch die Kirche schritt, um sich in seine Wohnung zu begeben, bat ihn Johanna ihre Beichte zu hören, in der sie ihm erzählte, was sie eben gesehen und gehört hatte. Der Geistliche, ein schlichter, gutmüthiger alter Mann, freuete sich sehr über diese Erzählung Johanna's, die er wegen ihrer Frömmigkeit und Bescheidenheit immer geliebt hatte, empfahl ihr aber, von diesen Erscheinungen Niemandem etwas zu sagen, dagegen pünktlich die Befehle zu befolgen, die sie vom Himmel erhalten würde.

Es vergingen drei Jahre, ohne daß Johanna wieder etwas sah; sie wuchs unterdeß auf, frisch und schuldlos wie eine Blume auf dem Felde, und obgleich sich von dem himmlischen Schutze materiell nichts zeigte, so fühlte sie doch in sich die Gnade des Herrn; oft, wann sie allein war, glaubte sie die Chöre der Engel



zu hören; sie erhob dann leise ihre Stimme und sang mit noch unbekanntem Melodien, deren sie sich nicht mehr zu erinnern vermochte, sobald jene himmlische Musik verklungen war. Im Winter, wann Schnee die Erde bedeckte, ging sie oft hinzu, um, wie sie sagte, einen Strauß für ihre Heiligen zu pflücken — wie sie die heil. Katharina und die heil. Margaretha nannte —; man spottete wohl über sie, indem man auf die schneebedeckte Erde zeigte, sie aber lächelte mild, ging auf dem Wege nach Neuschateau hin und brachte dann stets einen schönen Kranz von Weislingen und Himmelschlüßeln zurück, die sie unter dem Feenbaume gepflückt und zusammengebunden hatte. Ihre Gespielinnen betrachteten sie mit Verwunderung und sagten, die Feen gäben der Johanna die Kränze schon fertig. Noch merkwürdiger war, daß die scheuesten Thiere keine Furcht vor ihr hatten, die jungen Rehe und Hirsche zu ihr kamen und vor ihren Füßen umherhüpften, oft ein Vogel sich auf ihre Achsel setzte und sein Lied sang, als säße er auf dem höchsten Zweige eines Baumes.

In den letzten drei Jahren hatte sich die Lage des Königs und Frankreichs fort und fort verschlimmert: das Land bis zur Loire war eine weite Einöde geworden; die Aecker blieben unbefleckt, die Dörfer lagen in Trümmern und die Leute wagten sich nur noch in den Wäldern und in den Städten aufzuhalten. Nur einen Bogenschuß weit um die Städte her erntete man noch; auf jedem Thurme befand sich fortwährend ein Wächter, der Sturm lautete, sobald er den Feind erblickte. Auf den Schall der Glocken eilten die Arbeiter in die Stadt hinein, ohne sich um ihr Vieh zu kümmern, das den Glockenton ebenfalls verstehen gelernt hatte und, sobald es denselben hörte, nach den Thoren der Stadt hin entfloß.

Um diese Zeit, d. h. zu Anfange des Jahres 1428 wurde der Herzog Thomas von Montaignu, Ritter, Graf von Salisbury, von den drei Ständen Englands beauftragt, den Krieg in Frankreich zu führen. Als der Herzog von Orleans dies vernahm, der seit der Schlacht von Agincourt als Gefangener in der Stadt London lebte, begab er sich zu dem Grafen von Salisbury und ersuchte denselben, als edelsinniger Gegner den Krieg nicht auf die Besitzungen zu verlegen, die er nicht verteidigen könnte. Der Graf versprach und betheuerte es, setzte dann mit einer großen Macht über das Meer, landete zu Calais und wendete sich alsbald nach dem Theile Frankreichs, der noch nicht erobert war

Die Gefahr wurde dringender als sie jemals gewesen, und die Gesichte Johanna erschienen von Neuem. Das erste Mal, als der Erzengel Michael sich wieder zeigte, war er von der heil. Katharina und der heil. Margarethe begleitet. Sie geboten ihr, den König Karl VII. aufzusuchen und ihm zu sagen, sie komme als Gesandtin Gottes, um die Franzosen gegen die Engländer und Burgunder zu führen.

Johanna antwortete nichts auf dieses Gebot; sie war schwach und schüchtern wie ein junges Mädchen, konnte nicht leiden sehen, ohne mit zu leiden, konnte kein Blut fließen sehen, ohne zu weinen; warum also übertrag man ihr die rauhe Kriegeraufgabe? Sie, das arme sechszehnjährige Kind, zögerte deshalb auch vor der schrecklichen Zukunft, die ihr bestimmt war, und betete zu dem Herrn, er möge sie in ihrem ruhigen stillen Leben lassen und einem andern Würdigern die Last dieser blutigen Wahl auflegen.

Aber Johanna war gewählt und der Beschluß der Vorsehung konnte nicht geändert werden. Eines Tages, als sie in einer kleinen der Jungfrau geweihten Kapelle in dem Walde Chenu kniete, ließ sich die Wolke von Neuem vor ihren Augen herab und Johanna erblickte die drei Abgesandten des Herrn. Sie schlug die Augen nieder, denn menschliche Blicke vermochten den himmlischen Glanz nicht zu ertragen, und sie vernahm, ohne zu wissen, welche von den drei himmlischen Personen spreche, eine Stimme, die im Tone des Vorwurfs zu ihr sprach:

„Warum zögerst Du, Johanna? Auf was wartest Du, da der Befehl gegeben ist, und warum beeilst Du Dich nicht, ihn zu erfüllen? In Deiner Abwesenheit wird Frankreich gemißhandelt, die Städte werden zerstört, die Guten kommen um, die Adelligen sterben und ein kostbares Blut strömt gleich nutzlosem Wasser auf die Erde. Brich auf, Johanna, schnell, weil der König des Himmels Dich sendet.“

Da begab sich Johanna zu ihrem Beichtvater und erzählte ihm, was sie gesehen und gehört. Der alte Priester rieth ihr zu gehorchen.

„Aber,“ sagte Johanna zu ihm, „wenn ich auch gehen wollte, ich kenne den Weg nicht, ich kenne weder das Volk noch den König, sie werden mir nicht glauben; man wird mich verlachen und mit Recht, denn, kann es etwas Unsinnigeres geben, als wenn man zu den Großen sagt: ein Kind wird Frankreich befreien, kriegerische Unternehmungen leiten durch seine Geschicklichkeit und den Sieg durch seinen Muth zurückführen.“



Und was ist unschicklicher, als wenn ein junges Mädchen in Männerkleidung sich zeigt?"

Auf diese verständigen Worte wußte der alte Priester nichts zu entgegnen, als Gott sei allmächtig und ihm müsse man gehorchen. Als darauf Johanna zu weinen begann über die schwere Aufgabe, die ihr auferlegt worden, tröstete er sie so viel er vermochte und sagte, sie möge noch ein Mal warten, und wenn sie den heiligen Michael wiederum sähe, ihn fragen, wie sie handeln, welchen Weg sie einschlagen und wohin sie sich begeben sollte.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Wie es kam, daß Paganini auf einer Saite spielte.) Es war in Lucca, wo er als Concertmeister bei der Capelle der Prinzessin Elise, der Schwester Napoleons, angestellt war. Der Director des Opernorchesters jener Stadt war aus mehreren Gründen neidisch auf ihn und suchte ihm fortwährend Verlegenheiten zu bereiten. Eines Tages, als die Prinzessin in Gegenwart des Directors mit Entzücken von dem Spiele Paganinis gesprochen hatte, entschloß sich der Erstere zur Rache und erklärte Abends, es sei ihm unmöglich, bei der angelegten Vorstellung zu dirigiren. Man ersuchte Paganini, dieses Amt zu übernehmen, was derselbe auch that; der Gegner aber schlich sich in das Orchester, schnitt mit einem Messer drei Saiten der Violine Paganinis so weit durch, daß sie bei etwas starkem Spiele zugleich springen mußten, und verbarg sich sodann in einem Winkel des Saales, um sich an dem sicheren Erfolge seines boshaften Streiches zu ergötzen. Der Chef des Orchesters hatte immer alle schwierige Passagen, namentlich die Soti auszuführen. Die Ouverture begann und Paganini zog alle Blicke auf sich, wurde indeß von Niemandem mehr beobachtet als von seinem versteckten Gegner, der jeden Augenblick erwartete, daß dem Vorspieler die Saiten springen würden. Die Ouverture wurde jedoch zu Ende gebracht und Paganinis Spiel war noch großartiger als gewöhnlich. Der unglückliche Gegner desselben wußte sich die Sache nicht zu erklären; hatte Paganini ein anderes Instrument genommen? Um sich zu überzeugen, schlich sich der Neidische bis in das Orchester und ganz in die Nähe seines glücklichen Nebenbuhlers.

Paganini begleitete eben allein den Gesang der Prima Donna und das Publicum wußte nicht, ob es die Sängerin oder den Violinisten mehr bewundern sollte. Der Gegner des Letztern konnte die Augen von dem Instrumente desselben nicht abwenden, denn, o Wunder! es fehlten wirklich drei Saiten daran und Paganini wußte der einzigen noch übrigen alle die herrlichen Töne zu entlocken. Außer sich, wie wahnsinnig, rief der Nebenbuhler: „er hat auf Einer Saite gespielt!“ und sank ohnmächtig nieder. Die Vorstellung wurde unterbrochen; Alle er-

hoben und erkundigten sich; der Vorfall wurde bekannt und Paganini erntete den begeistertsten Beifall. Er hatte gleich nach den ersten Tacten die List seines Gegners durchschaut, aber auch sich schnell gefaßt und durch fast übermenschliche Mittel sich selbst übertroffen.

Uebrigens sieht man wohl ein, daß er sogleich die Wichtigkeit der Entdeckung, was er zu leisten vermöge, begriff und alles anwendete, um die neue Gewalt auszubilden, die ihm ein unvorsichtiger Gegner, ohne es zu wollen, gegeben hatte. Im Jahre 1811 ließ er zum ersten Male öffentlich seine Variationen auf der vierten Saite hören, der er einen Umfang von vier Octaven zu geben wußte. Er war damals in Parma. (So erzählte Paganini selbst die Entstehung seines Spiels auf Einer Saite.)

(Napoleons Jugend.) In allen Schriften über Napoleon findet man sehr wenig darüber erwähnt, wie er der außerordentliche Mann geworden ist; es befand sich bisher eine Lücke in der Beschreibung seines Lebens; man wußte nicht, was er namentlich als Artillerieleutenant gethan. Diese Lücke wird ausgefüllt werden, denn man hat eine große Masse von Handschriften, Briefen etc. gefunden, die er als erster Consul selbst verfaßt und an den Cardinal Fesch gesandt hatte. Nach dem Tode des Cardinals sind diese kostbaren Papiere durch mehrere Hände gegangen und der berühmte italienische Gelehrte Libri in Paris hat in der Revue des deux Mondes vor Kurzem einige Auszüge daraus mitgetheilt. Außer einer großen Anzahl einzelner Papiere besteht die Sammlung in acht und dreißig dicken Heften, die von Napoleons eigener Hand geschrieben sind und Abhandlungen verschiedener Art, Auszüge aus Schriften, die er studirt hat, und eine Geschichte Corsicas etc. enthalten. Man erkennt daraus, welcher eisernen Fleiß Napoleon angewendet hat, um seinen gewaltigen Geist auszubilden, und daß er nicht unvorbereitet seine glänzende Laufbahn betrat. Man sieht aus diesen Schriften, daß Napoleon damals ein eifriger Republikaner und erfüllt war von Haß gegen allen Despotismus. Eine der merkwürdigsten Abhandlungen, welche aus der Feder Napoleons geflossen, ist ein Zwiegespräch über die Liebe, in dem er sich nicht eben galant zeigt. Der künftige Kaiser war überhaupt wenig sentimental. In jenem Zwiegespräch will er die Liebe völlig verbannen; eine Stelle lautet: „ich verlange keine Definition der Liebe; ich war auch einmal verliebt und ich erinnere mich noch so wohl daran, daß ich keine jener metaphysischen Definitionen bedarf, welche die Dinge immer nur verwirren. Ich läugne nicht bloß die Existenz der Liebe, ich glaube sogar, daß sie schädlich ist für die Gesellschaft und für das individuelle Glück der Menschen; ich halte dafür, daß die Liebe weit mehr Unheil anrichtet, als Gutes wirkt, und daß es eine Wohlthat der schützenden Gottheit sein würde, wenn sie die Menschen von der Liebe befreiete.“ Besonders die weibliche Liebe verfolgt Napoleon; er fürchtet, sie könne die Menschen entnerven. In einem Briefe an ein Mädchen, das Eindruck



auf sein Herz gemacht zu haben scheint, spricht er auf sieben langen Seiten von der erhabensten aller Leidenschaften, von der Vaterlandsliebe, mit wahrer Beredsamkeit. Außer vielen Abhandlungen über Strategie etc. schrieb er auch eine Erzählung, das seltsamste aber, das, was die außerordentlichste Prophezeiung zu enthalten scheint, ist das folgende. In einem Hefte über Geographie, das ganz von Napoleons Hand geschrieben, aber nicht vollendet ist, findet man am Schlusse die Worte:

„St. Helena, eine kleine Insel.“

Da sollte der Kaiser seine Geographie beschließen. Merkwürdig war uns auch, daß Libri behauptet, Napoleon habe niemals orthographisch schreiben gelernt; er meint sogar, die fast unleserliche Handschrift des Kaisers sei nur eine Berechnung, indem er in der Unleserlichkeit seine Unkenntniß der Orthographie habe verstecken wollen.

(Die Vergiftungswuth.) Eine der schrecklichsten Geiseln auf der Insel Martinique ist das Gift; denn man hat es daselbst in der Kunst des Vergiftens zu einer staunenswerthen Fertigkeit gebracht. Namentlich zeichnen sich die Neger aus, die auf einen bestimmten Tag, nach Ablauf von drei Monaten, einem halben, einem ganzen Jahre vergiften und sich nie irren. Womit sie dies bewirken, weiß man nicht; alle Apparate würden nichts entdecken. Eine Menge Gewächse liefern Gift, ungerechnet die, welche die Neger allein kennen. Warum diese vergiften, weiß man ebenfalls nicht. Diese Vergiftungswuth ist auf den englischen und spanischen Inseln stets unbekannt gewesen. Bringt man die Vergifter nach Porto Rico, so machen sie von ihrer schrecklichen Kunst nie wieder Gebrauch. Aus Mache vergiften sie nicht, denn sie vergiften ihre Kinder, ihre Brüder, ihre Freunde, ihre Herren, die sie vielleicht am meisten lieben. Diese Vergifter sind deshalb eben so eine schreckliche Geißel als ein furchtbares Geheimniß. Bisweilen wirken sie wie der Blitz und bringen in zwei, drei Nächten dreißig Stiere, zwanzig Maulthiere, hundert Schafe und zehn bis zwölf Neger, ihre Freunde, um. Das ist, wie Jedermann weiß, an zehn Orten geschehen und geschieht noch jetzt fast jedes Jahr. Bisweilen geben sie ein Gift, das langsam, aber sicher wirkt, dessen Wirkung auf den Tag, bis ein halbes Jahr hinaus, berechnet werden kann. Dies geschah kürzlich in Fort Royal. Ein Beamter, Cadeot, besaß eine reizende junge Tochter von elf Jahren, die sehr früh reif war, wie es die Frauen in den Colonien sind. Jedermann mußte das schöne Mädchen lieben und Jedermann wünschte der Mutter Glück. Aber die arme Frau deutete dann wohl, mit Thränen in den Augen, auf das etwas hagere bleiche Gesicht ihrer Tochter und sagte, ihre Laura sei vor sechs Monaten durch eine alte Negerin vergiftet worden; die Aerzte vermöchten nichts mit ihrer Kunst und die Krankheit schreite unaufhaltsam weiter. „Wann das arme Kind sterben wird,“ pflegte die unglückliche Mutter zu sagen, „weiß ich nicht, aber es wird bald geschehen.“ Und wirklich, nachdem Laura noch auf einem Balle im Carneval getanzt hatte, mußte sie sich legen,

das Fieber entwickelte sich mehr und mehr und nach einigen Wochen starb sie. Die Leichendöffnung bewies, daß sie an den Folgen eines unbekanntes und unentdeckbaren Giftes gestorben sei.

(Eine Münchhausenade.) Das französische Journal Courrier de la Gironde erzählt mit der größten Ernsthaftigkeit: „es giebt so außerordentliche Ereignisse im Leben, daß man sie kaum zu erzählen wagt; dazu gehört auch das nachstehende, von dem wir uns selbst mit eigenen Augen überzeugt haben. Vor anderthalbem Jahre, zu Ende des Septembers 1840, bekam ein junger Mann die heftigsten Zahnschmerzen in Folge eines Weintraubenkernes, den er sich in einen hohlen Zahn eingebrückt hatte. Er wendete sich an einen Zahnarzt, der aber vergeblich sich bemühte, jenen Kern herauszubringen, und denselben nicht anders entfernen zu können versicherte, als wenn er den Zahn herausziehe. Der junge Mann mochte sich den Schmerzen dieser Operation nicht aussetzen; er gab sich selbst alle Mühe, den Kern zu entfernen, drückte ihn aber nur immer tiefer hinein und endlich bis auf das Zahnfleisch. Da hörten die Schmerzen allmählig auf; er gewöhnte sich daran, vergaß endlich den Kern, oder glaubte, er sei vielleicht heraus gefallen. Seit ungefähr sechs Wochen aber, seit die Frühlingswitterung eingetreten ist, stellte sich an derselben Stelle ein dumpfer schwacher Schmerz ein; das Zahnfleisch schwellt allmählig zur Größe eines Stecknadelknopfes auf und man konnte sich deutlich überzeugen, daß sich in dieser Aufreibung des Zahnfleisches — ein Keim befindet, den jener Traubenkern nach achtzehn Monaten getrieben hatte.“

(Theure Seltzamkeiten.) Die Journale haben häufig aufgezehrt, wie theuer manche Merkwürdigkeiten von gewissen Liebhabern bezahlt worden sind; wir theilen hier noch einige Beispiele dieser Art mit: der berühmte Gretry kaufte für 1500 Fres. einen schlechten Barometer, der nicht 2 Fres. werth war, aber J. J. Rousseau gehört hatte; auch bot man ihm für 3000 Fres. einen kleinen schmutzigen wackeligen Tisch an, an welchem indeß die „neue Heloise“ geschrieben worden war. — Als man die sterblichen Ueberreste Abailards und Heloisens nach den Petits Augustins brachte, bot ein Engländer für einen Zahn Heloisens zehntausend Francs. — Der Schädel des Descartes wurde für 1000 Fres. verkauft. — Die zwei Federn, mit denen der Vertrag von Amiens unterzeichnet wurde, kaufte 1825 ein Schwiegerohn Walter Scotts für 500 Guineen. — Der Nachlaß Gretslys wurde von andern Componisten theuer bezahlt; Nicolo gab für ein schlechtes Spinett 400 Fres.; Boieldieu für ein kleines Wirthschaftsbuch 120 Fres. etc. — Der höchste Preis, der jemals für ein altes Buch bezahlt worden, sind 15,500 Thlr., welche im Jahre 1812 der Graf von Beaufort bei der Versteigerung der Bibliothek des Herzogs von Roxburgh für eine Folioausgabe des Decameron von 1472 gab, obgleich noch vier bis fünf solche Exemplare vorhanden sind. — In welchem Preise Briefe von berühmten Personen stehen, geht aus folgenden An-



gaben hervor: ein Brief Tassos wurde mit 400, einer von Konfard mit 100, einer von Karl I. mit 140 Fres. bezahlt. Für einen Brief der Giftmischerin Brinwilliers gab man 100, für ein Billet der Ninon de l'Enclos 76, für einen Brief Boileaus 196, für einen der Margarethe von Valois 201 Fres. Ein Brief der Maria Stuart kostet meist 300 bis 400 Fres.; einer von Coligny, Descartes, Rubens 100 Fres.; für einen Brief Lafontaines sind bereits 320 Fres. bezahlt worden. Außerordentlich theuer sind Briefe von Columbus, Cromwell, Erasmus, Gefner, Huf, Law, Luther, Michel Angelo, Raphael, Sterne &c. Für ein werthloses Buch, unter dessen Titel aber Shakespears seinen Namen geschrieben hatte, gab man vor zwei Jahren in London 675 Thlr. —

### Generalcorrespondenz.

Aus Baden Baden erzählt man von der letzten Saison folgende zwei Anekdoten: ein Russe, der an dem grünen Tische hunderttausend Francs gewonnen hatte, besaß die bewundernswürdige Selbstüberwindung, noch zwei ganze Monate in Baden zu bleiben und alle Tage an dem Spieltische zuzusehen, ohne jemals wieder eine Karte anzurühren. — Herr B., der sich in Baden befand, erhielt von einem seiner Freunde in Paris einen Brief, der mit den Worten schloß: „nach Empfang dieses Briefes geh' sogleich in den Spielsaal an die Roulette-tafel und setze so viel Du willst auf die Nummer 36.“ Der Briefempfänger folgte dem Rathe, setzte eine ziemlich bedeutende Summe auf jene Nummer und gewann. —

Der Herr von Saint A. schrieb kürzlich an einen Freund: „ich brauche dringend zehn Louisd'or, borgen Sie mir dieselben und da sie der glücklichste Mensch sind, den ich kenne, so ist es wohl möglich, daß Sie das Geld von mir wieder erhalten.“ — Vor einigen Tagen fragte der Präsident des Pariser Polizeigerichts einen Mann, der des Herumtreibens beschuldigt war: „Haben Sie Crisenzmittel?“ — „D ja,“ antwortete der Gefragte, „ich habe einen Magen, der sehr gut ist.“

Ein Beispiel von der Art, wie ein Kaufmann sein Glück machen kann, kam vor nicht langer Zeit in England vor. Ein Kaufmann von Montrose schrieb an seinen Geschäftsfreund in London mit dem Ersuchen, für ihn eine Tonne (20 Centner) Kupfer zu kaufen; da aber der Brief eben kein Meisterstück der Schönschreibekunst, vielleicht auch nicht eben richtig geschrieben war, so las der londoner Geschäftsfreund statt copper (Kupfer) capers (Kapern); er wunderte sich zwar, daß sein Freund 20 Centner Kapern haben wollte, ging aber sogleich an das Werk und kaufte alle Kapern auf, bis er die bestellte Menge zusammengebracht hatte. Dadurch wurden aber die Kapern selten und stiegen deshalb sehr bedeutend im Preise. Der Londoner schrieb an den Besteller, er habe mit Mühe die gemachte Bestellung ausgeführt und endlich die 20 Centner Kapern zusam-

mengebracht; dieselben wären seitdem sehr im Preise gestiegen und er rathe ihm, sie wieder zu verkaufen, da er einen ansehnlichen Gewinn machen könnte. Der Kaufmann in Montrose wunderte sich nicht wenig über das Mißverständnis, ließ sich aber nichts merken und trug dem Londoner auf, zu verkaufen. So steckte er eine bedeutende Summe in die Tasche. —

In Bordeaux kam in diesen Tagen ein sehr bequemer Reisewagen von starkem Blech an. Die Hinterräder sind nur zum Theil sichtbar und das Innere enthält ein sehr elegantes Zimmer mit einem Bett, vier Stühle, eine Commode, einen Spieltisch und eine Art Keller für den Wein und die Lebensmittel. Das Wagenhaus hat acht Fenster mit Jalousien. —

In keiner Stadt der Welt dürfte so viel Branntwein getrunken werden als in Petersburg. Der Handel mit Branntwein ist daselbst, wie in allen russischen Städten, verpachtet und zwar für die Summe von jährlich 7 Mill. Rubel. Der Branntweinpächter ist gewöhnlich ein reicher Kaufmann, der in seinem Solde eine kleine Armee von 2000 Mann hat, welche das Einbringen fremden Branntweins in der Stadt zu verhindern haben und allein einen Sold von 1,200,000 Rubel erhalten. Der Transport in den Straßen von Petersburg kostet dem Pächter jährlich ebenfalls 200,000 Rubel und allein für die Stöpsel, für das Siegellack und die Etiketten zu den Flaschen bezahlt er jährlich 70,000 Rubel. —

Wie französische Blätter erzählen, ist das Schiff Oceana von Havre, das mit 300 deutschen Auswanderern, Männern, Frauen und Kindern, nach Neu-Orleans absegelte, an einer Sandbank in der Nähe von Jamaica gescheitert und die Unglücklichen, welche sich auf ein Sandinseln retteten, wurden da von Regern überfallen und ihrer gesammten Habe beraubt. —

Die Stadt Paris schickt alle Jahre für vierzehn Millionen Fres. sogenannte Pariser Artikel, meist Kleinigkeiten, allein nach den Inseln Guadeloupe, Martinique, Cayenne und Bourbon. —

Die englische Zeitung „Sun“ erzählt, der Fürst Esterhazy besitze außer drei Palästen in Wien und seinen Gütern in Böhmen den dreizehnten Theil des gesammten Bodens von Ungarn. Er nennt 36 Güter sein, und zu jedem derselben gehören zehn bis vierundzwanzig Dörfer, die zusammen 364,000 Einwohner zählen. Seine Einnahmen belaufen sich auf etwa eine Million Thaler. Auch die Schulden des Fürsten erwähnt jenes Blatt und führt dieselben als nicht minder colossal auf. —

Man hat berechnet, daß die europäischen Regierungen seit 1830 für die Organisation ihrer Armeen und Flotten eine Summe von mehr als 22 Milliarden ausgegeben haben. — Nach einer andern Berechnung sind in Frankreich von 1791 bis 1842 nicht weniger als vierzehn Millionen und 12,000 Männer Soldaten gewesen. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 13.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 84 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergeräthen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Berlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Johanna von Orleans.

Von Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

3.

### Der Hauptmann von Beaudricourt.

Ob die Stimmen, wie sie das junge Mädchen nannte, über ihr Zögern erzürnt waren, oder ob die Zeit zum Handeln noch nicht gekommen, Johanna sah und hörte mehrere Monate lang nichts. Da wurde sie ängstlich und unruhig; das arme Kind glaubte, bei dem Herrn in Ungnade gefallen zu sein; sie hielt sich für verlassen von ihren himmlischen Beschützerinnen und erdachte sich ein Gebet, in dem sie dieselben ersuchte, ihr wieder zu erscheinen. Darauf kniete sie vor dem Altare der heil. Katharina nieder und sprach aus der Tiefe ihres Herzens jenes Gebet: „Ich bitte unsern Herrn und die heilige Jungfrau, mir Rath und Trost zu gewähren über das, was ich thun soll, und zwar durch die Vermittelung des heiligen Michael und der heiligen Frauen Katharina und Margaretha.“

Kaum hatte Johanna diese Worte gesprochen, als die leuchtende Wolke herniederschwebte wie gewöhnlich und die himmlischen Gesandten erschienen, nur daß diesmal der Engel Gabriel die beiden heiligen Frauen begleitete. Johanna senkte das Haupt und die gewöhnliche Stimme sprach:

„Warum zweifelst und zögerst Du, Johanna? Warum fragst Du, wie das, was Du thun sollst, zu thun sei? Du kennst den Weg zum Könige nicht, sagst

Du; die Israeliten kannten den Weg auch nicht, der sie in das gelobte Land führen konnte, und doch brachen sie auf und die feurige Säule geleitete sie.“

— „Aber,“ entgegnete Johanna ermutiget durch die milde Stimme, „wo ist der Feind, den ich bekämpfen soll, und welchen Auftrag habe ich zu erfüllen?“

„Der Feind, den Du bekämpfen sollst,“ antwortete die Stimme, „ist vor Orleans, und damit Du nicht mehr daran zweifelst, daß wir Dir die Wahrheit sagen, so höre, daß heute der feindliche Anführer, der Graf von Salisbury, getödtet worden ist. Dein Auftrag ist, die Belagerung der guten Stadt des Herzogs von Orleans aufzuheben, der gefangen in England lebt, und Karl VII. in Rheims salben zu lassen, denn so lange er nicht gesalbt, ist er nur Dauphin, nicht König.“

— „Aber,“ entgegnete Johanna nochmals, „ich kann nicht so allein gehen. An wen soll ich mich wenden um Hilfe und Beistand?“

„Du hast Recht, Johanna,“ erwiderte die Stimme; „gehe also in den benachbarten Ort Vaucouleurs, der allein in der Champagne dem Könige treu geblieben ist, und verlange dort mit dem Ritter Robert v. Beaudricourt zu reden; sage ihm kühn, von wem Du kommst, und er wird Dir glauben. Damit man Dich aber nicht zu täuschen suche und Du Dich nicht an einen Andern wendest, so blicke her und Du wirst das Ebenbild jenes Ritters sehen.“

Johanna erhob das Haupt und erblickte wirklich



einen Ritter ohne Helm, Schwerdt und Sporen; sie sah ihn eine Zeit lang an, um sich seine Züge wohl einzuprägen, worauf das neue Gesicht allmählig verschwand. Johanna wendete sich sodann nach dem Heiligen und den ihn begleitenden Frauen, aber auch sie waren wieder zum Himmel emporgestiegen.

Johanna zögerte nun nicht mehr und schickte sich an zur Reise; aber es war ein schrecklicher Entschluß für ein junges Mädchen, Kestern und Heimath zu verlassen, so daß mehrere Tage vergingen und Johanna nur zu weinen vermochte. Eines Tages, als sie viele Thränen vergossen hatte, überraschte sie ihr junger Bruder Peter; sie liebte ihn sehr, wie er sie. Er fragte sie, was ihr fehle, und Johanna erzählte ihm Alles. Der Knabe erbot sich sogleich, sie zu begleiten; mehr konnte er ihr nicht bieten.

Es vergingen wiederum einige Tage und die Nachricht von der Belagerung der Stadt Orleans und von der großen Gefahr, in welcher dieselbe schwebte, verbreitete sich nach allen Seiten und erhöhte die Bestürzung unter denen, welche dem Könige treu geblieben waren. Unterdeß kam der Tag der Erscheinung Christi heran, an welchem in Domremy die Ereignisse Statt fanden, die wir erzählt haben.

Diese Ereignisse zeigten Johanna an, daß die Stunde ihrer Abreise gekommen sei, denn sie hatte den Herrn von Beaudricourt dem Bilde, das ihr erschienen war, so ähnlich gefunden, daß sie nur einen Blick auf ihn zu werfen brauchte, um ihn sogleich wieder zu erkennen. Sie nahm sich deshalb vor, die Einsamkeit zu suchen, um noch ein Mal die Stimmen um Rath zu fragen, und wenn diese ihr gebieten sollten, aufzubrechen, sei es auch augenblicklich, so war sie nun entschlossen, ihnen zu gehorchen.

Kaum war Johanna einige Schritte auf dem Wege hingegangen, als die Vögel des Feldes und des Waldes, die sich durch den Schnee ihrer Nahrung beraubt sahen, sich um sie sammelten, als wüßten sie, daß das Mädchen ihnen Futter bringe. Sie streuete denn auch sogleich die Körner, die sie mit sich genommen, umher. So gelangte sie unter den Feenbaum, begleitet von den Vögeln, die sich auf den Zweigen niederließen und den Preis des Herrn zu singen begannen in einer Sprache, die zwar den Menschen, nicht aber Gott unverständlich ist.

In diesem Augenblicke schlug die Glocke im Dorfe Mittag; Johanna hatte bemerkt, daß die Gesichte ihr besonders während des Glockenklanges erschienen. Sie

kniete also nieder und richtete ihre gewöhnliche Bitte an die Heiligen; auch hatte sie nicht vergeßlich gehofft, denn kaum war ihr Gebet zu Ende, als die Vögel auf dem Baume schwiegen, die Wolke sich herabsenkte und ihre himmlischen Beschützer vor ihren Augen erschienen.

„Johanna,“ sprachen sie, „Du hast Glauben gehabt an Gott und an uns; sei gesegnet und thue so, wie Dir geboten worden ist, Kind; gehe ohne Furcht, Dich zu verirren, und laß Dich durch eine erste Weigerung nicht abweisen; der Herr des Himmels wird Dir die Gabe der Ueberredung verleihen und, ehe Du Dich erhebst, Dir einen Beschützer senden.“

— „Der Wille des Herrn geschehe!“ entgegnete Johanna. „Ich bin nur die geringste unter seinen Dienerinnen und werde ihm gehorchen.“

Kaum hatte Johanna diese Worte gesprochen, so verschwand die Wolke und die Vögel begannen ihren Gesang von Neuem. Johanna verweilte noch eine Zeit lang in stillem Gebete, in welchem sie ihre Kestern bat, sie möchten ihr verzeihen, daß sie so von ihnen gehe, ohne Abschied zu nehmen und ohne ihren Segen zu erbitten. Johanna kannte ihren Vater; er war ein strenger Mann und sie wußte, daß er ihr nicht erlauben würde, das Haus zu verlassen, um sich so unter die Männer und auf das Schlachtfeld zu wagen.“

Johanna kniete noch, als sie ihren Namen rufen hörte. Zugleich entflohen alle Vögel, die auf dem Baume gesungen hatten. Johanna drehte sich um, sah ihren Dheim Durand Harart und erkannte, daß er der Beschützer sei, den ihr die Himmlischen gesandt; sie stand deshalb sogleich auf und ging gerade auf ihn zu, obgleich unwillkürlich Thränen in ihre Augen traten.

„Was thust Du hier, Johanna?“ fragte Durand, „während Deine Kestern Dich überall suchen?“

— „Ach, Dheim,“ antwortete das Mädchen, indem sie traurig ihr Haupt schüttelte; „sie werden mich lange so rufen und suchen, denn ich verlasse sie, vielleicht auf immer.“

„Und wohin willst Du gehen, Johanna?“

— „Ich gehe, wohin Gott mich sendet. Die Stimmen haben mir eben gesagt, ich könnte auf Euch rechnen, denn Ihr würdet mich begleiten.“

„Höre, Johanna,“ antwortete Durand, „wenn Du mir heute früh einen solchen Antrag gemacht hättest, würde ich Dich am Arme genommen und zu Deinem Vater zurückgeführt haben; nach dem aber, was ich mit meinen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört habe, fühle ich mich geneigt, Dir beizustehen. Er-



zähle also, was Dir geschehen ist und wie ich Dir nächstlich sein kann, und rechne auf mich."

Johanna schlug mit ihrem Oheime den Weg nach Neuschateau ein, wo sie blieben, und unterwegs erzählte sie ihm Alles. Der Oheim änderte ihren Plan nur dahin ab, daß er sich erbot, voraus nach Baucouleurs zu gehen und dem Capitain Beaudricourt ihren Besuch zu melden. Am nächsten Tage brach er wirklich auf, aber die Aufnahme bei Beaudricourt war durchaus nicht eine solche, wie er sie erwartete. Es war bereits eine gewisse Marie Davignon erschienen, die verlangt hatte, dem Könige vorgestellt zu werden, weil sie ihm Wichtiges mitzutheilen habe. Sie hatte ihm aber nichts zu sagen gewußt, als daß ihr ein Mal ein Engel erschienen sei, der ihr Waffen gereicht habe, bei deren Anblicke sie so erschrocken sei, daß der himmlische Bote ihr schnell gesagt, diese Waffen wären nicht für sie, sondern für eine Andere, welche Frankreich retten werde. Der Capitain Beaudricourt fürchtete, eine andere ähnliche Abenteuerin vor sich zu haben, und antwortete Durand, die Nichte desselben sei eine Närrin, er möge sie zu ihren Aeltern zurückführen.

Durand berichtete diese Antwort seiner Nichte, die sogleich zu beten anfing und die Stimmen beschwor, ihr zu erscheinen, was auch alsbald geschah. Johanna fragte sie über den schlechten Erfolg und die Stimme antwortete: „Du hast gezweifelt, Johanna, während Gott ein glaubensvolles Herz verlangt; Gott hatte Dir geboten, allein zu gehen und Du sandtest einen Andern. Noch ist Alles wieder gut zu machen, aber mache Dich alsbald auf den Weg.“

Johanna sah, daß sie nicht länger zögern durfte und machte sich noch denselben Tag auf den Weg. In der Nacht kam sie in Baucouleurs an; ihr Oheim, der sie begleitet hatte, klopfte an dem Hause eines Wagners an, der Beide aufnahm. Johanna betete da bis an den Morgen und dieses Gebet stärkte sie in ihrem Vertrauen so, daß sie die Ueberzeugung erhielt, die Stunde sei gekommen, daß sie sich zu Beaudricourt begeben. Gegen neun Uhr erschien sie wirklich vor demselben. Der Hauptmann befand sich eben im Gespräch mit einem tapfern Ritter Johann von Novelompont, der von der Loire gekommen war und dem Hauptmann die Nachricht von dem Tode des Grafen von Salisbury brachte.

Johanna trat ein, ging auf den Hauptmann zu und sprach: „Herr Robert, mein Herr hat mir schon längst geboten, zu dem edeln Dauphin zu gehen, wel-

cher der alleinige und wahre König von Frankreich ist und sein wird.“

„Und wer ist dieser Herr, mein Kind?“ fragte lächelnd der Herr von Beaudricourt.

— „Der Herr des Himmels.“

„Und was wird geschehen, wann Du bei dem Dauphin bist?“

— „Er gebe mir Kriegerleute; ich werde die Belagerung von Orleans aufheben und den Dauphin nach Rheims führen, damit er dort gesalbt werde.“

Die beiden Ritter sahen einander an und brachen in Lachen aus.

— „Zweifelt nicht,“ fuhr Johanna in ihrer ernstesten und ruhigen Weise fort, „denn ich habe Euch wahrhaftig die Wahrheit gesagt.“

„Ich glaube, Dich schon ein Mal gesehen zu haben,“ meinte Beaudricourt, indem er das Mädchen anblickte.

— „Ich war es,“ antwortete Johanna, „der Euch in Domremy den Tod des Grafen von Salisbury anzeigte, den dieser edele Ritter da Euch eben auch gemeldet hat.“

Der Ritter von Novelompont zuckte zusammen, denn er war in der Nacht angekommen und hatte mit Niemandem von der Nachricht gesprochen, die er brachte; der Hauptmann selbst wurde in seinem Zweifel erschüttert.

„Wenn Du,“ sagte er zu dem Mädchen, „vor allen Menschen den Tod des edeln Grafen kanntest, so mußt Du auch wissen, wie er gestorben ist.“

— „Allerdings,“ antwortete Johanna; „er stand an einem Fenster in einem Thurme, von wo aus er die gute und getreue Stadt Orleans überschauete, als der Herr, der die Menschen kennt und sie lohnt nach ihrem Verdienste, erlaubte, daß er von einem Stein splitter getroffen werde, der ihm das Auge ausriß und woran er nach zwei Tagen starb.“

Die beiden Ritter sahen einander verwundert an, denn alle diese Angaben waren vollkommen richtig. Da indes die Kunde dem Mädchen ebensowohl von der Hölle als von dem Himmel gekommen sein konnte, so entließ der Herr von Beaudricourt Johanna, ohne ihr etwas zu versprechen, um mit sich selbst zu Rathe zu gehen.

Johanna begab sich wieder in das Haus des Wagners und bemühte sich, den guten Leuten so wenig als möglich zur Last zu fallen. Sie verbrachte die Tage in der Kirche, beichtete häufig, fastete und wie-



berholte immer, man möge sie zu dem edeln Dauphin führen, den sie nach Rheims geleiten würde; nachdem sie Orleans befreit. Sie war so jung, sie war so schön; über ihre Lippen gingen so züchtige und sanfte Worte, daß die Armen, die immer leichter hoffen als die Großen, ihr nachfolgten, sobald sie auf der Straße erschien, und laut versicherten, das Mädchen sei wirklich eine Heilige und wenn man sie abweise, würde das Unglück auf die fallen, welche die Jungfrau nicht unterstützt hätten.

Diese allgemeine Lobeserhebung gelangte auch zu dem Herrn von Beaudricourt, der, schon halb überzeugt, sich zu dem Pfarrer von Baucouleurs begab und ihm Alles erzählte, was er wußte. Der Geistliche dachte einen Augenblick nach und sagte sodann, es gebe nur ein Mittel, um zu erkennen, ob die Kunde von Gott oder dem Bösen komme, nämlich den Erorcismus. Der Herr von Beaudricourt nahm diesen Antrag an; der Geistliche legte die Stola um, nahm ein Crucifix und Beide begaben sich nach dem Hause, in welchem Johanna wohnte.

Die Jungfrau betete; der Geistliche und der Hauptmann traten in ihr Gemach und ließen die Thüre offen, damit Jedermann sehe, was geschehe. Johanna betete fort, der Geistliche aber hielt ihr das Crucifix vor und beschwor sie, wenn sie mit dem Bösen im Bunde stehe, zu entweichen. Da schleppte sich Johanna auf den Knien bis zu dem Priester, küßte ihm die Stola und das Crucifix, und Alles mit so viel Glauben und Andacht, daß der Geistliche erklärte, sie könne geisteskrank sein, besessen aber sei sie nicht.

Robert von Beaudricourt war nun wohl wegen der Zauberei beruhiget, dies aber reichte nicht hin, ihn zu bestimmen, das zu thun, was Johanna verlangte. Johanna hatte den Zweifel überwunden, aber noch war der Stolz zu besiegen.

Am nächsten Tage, da der Ruf von der Frömmigkeit der Jungfrau sich von der Stadt Baucouleurs auch auf die benachbarten Dörfer verbreitete, sandte René von Anjou, Herzog von Bar, der lange krank lag und den die Aerzte nicht heilen konnten, zu Johanna und ließ sie bitten, zu ihm zu kommen. Johanna that es, erklärte aber dem Herzoge, sie habe vom Himmel nur den einen Auftrag erhalten, Orleans zu befreien und Karl VII. nach Rheims zu führen. Uebrigens möge er nur Muth fassen und nicht mehr in Feindschaft leben mit seiner Gemahlin; sie würde dann für seine Heilung beten. Der Herzog gab ihr vier Francs, die sie sofort unter die Armen vertheilte.

Als sie nach Baucouleurs zurückkam, begegnete sie dem Herrn von Novelompont, der mit einem Andern, Bertrand von Poulangy, spazieren ging; der Erstere, der sie erkannte, ging auf sie zu, und da das junge Mädchen gleich einen starken Eindruck auf ihn gemacht hatte, auch jeden Tag traurigere Nachrichten von der belagerten Stadt ankamen, sagte er zu ihr: „nun Johanna, werden wir wirklich den König aus Frankreich vertreiben sehen und Alle Engländer werden müssen?“

— „Ach,“ antwortete die Jungfrau, „nichts von dem würde geschehen, wenn man mir glauben wollte; leider aber kümmert der Herr von Beaudricourt sich weder um mich noch um meine Worte und so verlieren wir eine kostbare Zeit. Ich muß vor den Fasten bei dem Dauphin sein und ich werde sicherlich zu ihm gelangen, denn Niemand in der Welt, weder Kaiser, noch König, noch Herzog kann Frankreich wieder aufrichten; nur in mir wird es Hilfe finden. Freilich bliebe ich lieber bei meiner Mutter und spanne, denn der Krieg ist nicht meine Arbeit. Aber ich muß gehen und kämpfen, denn der Herr will es.“

Der Herr von Novelompont blickte Johanna unverwandt an und als er sah, daß in ihren Augen der Glaube und das Vertrauen glänzten, sprach er:

„Höre mich an, Johanna, ich weiß nicht woher es mir kommt, und wehe Dir, wenn es aus der Hölle stammt, aber ich fühle mich überzeugt von der Wahrheit dessen, was Du sprichst, und verpflichte mich, wenn Beaudricourt in seiner Weigerung verharret, Dich mit Gottes Hilfe zu dem Könige zu geleiten.“

— „Thut das! thut das!“ sprach Johanna, indem sie ihm die Hand drückte, die er ihr gereicht hatte, „aber schnell, denn eben heute noch hat der edle Dauphin bei Orleans großen Verlust erlitten und er ist von noch größerem bedroht, wenn Ihr mich nicht eilig zu ihm führet.“

Der Herr Bertrand von Poulangy, welcher Alles gehört hatte, fühlte sich ebenfalls von dem Glauben der Jungfrau bewegt, reichte ihr die Hand und gelobte seiner Seits, sie nicht zu verlassen, sie vielmehr mit seinem Freunde zu führen, wohin sie wolle.

Johanna dankte Beiden. Sie war so erfreut, daß sie augenblicklich aufbrechen wollte, aber die beiden Ritter stellten ihr vor, sie müßten vorher noch ein Mal mit Beaudricourt sprechen.

Beaudricourt gab seine Einwilligung, verlangte aber, daß man Johanna zu ihm bringe. Die beiden Ritter holten die Jungfrau ab und der Hauptmann



fragte sie, was sie zu ihrer Reise bedürfe. Johanna antwortete, die Stimmen hätten ihr befohlen, Männerkleidung anzulegen; in allem Uebrigen verlasse sie sich auf ihn. Man ließ ihr männliche Kleidung machen und am zweiten Tage darauf war sie bereit. Sie legte dieselbe an, setzte den Hut auf und schnallte die Sporen an. Herr Robert wollte ihr auch ein Schwert geben, sie aber wies es zurück und sagte, das Schwert, das sie führen solle, sei ein anderes. Darauf fragten die beiden Ritter, welchen Weg sie einschlagen sollten, und Johanna antwortete: „den kürzesten.“

„Auf dem kürzesten,“ fuhr sie fort, „werden wir auf viele Engländer stoßen.“

— „Thut, was ich Euch sage,“ entgegnete Johanna. „Wenn Ihr mich nur zu dem edeln Dauphin führt, werden wir sicherlich kein Hinderniß auf dem Wege finden.“

Am Thore nahm sie Abschied von ihrem Dheime, den sie hat, sie bei ihren Kelterern zu entschuldigen. Ein prächtiger Rappe, den Herr Robert gekauft hatte, erwartete die Jungfrau; sie wollte ihn sogleich besteigen, aber das Ross geberdete sich so wild, daß es ihr unmöglich wurde. Da sagte Johanna: „führt es an das Kreuz, das vor der Kirche an dem Wege steht.“ Der Diener, welcher den Zügel hielt, gehorchte und kaum befand sich das prächtige Ross vor dem Kreuze, als es sanft wurde wie ein Lamm und Johanna es ohne Mühe besteigen konnte mitten unter dem Volke, das, verwundert über die Glaubenskraft der Jungfrau, zuschauete.

Die beiden Ritter schwuren nochmals vor Beaudricourt, Johanna zu dem Könige zu bringen, dann gab sie ihrem Rosse die Sporen wie der kühnste und geschickteste Reiter und entfernte sich im Trabe, begleitet von den beiden Rittern, gefolgt von Dienern, einem Bogenschützen und einem Boten des Königs.

#### 4.

#### Der Dauphin.

Trotz dem großen Vertrauen, das Johanna äußerte, waren die beiden Ritter doch noch nicht ganz beruhigt; sie hatten ungefähr hundert und fünfzig Stunden zu machen, um von Baucouleurs nach Chinon zu kommen, d. h. sie mußten halb Frankreich durchreisen und drei Viertel des Weges waren in der Macht der Engländer und Burgunder. Als sie indeß vier Tage gereiset waren, ohne auf einen feindlichen Haufen zu stoßen, als sie die Jungfrau sich kühn in die Wä-

der hineinwagen und den Weg ohne Führer, als sie in breiten und tiefen Flüssen ihr Pferd unbekannte Furte finden und wohlbehalten an dem andern Ufer ankommen sahen, setzten sie endlich unbedingten Glauben auf Johanna und überließen sich ihr gänzlich. Nach vierzehn Tagen gelangten sie so nach Chinon an der Loire, wo sie die Nachricht von der berühmten Niederlage von Rouvray erhielten, die man meist die Haringsschlacht nennt, weil die Engländer von den Franzosen angegriffen worden waren, während sie dem Herzoge von Suffolk, der die Belagerung leitete, Lebensmittel zuführten, die meist in eingefalznen Fischen bestanden. In dieser Schlacht, in welcher Johann Falstaff seinen Feldherrnruf bewährt hatte, waren Johann Stuart, Connetable von Schottland, die Herren von Dorval, von Lespot und Chateaubrun mit drei bis vierhundert der tapfersten Krieger geblieben, welche es noch mit Frankreich hielten, und der Graf von Dunois war verwundet worden, so daß der Schaden größer war als je. Es war dies das große Unglück, das Johanna in Baucouleurs schon angezeigt hatte.

In Chinon verbreitete sich alsbald das Gerücht, die Prophezeiung Merlins gehe in Erfüllung, die Jungfrau sei gefunden, welche Frankreich auf wunderbare Weise befreien solle, und Jedermann eilte herbei, um die Auserwählte zu sehen. Johanna zeigte sich an dem Fenster der Herberge und sprach laut, man könne ein Fest feiern, die Trauerzeit gehe zu Ende, denn sie sei von Gott gesandt, Frankreich zu erlösen und den Dauphin in Rheims salben zu lassen.

Am nächsten Tage brach man wieder auf, denn so ermüdend auch die Reise für ein Mädchen sein mußte, das noch nie zu Pferde gesessen hatte, so schien doch Johanna nicht im Mindesten davon zu leiden, und sie bestand darauf, so schnell als möglich zu dem Dauphin zu eilen, der sich in Chinon in der traurigsten Lage befand. Es war hohe Zeit, daß Johanna ankam. In Chinon stieg sie in einer Herberge ab, während ihre beiden Reisegefährten sich zu dem Könige Karl VII. begaben.

(Fortsetzung folgt.)

#### Miscellen.

(Ein Original.) Zur Zeit des großen Congresses machte sich in Wien ein gewisser Aibe bemerklich, einer jener Weltbürger, bei denen eine derbe Portion Selbstvertrauen die Stelle der Empfehlungen und der guten Familie vertritt. Seine Existenz war ein Problem, sein Vermögen ein Räthsel. In Smyrna



geboren, war er sehr jung nach Oesterreich gekommen, wo er durch seine orientalische Kleidung und den Titel eines Fürsten vom Libanon, den er annahm, Aufsehen erregte. Man sah ihn überall; in jeder Gesellschaft war er zu finden, denn er hielt es mit allen Parteien, um es mit keiner zu verderben.

Die Sucht dieses originellen Menschen bestand darin, sich vorstellen zu lassen. Eröffnete ein Neuangekommener seinen Salon, so bemühte sich Ade so lange, bis er Jemanden gefunden hatte, der ihn vorstellte. Oft wendete er sich an Personen, die er kaum kannte. Der Prinz von Signe, dessen Gefälligkeit er hundert Mal in Anspruch genommen hatte, verlor endlich die Geduld und als eines Tages der hartnäckige Grieche wiederkam, und durch ihn vorgestellt sein wollte, sagte er: „ich stelle Ihnen hier einen sehr oft vorgestellten aber nicht eben vorstellbaren Mann vor.“

Dieses schlechte Bonmont bereuete der Fürst lange, denn das Epigramm wurde überall nachgesprochen und brachte den Herrn Ade gewissermaßen in die Mode, ohne daß seine Sucht, sich vorstellen zu lassen, nachließ. Einige Zeit nach dem Congresse besuchte er England und sein elegantes Wesen, das er in der guten Gesellschaft sich angeeignet hatte, in welcher er so oft vorgestellt worden war, gewann ihm in dem Badeorte Cheltenham die Zuneigung eines jungen sehr reichen Mädchens, das er heirathete. Sein ungewisses Schicksal schien nun gesichert zu sein, als er wegen einer unbedeutenden Sache, einer Vorstellung, in Streit gerieth mit dem Marquis von B. Die Folge davon war ein Duell, in welchem Ade auf dem Plage blieb.

(Ein Thürmer.) In Amiens steht auf dem Rathhaus-Platz ein seltsam aussehender Thurm, welcher die große Glocke trägt, die bei feierlichen Gelegenheiten geläutet wird. Er brannte zweimal ab und das erste Mal, 1524, war er der Schauplatz einer grauenvollen Scene. Der Thürmer war auf die höchste Spitze desselben hinauf gestiegen, bevor die Flammen ausbrachen; als er wieder herunter gehen wollte, fand er zu seinem Entsetzen, daß der Rauch und das Feuer ihm den Weg versperrten. Er versuchte mit Gewalt sich einen Pfad zu bahnen, aber die Flammen trieben ihn zurück. Da eilte er nochmals auf die Spitze hinauf und schrie die bestürzte unten versammelte Menge um Hilfe an. Niemand konnte ihn retten, und als der Boden unter ihm immer heißer wurde, bat er, man möge aus Barmherzigkeit ihn erschießen. Diese Bitte wurde endlich gewährt und nachdem er seine Seele Gott empfohlen hatte, stürzte er getroffen nieder in die Flammen, die seinen Körper verzehrten.

(Das Geheimnißvolle des magnetischen Schlafes erklärt.) Der thierische Magnetismus hat seit einigen Jahren die Welt vielfach beschäftigt; obgleich verlacht als Selbsttäuschung oder Betrug, setzte er doch die Gelehrten in Verlegenheit. Seine Wirkungen liegen zu offen vor, als daß sie geläugnet werden könnten, bis jetzt aber konnte Niemand ihre Ursachen vernünftig erklären. Ein Arzt in Manchester, James

Braid, will endlich das Räthsel gelöst haben. Er hat eine öffentliche Vorlesung gehalten, um darzuthun, daß er die magnetischen Erscheinungen auch ohne persönliche Berührung hervorbringen und selbst Schlaf bewirken könnte, wenn er in einem andern Zimmer sei als die Person, die in magnetischen Schlaf versetzt werden sollte. Herr Braid stellte zuerst auf einen Tisch eine gewöhnliche dunkle Weinflasche mit einem Kork, der oben ein plattirtes Plättchen hatte. Der Mann, mit welchem der Versuch gemacht werden sollte, erhielt die Weisung, sich auf einen Stuhl zu setzen und fest den Kork anzusehen, ohne zu blinzeln oder die Augen abzuwenden. Der Kork war zwei Fuß von dem Manne entfernt, der den Kopf etwas zurücklegte. Nach fünf Minuten war er in tiefen Schlaf gesunken. Bei einem andern Versuche wurde einer Person ein Band um den Kopf gelegt, um einen gewöhnlichen Korkstöpsel etwas über der Nasenwurzel festzuhalten. Nach diesem Stöpsel mußte die Person sehen und nach vier Minuten war Schlaf erfolgt. Die Person konnte in diesem Falle die Augenlider nicht öffnen, obgleich das Bewußtsein nicht unterdrückt war, und die Person auf jede Frage Antwort gab. Mehrere andere ähnliche Versuche bewiesen klar, daß die Erscheinungen mit dem sogenannten thierischen Magnetismus in gar keiner Verbindung stehen und Braid erklärte die Sache, die nach seiner Meinung darin beruht, daß einige Muskeln des Auges durch das angestrengte Sehen nach einem Gegenstande unter einem spitzen Winkel ermüdet werden. Die Folge davon ist Schwindel; es zeigt sich eine Art Nebel vor dem Auge und sodann tritt Schlaf ein.

(Actiengesellschaften.) Ein englischer Schriftsteller erzählt ganz ernsthaft, es habe sich in London eine Gesellschaft zu dem Zwecke gebildet, „Breter aus Sägespänen“ zu verfertigen und die Actien derselben wären reisend abgegangen. Offenbar ist dies ein Scherz, es sind aber in England und Frankreich viele andere Actiengesellschaften aufgetreten, deren Zweck durchaus nicht vernünftiger war, die deshalb nur einige Tage bestanden und viele Tausende um ihr Geld brachten. So entstand in England eine Actiengesellschaft mit einem Capital von einer Million Pf. St. zur Unternehmung eines Rades mit ewiger Bewegung und eine andere zur Unternehmung der Pferdezüchtung und zur Ausbesserung der Pfarrwohnu. Für die letztere Gesellschaft interessirte sich besonders die öffentliche Meinung und die Actien waren schnell untergebracht. Von den Wirkungen der Gesellschaft aber hat man nie etwas gesehen. Der tollste Plan aber, der am vollständigsten zeigte, wie leicht die Menschen betrogen werden können, ging von einem unbekanntem Abenteuerer aus, der eine Gesellschaft zusammenbringen wollte, um ein Unternehmen von großem Vortheile zu beginnen, „so daß Jemand weiß, worin es besteht.“ Wäre die Sache nicht unglücklich, Niemand würde glauben, daß Leute sich durch solche Aufforderung könnten verleiten lassen. Der Abenteuerer zeigte in seinem Prospect nur an, das erforderliche Capital betraue sich auf eine halbe Million und solle in 5000 Actien zu 100



9f. St. zusammengebracht werden, wobei man nur 2 Pf. St. einzuzahlen brauche. Jeder Actieninhaber sei zu einem Gewinn von hundert Proc. berechtigt. Am nächsten Morgen eröffnete der große Mann sein Bureau und die Menschen drängten sich an der Thüre. Als er um drei Uhr Nachmittags schloß, waren bereits 1000 Actien untergebracht und 2000 Pf. St. gezahlt. Er war klug genug, mit dieser Summe sich zu begnügen, schiffte sich noch denselben Abend nach dem Festlande ein und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

(Ein Lebenslauf.) Vor dreißig Jahren etwa mußte ein junger Zimmermann in England Soldat werden, ohne daß er zu diesem Stande irgend Neigung hatte. Nach kurzer Dienstzeit desertirte er denn auch und kam nach London, wo er in einer Fabrik von Drehbänken Arbeit erhielt. Hier zeichnete er sich bald durch seine Geschicklichkeit aus und machte mehrere Verbesserungen an den Maschinen, mit deren Bau er sich beschäftigte. Zufällig begegnete er indes einmal auf der Straße einem Sergenten seines frühern Regimentes, der ihn erkannte. Um den Folgen seiner Desertion zu entgehen, mußte er fliehen und London verlassen. Er suchte Schutz und Arbeit in verschiedenen Provinzialstädten und gelangte endlich nach Manchester, wo er ganz fremd war und lange keine Arbeit erhielt. In dieser Mußezeit erregten einige mathematische Bücher bei einem Antiquar seine Aufmerksamkeit und er erhielt die Erlaubniß, in denselben zu lesen. Eines Morgens nun befand er sich auch in dem Laden des Antiquars, als ein Herr erschien, um sich einige Bücher über Mechanik zu kaufen. Er sah mehrere an, konnte aber aus den Zeichnungen dabei nicht klug werden. Der anwesende junge Fremde erbot sich, ihm die Schwierigkeiten zu erklären und that dies auf eine so klare und verständliche Weise, daß der Herr ihn nach seiner Geschichte fragte. Diese war bald erzählt, worauf der andere fragte, ob er von der Einrichtung der Drehbänke Kenntniß habe. Er habe eine solche aus London erhalten, Niemand vermöge sie ihm aber zusammen zu setzen. Der junge Mann begab sich am andern Tage in das Haus seines neuen Bekannten und es fand sich, daß die Drehbank eine von denen war, die er in London selbst fertiggestellt hatte. Sie war leicht aufgestellt und der reiche Mann fand so viel Gefallen an dem geschickten jungen Manne, daß er ihm eine Summe vorschob, die denselben in den Stand setzte, selbst ein Geschäft anzufangen. Sein Ruf als geschickter Maschinenbauer verbreitete sich bald; reiche Leute bemühten sich, mit dem talentvollen Manne in Verbindung zu treten; es fehlte ihm also nie an Geld, seine sinnreichen Erfindungen auszuführen; in dem jetzigen Augenblicke steht der Held unserer Geschichte an der Spitze einer Maschinenbauanstalt in England, die, buchstäblich, in der ganzen Welt berühmt ist, und er hat sich ein Vermögen erworben, wie es auf dem Festlande vielleicht kaum ein Fürst besitzt.

(Kostbare Holz zu Tischen u.) Die alten Römer verfertigten aus dem Holze eines Baumes, den Theophrast Thyon,

Plinius aber citrus nennt, Tische, welche mit ungeheueren Summen bezahlt wurden. Cicero war nicht reich, man fand aber doch nach seinem Tode bei ihm einen Tisch von citrus, der nach unserm Gelde für etwa fünf und zwanzig tausend Thaler verkauft wurde. Der Tisch war, wie meist alle von jenem Holze, rund und ruhte auf Füßen von Elfenbein in Sphynxgestalt. Niemand weiß jetzt, von welchem Baume eigentlich jenes kostbare Holz stammte, obgleich viele Reisende und Alterthumsforscher sich bemüht haben, der Sache auf den Grund zu kommen. Vor mehreren Jahren fand endlich ein Reisender Pachos in Cyrenaica einen Baum, den man seiner Höhe, dem Umfange seines Stammes, dem Wohlgeruche nach, den er um sich verbreitet, und wegen der Schönheit des Holzes jetzt für denjenigen hält, aus welchem die Alten so kostbare Meubles arbeiteten, zumal da Plinius sagt, Mauritanien sei das Vaterland jenes Baumes. Jetzt, da Constantine, die ehemalige Hauptstadt Mauritanien, den Franzosen angehört, hat man jene Nachforschungen nach dem kostbaren Baume wieder aufgenommen und alles scheint darauf hinzudeuten, daß die Entdeckung Pachos richtig ist. Man hat bereits Versuche gemacht, das Holz dieses Baumes zu verarbeiten, das wirklich den lieblichsten Wohlgeruch verbreitet, und man hofft, dem Luxus eine neue Quelle damit zu eröffnen. Allerdings steht dieses Holz auch jetzt noch in einem Preise, daß Meubles, die aus demselben gearbeitet werden, mit ungeheueren Summen bezahlt werden müssen.

### Generalcorrespondenz.

Die Trüffel, melden französische Zeitungen, werden dieses Jahr in ungewöhnlich reichlicher Menge gefunden. Vier Kaufleute in Brive versandten in einer Woche für 120,000 Francs frische Trüffel. —

Es entsteht in unsern Tagen mit wunderbarer Schnelligkeit eine neue Stadt, Philippeville nämlich, die die Franzosen in Africa angelegt und nach Ludwig Philipp benannt haben. In acht Monaten wurden dort vierhundert Häuser gebaut und die Einwohnerzahl stieg in zwei Jahren von 1800 auf 6000, die im vorigen Jahre bereits für 15 Mill. Francs Waaren aller Art aus Frankreich bezogen. —

Ein Mann, der in der Fremdenlegion in Algier diente, aber bald desertirte und sich zu den Arabern begab, schildert in einem Briefe, wie der Araberstamm, bei dem er sich befand, um den Sohn seines Fürsten trauerte, der im Kampfe gefallen war. „Alle Araber legten gleich am frühen Morgen ihre schlechteste Kleidung an, die jungen Kameele, die Kälber und Lämmer wurden an den Zelten des Scheiks angebunden, während man die Mütter dieser jungen Thiere auf die Weide getrieben hatte. Man denke sich das ohrzerreißende Geschrei, welches alle diese Thiere hören ließen. Dann kamen die Frauen in die Zelte, bedeckt von Lumpen, mit aufgelösetem Haar, und sie weinten und schrieten mit aller Kraft ihrer Lungen. Die Männer ihrer Seite saßen an der Erde unbeweglich wie Statuen und hatten sich das



Haupt mit Sand bestreut. Die Knaben schlugen die zahlreichen Gunde, damit dieselben recht jämmerlich heulen möchten. Dieses Höllenconcert dauerte den ganzen Tag fort und wurde drei Wochen hintereinander täglich ein bis zwei Stunden wiederholt. —

Eine der seltenern Cactusarten, *Cactus senilis*, besitzt einen höchst seltsamen Bau, von dem er auch seinen Namen hat. Da er bloß eine Art Stumpf und mit langen weißen herabhängenden Haaren bedeckt ist, so gleicht er vollkommen dem Bilde eines alten Mannes. In seinem Vaterlande hat dieser Cactus ein sehr verschiedenes, aber nicht weniger lächerliches Aussehen. Er wird dort zehn bis zwölf, bisweilen zwanzig bis dreißig Fuß hoch und in der Blütezeit erscheint oben um ihn herum ein Kranz von braunem Pelz, der allmählig sich vergrößert, bis er vollkommen die Form und das Ansehen eines Damennusses hat. Die Blüten dieses seltsamen Cactus sind carmoisinroth und stehen in einem Kreise herum; der Leser mag darnach urtheilen, welche seltsame Figur dieser alte Mann von einer Pflanze in den heimatlichen Ländern spielt, wo er dasteht über und über umhüllt von langem weißem Haar, mit einem schwarzen Muffe angethan, und einem Kranze rother Blumen auf dem Kopfe. —

Wir haben in dem jetzigen Winter wiederum mehrmals gelesen, daß Kinder und ältere Damen eines schrecklichen Todes starben, weil ihre Kleidung von den Flammen ergriffen wurde. Zur Verhütung ähnlicher Unglücksfälle schlägt ein Engländer ein sehr einfaches, aber sicheres Mittel vor: nachdem die Kleidungsstücke, das Bettzeug u. dergleichen gewaschen ist, lasse man dasselbe im Wasser ausspülen, in welchem etwas Salpeter aufgelöst wurde. Dadurch erhält die Wäsche ein schöneres Aussehen, während zugleich verhindert wird, daß sie in Berührung mit Feuer sogleich in hellen Flammen aufgeht; sie glimmt nur und der Brand kann also sehr leicht gelöscht werden. —

Ein anderer Engländer hat eine Erfindung gemacht, welche die Maurer oder doch die Steinhauer verdrängen soll und verdrängen wird. Die Steine werden, wie sie aus dem Bruche kommen, in die Maschine gebracht und gehen aus derselben so glatt und tabellos behauen hervor, wie sie kaum ein Mann mit der Hand bearbeiten kann. Auch braucht die Maschine nicht den vierten Theil der Zeit, um ihre Aufgabe zu lösen. Es ist bereits eine solche Maschine, die etwa 3000 Thaler kostet, aufgestellt; sie verrichtet die Arbeit von zweihundert und fünfzig Menschen, ob sie gleich bisher nur täglich sechs Stunden in Thätigkeit gewesen ist. —

In Paris giebt es gegenwärtig über dreitausend Kaffeehäuser. Jemand, der sich viel mit der Geschichte von Paris beschäftigt, hat gefunden, daß, als der Kaffee zuerst dort eingeführt wurde, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, das Pfund mit vierzig Thalern und darüber bezahlt wurde. —

Man hat noch nicht gehört, daß in Deutschland Jemand das Mittel, Abonnenten für ein Journal zu erlangen, in Anwendung gebracht, welches namentlich zwei Journal in Paris

regelmäßig brauchen. Sie geben nämlich große Concerte und jeder ihrer Abonnenten erhält unentgeltlich ein Eintrittsbillet. Soviel wir wissen, hat nur ein kleines dänisches Blatt in Kopenhagen dieses Beispiel nachgeahmt und dabei seine Rechnung gefunden. —

Der jetzt beendigte Tunnel unter der Themse in London kostet drei Millionen und hunderttausend Thaler. Man bauete siebzehn oder achtzehn Jahre daran, und es verunglückten dabei nur fünf Personen. —

In dem Pariser Leihhause sind regelmäßig im Durchschnitt über zweihunderttausend Taschenuhren und dreißigtausend Matratzen verlehrt. —

Die Pflasterung der Straßen in den Städten mit Holzblöden scheint sich zu erproben; man hatte bekanntlich vor einigen Jahren in London Versuche damit gemacht und jetzt ist der Beschluß gefaßt worden, dort eine ganze Straße so zu pflastern. Auch in Paris will man einen Theil der rue Richelieu auf diese Weise belegen. —

Die Mlle. Rachel, die jetzt mündig und von ihrem habgütigen Vater frei geworden ist, hat ein neues Engagement mit dem Theater français geschlossen; sie erhält jährlich 42,000 Francs, wofür sie nur vierundfünfzig Vorstellungen zu geben braucht, und einen Urlaub von drei Monaten. —

Der niedlichste Almanach, der erscheint, ist der Bijou Almanac, den Schloß in London herausgiebt, und der so niedlich ist, daß er mit unbewaffnetem Auge kaum gelesen werden kann, weshalb denn auch jedem Exemplare ein Vergrößerungsglas beigegeben wird. Von dem neuesten Jahrgange erhielt die Königin ein prachtvoll ausgestattetes Exemplar. Auf einem Fußgestelle von Perlmutter erhebt sich die Rose von England; das Fußgestelle ruht auf rothem Sammet, der mit in Gold gefaßten Diamanten bestreut ist. Die Rose ist von der schönsten Perlmutter, Stengel und Blätter sind von reinstem Golde und im Kelche der Blume liegt der Almanach mit dem Vergrößerungsglas. Ueber der Rose schwebt ein Colibri, der wunderbar fein aus rother Perlmutter geschnitten ist und dessen Glanz dem natürlichen Gefieder kaum nachsteht. Das Ganze befindet sich unter einer Glasglocke und die Königin erhielt das Geschenk in einem mit Atlas gefütterten Marokkinkästchen. Die Herstellung dieses kleinen Kunstwerkes soll über hundert Pf. Sterl. gekostet haben. —

Die in Nr. II. enthaltene von uns ebenfalls entlehnte Nachricht „über die Tochter des Generals Morel,“ wird jetzt von Karlsruhe aus, wo diese Dame allgemein geachtet und in glücklicher Ehe lebt, auf sehr glaubwürdige Weise widersprochen, was wir zur Steuer der Wahrheit hiermit zur Oeffentlichkeit bringen. Wir ersuchen die Redactionen von Zeitschriften, welche obige Nachricht aus der Modenzeitung entnahmen, auch gegenwärtigen Zeilen Platz in ihren Spalten finden zu lassen.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 14.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Johanna von Orleans.

Von Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Karl war misstrauisch wie ein unglücklicher König; oftmals getäuscht durch die, welche er für seine besten Freunde hielt, oft verlassen von denen, auf die er am meisten gebaut, konnte er an die uneigennütige Hingebung einer ganz Unbekannten nicht glauben. Er machte deshalb Schwierigkeiten, die Jungfrau zu empfangen, und schickte nur drei seiner Räte zu ihr. Anfangs wollte Johanna diesen gar nicht antworten, indem sie sagte, sie habe mit dem Dauphin zu reden, nicht mit ihnen; endlich willigte sie jedoch ein, ihnen zu wiederholen, was sie schon so oft gesagt hatte, ohne daß man ihr glaubte, daß sie nämlich gekommen sei, Orleans zu befreien und den Dauphin nach Rheims zu führen. Die Räte meldeten dies dem Könige.

Johanna wartete zwei Tage, ohne daß Jemand bei ihr erschien. Sie hegte jedoch stets das beste Vertrauen, tröstete die beiden Ritter, die sie begleitet hatten, und sprach mit wunderbarer Sicherheit, der König würde sie zuletzt anhören. Am dritten Tage endlich kam der Graf von Vendome, um Johanna zu dem Könige zu führen. Johanna schien weder verlegen noch erstaunt zu sein; sie wartete ja schon lange auf die Zusammenkunft und hatte sich darauf vorbereitet.

Der noch immer misstrauische König hatte nach der Entfernung des Grafen von Vendome seinem Ra-

the vorgeschlagen, das Mädchen zu prüfen. Er wollte sich nämlich unter sein Gefolge mischen und einen Andern an seinen Platz stellen, um zu sehen, ob Johanna sich irren lasse. Die Prüfung wurde angenommen und der König ließ auf seinen Thron einen jungen Herrn von seinem Alter steigen, der so reich gekleidet war wie er selbst, während er sich hinter den Andern hielt. Kaum war dies geschehen, als die Thüre geöffnet wurde und Johanna eintrat.

Die Wahrheit ihrer Sendung offenbarte sich alsbald, denn sie ging sogleich auf Karl VII. zu, kniete vor ihm nieder und sprach: „Gott gebe Euch ein gutes und langes Leben, edler Dauphin.“

„Du irrst Dich, Johanna,“ antwortete Karl VII.; „ich bin nicht der König, der dort auf dem Throne ist.“

— „Bei Gott, edler Fürst,“ entgegnete Johanna, „sucht mich nicht zu täuschen, denn Ihr seid der Dauphin und kein Anderer.“

Ein Murmeln des Erstaunens verbreitete sich in dem Saale und Johanna fuhr fort:

— „Edler Dauphin, warum glaubt Ihr mir nicht? Glaubt meinen Worten, daß Gott Mitleiden fühlt mit Euch, mit Eurem Reiche und Eurem Volke, denn der heilige Ludwig und Karl der Große knien vor ihm und bitten für Euch. Uebrigens will ich, wenn es Euch gefällt, Euch etwas sagen, das Euch bestimmen wird, mir zu glauben.“

Da führte sie der König Karl in einen Betsaal



neben dem Rathssaale und hier sprach er zu ihr: „nun, Johanna, wir sind allein; rede.“

„Wenn ich Euch so geheime Dinge offenbare, die nur Gott und Ihr wissen könnt, werdet Ihr mir dann Vertrauen schenken und glauben, daß der Herr des Himmels mich sendet?“

— „Ja, Johanna,“ antwortete der König.

„Nun wohl, Sire,“ fuhr die Jungfrau fort, „erinnert Ihr Euch, daß Ihr am Tage Aller Heiligen, während Ihr allein waret in Eurem Schlosse zu Loches, drei Bitten an Gott richtete?“

— „Allerdings, Johanna, ich erinnere mich des wohl.“

„Habt Ihr diese Bitten jemals Eurem Beichtvater oder irgend einem Andern mitgetheilt?“

— „Niemals.“

„Ich werde Euch die drei Bitten nennen. Die erste war, daß, wenn Ihr nicht der wahre Erbe Frankreichs wäret, Gott Euch den Ruch nehmen möchte, diesen Krieg fortzusetzen, der Eurem armen Lande so viel Geld und Blut koste. Die zweite war, daß, wenn die schreckliche Geißel, die auf Frankreich laste, eine Folge Eurerer Sünden sei, Gott das arme Volk wegen eines Bergehens, das dasselbe nicht begangen, nicht strafen, sondern diese Strafe allein auf Euer Haupt fallen lassen möge. Die dritte Bitte endlich war, daß, wenn das Volk gesündigt habe, Gott mit ihm Erbarmen haben möge, damit das Land endlich frei werde von der Noth, in welcher dasselbe seit mehr als zwölf Jahren schmachte.“

Der König blieb nach diesen Worten nachdenklich stehen und blickte endlich das Mädchen aufmerksam an. Dann sprach er: „Alles, was Du da gesagt hast, ist wahr, Johanna, aber es reicht nicht hin, daß ich überzeuge bin, Du kommst von Gott; auch meine Rätthe müssen meine Meinung theilen, denn wir sind schon jetzt unglücklich und geheilt genug.“

„Nun wohl,“ entgegnete Johanna, „beruft morgen drei oder vier Eurerer Getreuen, Geistliche, wenn es möglich ist, und ich werde Euch ein Zeichen geben, nach dem Niemand mehr zweifeln kann, denn die Stimmen haben mir ein solches Zeichen verheißen und ich bin überzeugt, daß sie mir dasselbe auf meine Bitte gewähren werden.“

Der König und Johanna begaben sich darauf in den Rathssaal zurück, wo man sie mit Ungeduld erwartete. Aller Augen wendeten sich alsbald auf den König und man erkannte aus seiner ersten und nach-

denkenden Miene, daß das, was das Mädchen gesagt, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe.

„Meine Herren,“ sprach der König, „für heute ist es genug, denn wir müssen über das Geschehene reiflich nachdenken. Du, Johanna, entferne Dich jetzt, da Du ermüdet sein wirst von der langen Reise, und vergiß nicht, was Du uns für morgen versprochen hast.“

— „Mit Gottes Hilfe,“ entgegnete Johanna, „wird nicht nur das, was ich für morgen versprochen, sondern auch das, was ich für die Zukunft verheißen habe, in Erfüllung gehen.“ Dann ließ sie sich auf ein Knie nieder vor dem Könige, küßte ihm die Hand und entfernte sich so bescheiden und ruhig, wie sie gekommen war.

Am nächsten Tage, Vormittags um zehn Uhr, ließ der König die Jungfrau zu sich bescheiden. Sie fand bei Karl VII. den Erzbischof von Rheims und die Herren Karl von Bourbon und von La Tremouillard. Als man sie an ihr Versprechen erinnert hatte, begab sie sich, um zu beten, in die anstoßende Kapelle. An dem Altare kniete sie nieder und kaum hatte sie ihr Gebet gesprochen, als die Wolke auf die gewöhnliche Weise sich hernieder senkte, dies Mal aber nicht bloß den Erzengel und die beiden heiligen Frauen, sondern in glänzender Ferne eine Menge anderer Engel sehen ließ. Johanna wurde von dem Glanze so geblendet, daß sie die Augen niederschlagen mußte.

„Du hast geglaubt,“ sprach die Stimme, „und wir werden unser Versprechen halten.“ Darauf winkte der heilige Michael und aus dem himmlischen Chore ließ sich ein Engel herab, der in der Hand eine Krone mit funkelnden Steinen trug.

„Dies ist das verheißene Zeichen,“ sprach die Stimme, „und die Ungläubigsten werden aufhören zu zweifeln, sobald sie dasselbe erblickt haben.“ Die Wolke schloß sich darauf und stieg wieder zum Himmel hinauf. Der Engel aber, welcher die Krone trug, blieb auf der Erde und als Johanna die Augen erhob, stand er vor ihr. Ohne ein Wort zu sprechen, aber mit mildem Lächeln winkte er der Jungfrau ihm zu folgen, nahm sie an der Hand und führte sie nach der Thüre der Kapelle, die mit dem Zimmer des Königs in Verbindung stand, in welchem dieser mit seinen Rätthen noch kniete und betete. Bei dem Anblicke Johannas und des himmlischen Botens erhoben sie sich voll Bewunderung. Der Engel ließ darauf die Hand der Jungfrau los, trat auf den König zu, überreichte die Krone dem Erzbischof und sprach:



„Sire, ich melde Euch, daß Ihr Gnade gefunden habt vor dem Herrn, der Euch diese Jungfrau sendet zur Befreiung des Landes; übergebt ihr also soviel Eurer Kriegerleute, als Ihr zusammenzubringen vermöget und zum Beweise dafür, daß sie Euch in Rheims krönen lassen soll, ist hier die himmlische Krone, die der Herr unser Gott Euch sendet. Zweifelt also nicht mehr, denn durch fernern Zweifel werdet Ihr den Herrn beleidigen.“

Darauf schwebte der Engel in die Kapelle zurück, in welcher er verschwand. Karl VII. aber verneigte sich vor dem Erzbischof von Rheims, der ihm die Krone auf das Haupt setzte.

## 5.

## Das Convoi.

In Chinon befand sich der Herzog von Alençon, der Gefangener der Engländer gewesen war und sich durch die Summe von zweimalhunderttausend Thalern frei gekauft, wovon er die Hälfte baar bezahlt, für die andere Hälfte aber sieben seiner Vasallen als Geiseln zurückgelassen hatte, welche er bald darauf ebenfalls auslösete.

Die ganze Stadt war voll Freude und Hoffnung, denn das Gerücht hatte sich bereits verbreitet, daß Johanna als Botin des Himmels erkannt worden sei. Wenn der Herzog die Freude auch noch nicht theilte, so blieb er doch nicht gleichgiltig dabei; denn der moralische Einfluß der Gottbegeisterten machte sich bereits fühlbar und Jedermann sprach von dem Kampfe gegen die Engländer wie von einem Feste. Der Herzog dagegen wünschte so sehr, an den Engländern sich zu rächen, daß jedes Mittel, welches zu diesem Zwecke zu führen schien, ihm gut dünkte. Der König gab ihm den Auftrag, der Jungfrau nach Blois voraus zu eilen und Alles in den Stand zu setzen, damit der Berproviantirungszug, den man vorhatte, nach acht Tagen nach Orleans ausbrechen könne.

Der Herzog reisete sofort ab und man beschäftigte sich sodann mit der Abreise Johanna's. Man gab ihr das Gefolge eines Kriegsobersten, nämlich einen Knapen, einen Pagen, zwei Herolde und einen Kaplan, deren Namen die Geschichte aufzählt. Der Kaplan hieß Pasquerel. Nachdem dies geschehen war, ließ ihr der König eine vollständige Rüstung geben, Johanna aber wies das Schwert zurück und sagte, es sei nicht das, dessen sie sich bedienen solle, dieses würde man auf dem Grabe eines alten Ritters in einer

der Kapellen der Kirche der heiligen Katharina von Fierbois finden. Man fragte sie, woran man dieses Schwert erkenne, und sie antwortete, es befänden sich auf der Klinge nahe am Gefäße fünf Lilien. Das Schwert wurde an der angedeuteten Stelle gefunden und gereinigt und Karl VII. ließ dazu eine schöne Scheide von Sammet machen, die mit goldenen Lilien bedeckt war.

Das Ende des Monats April rückte unterdeß heran und man hatte keine Zeit mehr zu verlieren, denn die Stadt Orleans wurde in ihrem Muth und ihrer Treue nur noch durch die wunderbare Hilfe erhalten, die sie erwartete. Der König nahm endlich Abschied von der Jungfrau und diese brach auf nach Blois, begleitet von dem Marschall von Rayes, von La Maison, Laval, Poitou, La Hire, Loré, dem Admiral Coillart und etwa dreihundert Kriegern.

In Blois mußte sie wiederum mehrere Tage warten, denn obgleich sie immer wiederholte, es komme nicht auf die Zahl der Soldaten an, mit denen sie ziehe, so wollten die Befehlshaber doch ohne eine ansehnliche Macht nicht ausbrechen. Johanna ließ in der Ruhezeit eine Fahne von weißer Seide machen, auf der man goldene Lilien, in der Mitte den Heiland mit der Weltkugel in der Hand, zu seiner Rechten und Linken betende knieende Engel und darüber die Worte sah: Jesus! Maria! Außer dieser Kriegsfahne ließ sie noch ein anderes Banner verfertigen, das sie ihrem Kaplan Pasquerel übergab, damit er dasselbe auf dem Marsche, bei Festen und Prozessionen trage. Sie ließ ferner in ihrem Namen einen (noch vorhandenen) Brief an den Herzog von Bedford schreiben, der im Namen des Königs von England Frankreich regierte, und ihn auffordern, sich in die Befehle Gottes zu fügen und die Schlüssel aller Städte herauszugeben, die er besetzt halte.

Nachdem man endlich eine ansehnliche Macht und eine große Menge Lebensmittel für die belagerte Stadt zusammengebracht, nachdem alle Soldaten, auf das Verlangen Johanna's, gebeichtet, brach man nach Orleans auf. Kurz vorher hatten die Befehlshaber einen Kriegsrath ohne die Jungfrau gehalten. Diese hatte nämlich im Vertrauen auf ihre Sendung befohlen, an dem rechten Ufer des Flusses hinzuziehen, das ganz im Besitze der Engländer war; die Befehlshaber aber meinten, dies heiße Gott versuchen, und ließen das Heer an dem linken Ufer marschiren. Der Kaplan Pasquerel eröffnete den Zug mit seinem Banner und sang



mit den andern Geistlichen fromme Lieder. Johanna folgte ihm zu Roß mitten unter den andern Befehlshabern, die sie unaufhörlich wegen ihrer gottlosen Reden tadelte; meist hielt sie sich neben La Hire, für den sie große Freundschaft gefaßt hatte, trotz dem ewigen Fluchen desselben und ob er gleich regelmäßig früh und Abends ein Gebet sprach, das der Jungfrau sehr mißfiel, nämlich: „Guter Gott, thue für La Hire, was La Hire für Dich thun würde, wenn er der liebe Gott wäre und Du La Hire wärest.“

Am dritten Tage gelangte man vor Orleans und da erst bemerkte Johanna, daß man sie getäuscht, denn sie sah den Fluß zwischen ihr und der Stadt. Sie war im hohen Grade aufgebracht darüber und befahl sogleich den Rath des Bastard von Orleans zu befolgen, der in einem Boote herübergekommen war und empfahl, zwei Stunden weiter an dem Flusse hinauf bis Checy zu gehen und dort überzusehen. Dies geschah und man näherte sich Orleans mehr und mehr. Die sämtlichen Einwohner, welche von Dunois benachrichtigt worden waren, befanden sich am Kai und erwarteten Johanna. Sie stieg, da sie in einem Boote den Fluß herabgefahren war, an's Land und fand ein gezäumtes ganz weißes Pferd vor, das sie bestieg und auf dem sie ihren Triumphheinzug in Orleans hielt am 29. April 1429 inmitten einer Begeisterung, als sei ein Engel Gottes oder Gott selbst unter dem Volke erschienen.

## 6.

### Die Belagerung von Orleans.

Der Einzug Johanna's in Orleans hatte auf nicht minder außerordentliche Weise auf die Belagerer als auf die Belagerten gewirkt, nur mit dem Unterschiede, daß er unter den erstern Bestürzung und Entmuthigung, unter den letztern dagegen Hoffnung und Muth verbreitete. Die Engländer hatten Anfangs viel gelacht, als sie erfuhren, daß ein Mädchen bei dem Könige Karl VII. erschienen sei und gesagt, sie habe den Auftrag erhalten, die Engländer aus Frankreich zu vertreiben, dann verbreitete sich das Gerücht, das Mädchen sei wirklich eine Begeisterte. Man sprach von Wundern, die sie bewirkt haben sollte, und man darf nicht vergessen, daß man in jener Zeit den außerordentlichsten Begebenheiten leicht Glauben schenkte.

Entweder weil Johanna den Eindruck errieth, den ihre Erscheinung hervorgebracht hatte, oder weil die Begeisterung sie antrieb, wollte sie gleich den Tag nach

ihrer Ankunft die Belagerungswerke der Engländer angreifen; Dunois aber und mehrere andere tapfere Feldherren waren einer andern Meinung. Johanna glaubte zwar, der König habe ihr den Oberbefehl übertragen, doch vermochte sie nicht durchzudringen und es wurde beschloffen, erst eine Verstärkung von Blois abzuwarten, bevor man etwas unternahme. Man wartete deshalb, Johanna mußte sich in der Zwischenzeit alle angesehenen Personen der Stadt vorstellen lassen und war eines Tages davon so ermüdet worden, daß sie einen Augenblick der Ruhe benutzte, um sich auf ihr Bett zu legen und zu schlafen. In derselben Zeit hatten einige einflußreiche Männer der Stadt beschloffen, den neubelebten Muth der Mannschaft zu benutzen und einen Ausfall zu wagen. Johanna fuhr nach etwa einer Stunde plötzlich aus ihrem Schlummer auf und rief nach ihrem Schwerte und Rosse; „die Franzosen,“ sagte sie, „kämpfen vor den Thoren und sind hart bedrängt.“

Sie legte schnell ihre Rüstung an und eilte nach dem Thore, wo ihr bereits Fliehende entgegen kamen. Da erhob sie ihre Fahne und rief: „Muth! Muth! die Jungfrau kommt, die Tochter Gottes!“ Und ohne sich darum zu kümmern, ob ihr Jemand folge oder nicht, stürzte sie sich mitten unter die nachdrängenden Engländer. Die Franzosen faßten neuen Muth, die Engländer erschrafen und in den Reihen der Letztern trat einige Verwirrung ein, welche Johanna benutzte, um die Fliehenden um sich sammeln. Sie kehrten auch wirklich alsbald zum Angriffe zurück, während aus der Stadt Andere zu Hilfe eilten. Die Engländer wurden zurückgetrieben und bald darauf sah man die Fahne Johanna's auf einem feindlichen Werke flattern. Talbot wollte seinen Landsleuten zu Hilfe kommen, der Graf Dunois aber, der von dieser Bewegung benachrichtigt wurde, nahm eine Stellung zwischen den Engländern und dem angegriffenen Werke der Engländer und bot denselben eine Schlacht an, was die Franzosen seit langer Zeit nicht gewagt hatten. Diesmal hatten die Engländer den Muth nicht, einen Angriff zu unternehmen, so daß die Jungfrau ihren Sieg vollkommen zu Ende führen konnte.

Einige Tage darauf kam es zu einem noch ernstern Kampfe; Jedermann erkannte, daß dieser für Frankreich oder England entscheidend ausfallen müsse. Drei Stunden lang griffen die Franzosen unablässig an, während die Engländer sich eben so tapfer vertheidigten. Man schlug sich nicht nach der kalten Berech-



nung einer allgemeinen Schlacht, sondern mit der Erbitterung eines Zweikampfes. Jeder wählte sich einen Feind aus, den er überwand oder von dem er überwunden wurde; die Franzosen bedienten sich meist ihrer Schwerdter und Lanzen; die Engländer schlugen mit Bleimassen und eisernen Beilen, warfen Balken auf die Anstürmenden und zertrümmerten die Sturmleitern mit gewaltigen Steinen, worauf sie auf die Hinabgestürzten Kalk, siedendes Del oder geschmolzenes Blei gossen. Drei Stunden lang währte dieser entsetzliche Kampf, und drei Stunden lang hörte man vor allen Stimmen die der Jungfrau, welche rief: „Muth! Muth!“ Drei Stunden lang sah man ihre Fahne allen andern Fahnen voraus; endlich aber wichen die ermüdeten Franzosen einen Schritt zurück trotz den Bemühungen der Jungfrau, die ihnen zurief: „im Namen Gottes! Nicht zurück! Muth! Muth! In Kurzem sind sie Alle in unsern Händen.“ Dann ergriff sie selbst eine Leiter, lehnte sie an die Mauer und stieg hinauf, während sie rief: „Ergebt Euch, Engländer, oder Ihr werdet es bitter bereuen.“

In diesem Augenblicke traf die Jungfrau ein Armbrustbolzen, der unter dem Busen eindrang und vier bis fünf Zoll unter dem Halse wieder herauskam. Sie hatte am Tage vorher diese Verwundung vorhergesehen, stieß einen Schmerzenslaut aus, stieg von der Leiter herunter und sank nieder. Als bald faßten die Engländer wieder Muth und drangen aus ihrem Bollwerke heraus, um sich Johannas zu bemächtigen; aber die französischen Ritter eilten ihr zu Hilfe. Der Herr von Samache gelangte zuerst bei ihr an, schlug mit seiner Streitart die beiden ersten Engländer nieder, die sie anrühren wollten, und sprach: „Johanna, Ihr seid ein tapferes Mädchen; ich habe Euch bisher Unrecht gethan; verzeiht mir, nehmt mein Roß und grüßt mir nicht.“

Da sie das Pferd nicht zu besteigen vermochte, trug man sie einige hundert Schritte weg von dem Walle und nahm ihr die Rüstung ab. Zwar wollte sie der Schmerz übermannen, aber sie blickte vertrauensvoll zum Himmel empor, ergriff den Bolzen mit beiden Händen und zog ihn selbst aus der Wunde heraus. Ein Soldat, der sie mit getragen, trat darauf zu ihr und wollte ihr den Schmerz mit Zauberworten versprechen, Johanna aber wendete sich mit Unwillen ab und sprach:

„Lieber wollte ich sterben als also gegen den Willen Gottes handeln. Vermag man die Wunde ohne

eine Sünde zu heilen, so thue man es; aber niemals werde ich mich solchen Mitteln unterwerfen.“

Ein Anderer legte ihr einen mit Del getränkten Umschlag auf, der den Schmerz ein wenig milderte. In diesem Augenblicke kam Dünois an, um ihr zu melden, es sei der Rückzug angeordnet worden. Da fand Johanna sofort ihre Kraft wieder; sie legte ihre Rüstung von Neuem an, stieg zu Pferde und sprengte mit dem Rufe unter die versammelten Heerführer: „im Namen Gottes, fasset Muth, wir werden bald den Sieg erringen. Laßt die Leute ein wenig ausruhen, esset und trinket, dann erneuert den Sturm und Ihr werdet sehen, daß in weniger als einer halben Stunde Alles in unserer Gewalt ist.“

Der Soldat, welchem Johanna ihre Fahne anvertrauet hatte, schritt, ohne auf die Führer zu achten, den Feinden von Neuem entgegen und alle andern folgten ihm. Johanna selbst schloß sich ihm an, schwenkte ihre Fahne und dieses Zeichen wirkte Wunder, denn die Entmuthigten fühlten sich begeistert.

Die Engländer dagegen, welche die Jungfrau für todt oder doch für schwer verwundet gehalten hatten, entsetzten sich, als sie dieselbe bewaffnet, kräftig und wie es schien völlig wohlbehalten von Neuem erblickten. Nur ein Wunder, meinten sie, hatte dies bewirken können und der Muth sank ihnen bei dem Gedanken, daß Gott mit den Franzosen sei. In diesem Augenblicke griffen die Bürger von Orleans, um die Bestürzung zu vermehren, das Bollwerk der Engländer von der entgegengesetzten Seite an. Gladesdale, der englische Befehlshaber, suchte sich über die Zugbrücke zu retten, aber in dem Augenblicke, als er sich auf derselben befand, traf sie eine Kugel, die sie zertrümmerte. Gladesdale erkrank mit mehreren seiner Leute in der Loire.

Da erfaßte die Engländer die Verzweiflung, Jeder suchte sich zu retten und das Bollwerk fiel in die Hände der Franzosen. In der Stadt wurde ein feierliches Te Deum gesungen, die Glocken läuteten die ganze Nacht und die Bürger zogen bis an den Morgen jubelnd in den glänzend erleuchteten Straßen umher.

Am nächsten Tage hoben die Engländer die Belagerung auf und zogen ab. Neun Tage waren für die Jungfrau hinreichend gewesen, ihr erstes Versprechen zu erfüllen, das sie im Namen Gottes gegeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)



## Miscellen.

(Der Fürst von Paterno.) Der Fürst von Paterno war einer der reichsten Grundbesitzer von Sicilien und er wurde einst auf seiner Yacht von Seeräubern, die ihm auflauerten, nach Algier gebracht, wo sie ihn für hunderttausend Piafter an den Dey verkauften. Der Dey ließ ihn zu sich rufen und begann mit ihm zu unterhandeln. Paterno aber antwortete sogleich, er kümmere sich nicht um Geldangelegenheiten, und wenn der Dey etwas der Art mit ihm zu ordnen habe, möge er sich mit seinem Intendanten verständigen. Der Intendant wurde gerufen und es folgte eine lange Discussion. Endlich wurde das Lösegeld für den Fürsten und dessen ganzes Gefolge auf 600,000 Piafter festgesetzt. Die Hälfte davon sollte der Intendant sogleich aus Sicilien herbeiholen, die andere Hälfte aber nach einem halben Jahre gezahlt werden. Nachdem die erste Zahlung erfolgt war, erhielt der Fürst mit den Seinigen die Freiheit und gab für die rückständige Summe sein Ehrenwort. Der Fürst kam glücklich nach Sicilien zurück zur großen Freude seiner Vasallen, die ihn sehr liebten, und gab sogleich dem Intendanten Befehl, die dem Dey von Algier noch schuldigen 300,000 Piafter zusammen zu bringen. Eben sollte das Geld abgesendet werden, als der Fürst ein versiegeltes Schreiben erhielt, das er wie gewöhnlich seinem Intendanten übergeben ließ. Das Schreiben erhielt den Befehl des Königs von Neapel, die für den Dey bestimmte Summe dem königl. Schatz zu übersenden, weil der König der Regentschaft von Algier vor vierzehn Tagen den Krieg erklärt habe und es höchst unpolitisch sei, seinen Feind bereichern zu lassen. Der Fürst befahl, die Summe nach Neapel zu schicken. Auf der andern Seite hatte indes der Fürst dem Dey sein Wort gegeben, das er um keinen Preis brechen wollte. Er ließ deshalb seine Diamanten und sein Silbergeschirer verkaufen und sandte aus dem Erlöse dem Dey die noch schuldigen 300,000 Piafter.

(Anweisung, wie man sich beim Husten, Niesen u. vor dem Könige und der Königin zu benehmen hat.) Die einst sehr berühmte englische Schriftstellerin Burney, welche an den Hof Georgs gezogen wurde, erhielt von einem Hofmanne folgende Anweisung: „vor allen Dingen dürfen Sie vor dem Könige oder der Königin nicht husten. Merken Sie einen Reiz dazu in der Kehle, so müssen Sie ihn unterdrücken; fürchten Sie dabei zu ersticken, so ersticken Sie in Gottes Namen, denn husten dürfen Sie nicht. Zweitens dürfen Sie nicht niesen. Haben Sie den Schnupfen, so dürfen Sie nicht darauf achten; fühlen Sie einen Reiz zum Niesen, so halten Sie den Athem an sich; genügt dies nicht und der Reiz zum Niesen wird stärker, so beißen Sie die Zähne mit Gewalt zusammen; springt in Folge davon eine Ader, so müssen Sie die Ader springen lassen, denn niesen dürfen Sie auf keinen Fall. Drittens dürfen Sie unter keinem Vorwande einen Fuß oder eine Hand bewegen. Sticht Sie eine Nadel, so dürfen Sie dieselbe nicht herausziehen. Ist der Schmerz sehr groß,

so müssen Sie ihn ertragen, ohne eine Miene zu verzieren; treten Ihnen Thränen dabei in die Augen, so dürfen Sie dieselben nicht abwischen; kitzeln die Thränen Sie im Gesicht, während sie an demselben herabrinnen, so dürfen Sie durchaus nicht darauf achten. Fühlen Sie sehr heftigen Schmerz durch die Nadel, so können Sie sich auf die Zunge oder auf die Lippe beißen, um sich einige Erleichterung zu verschaffen, Sie müssen aber darauf achten, daß man Ihnen dies nicht ansieht.“

(Rache eines Künstlers.) Der berühmte spanische Gitarrespieler Huerta, dem ein großer Ruf vorausgegangen, war 1829 in Paris angekommen. Herr . . . , damals Minister, lud eine zahlreiche Gesellschaft zum Souper ein und zeigte bei der Einladung an, Huerta würde sich bei ihm hören lassen. Huerta erschien wirklich, erklärte aber, da er wohl wußte, daß er nur seines Spieles wegen geladen worden sei, er fühle sich durchaus nicht aufgelegt und könne nichts vortragen. Alle Bitten blieben vergeblich und der getäuschte Wirth sah sich endlich genöthiget, das Souper serviren zu lassen, ohne seinen Gästen vorher den versprochenen Ehrenschaum verschaffen zu können. Doch o Glück! in dem Augenblicke, als die Gerichte schon auf der Tafel standen und alle Gäste saßen, erhob sich Huerta und ergriff sein Instrument. Er spielte ein erstes, ein zweites, ein drittes Stück und seine Begeisterung stieg immer höher, obgleich die Gäste unruhig zu werden anfangen, da die Gerichte vor ihren Augen kalt wurden. Huerta schwieg noch immer nicht, zwei Stunden lang hielt er die Gäste von den ledern Gerichten ab. Noch immer zeigte nichts, daß der schreckliche Spanier sobald ermüden würde, bis endlich der Wirth blühschnell geschickt eine Pause benutzte und das Signal zu einem Beifallssturme gab. Huerta war bewegt und gerührt; er hörte auf und die Gäste konnten essen, aber das Souper war kalt geworden.

(Ein Polizeidirector in Syracus.) In den Jahren 1810, 1811 und 1812 wurde Syracus mit einem Male von so geschickten und so kühnen Dieben heimgesucht, daß man, sobald es Abend geworden, nicht ausgehen konnte, ohne beraubt zu werden. Die Diebe drangen sogar bald auch in die Häuser ein und alles dies geschah trotz der Wachsamkeit des Polizeidirectors Anga, dem man keinen andern Vorwurf machen konnte, als daß er immer fünf Minuten zu spät kam, denn kaum war ein Haus ausgeplündert, so erschien er mit seiner Patrouille, um sich das Signalement der Diebe geben zu lassen. Jedermann bewunderte die ungewöhnliche Thätigkeit des Signor Anga und bedauerte nur, daß ein so wachsamer Mann das Unglück hatte, stets zu spät zu kommen. Ein junger Officier, der in einem Kloster wohnte, hatte seinen rückständigen Sold in spanischen Piastern erhalten, legte seinen kleinen Schatz in seinen Secretair, schloß diesen zu, steckte den Schlüssel ein und ging aus. Als er Abends zurückkam, fand er den Secretair erbrochen und leer. Da es an dem Tage gerade sehr regnete, so hatte der Dieb auch den Regenschirm des Officiers mitgenom-



men. Dieser machte sogleich bei dem Signor Anga Anzeige, der eben durchnäht und beschmutzt zurückgekommen war und versprach, alles aufzubieten, um das Geld und den Regenschirm ausfindig zu machen. Es vergingen indes drei Monate und nichts war gefunden. Da, ebenfalls an einem Regentage, ging der Officier mit einem neuen Regenschirme über den Marktplatz von Syracus, glaubte einen Regenschirm zu erblicken, der seinem vermischten vollkommen ähnlich sei und wünschte deshalb, die Bekanntschaft des Inhabers desselben zu machen. An der ersten Ecke hielt er den Unbekannten an, um ihn nach dem Wege zu fragen, der ihm sehr höflich gezeigt wurde, auch erfuhr er, daß der höfliche Mann der vertraute Diener der Signora Anga sei, und überzeugte sich zugleich vollkommen, daß der fragliche Regenschirm wirklich der seinige sei, da sich auf einem silbernen Schildchen die Anfangsbuchstaben seines Namens daran befanden. Der Officier begab sich auf dem kürzesten Wege zu dem Signor Anga, der in Dienstgeschäften abwesend war; er ließ sich bei der Frau vom Hause einführen und erzählte dieser, was ihm begegnet sei. Signora Anga erklärte dies für unmöglich und als er an dem Regenschirme seinen Namenszug zeigte, bemerkte er recht wohl, daß sowohl die Dame als der Diener sehr verlegen waren. Unterdeß erschien der Herr Polizeidirector Anga selbst. Gegen diesen wiederholte der Officier die Anklage und setzte überdies hinzu, daß das Geld mit dem Regenschirme verschwunden, der letztere dagegen wieder gefunden sei, so könne das erstere auch nicht weit sein. Anga gerieth anfangs allerdings in einige Verlegenheit, bald aber sammelte er sich wieder und wies dem Ankläger endlich die Thüre. Das war ein Fehler. Der Officier begab sich zu dem englischen Obersten, dem Commandanten der Garnison; dieser requirirte den Richter und der Richter hielt eine Haussuchung bei dem Herrn Anga. Bereits hatte man das ganze Haus durchsucht, ohne irgend eine Spur zu finden, als der Officier bemerkte, daß das Erdgeschloß — eine große Seltenheit in Sicilien — parquettirt sei. Er stampfte mit dem Fuße auf und wollte bemerken, daß es hohl klinge. Er theilte seine Vermuthung dem Richter mit und dieser ließ zwei Zimmerleute holen. Man riß nun den Fußboden auf und fand darunter vier Keller, die nicht bloß mit Regenschirmen, sondern auch mit kostbaren Vasen, prächtigen Stoffen, Silbergeschirr &c. angefüllt waren. — Alles war nun erklärt und das Räthsel, warum die Diebe immer ungestraft geblieben, vollkommen gelöst. Anga war zugleich Polizeidirector und Hauptmann und Fehler der Diebe. In dem Kloster, in welchem der Officier bestohlen worden war, hatte er ebenfalls Verbündete. Er betrieb sein Geschäft im Großen und hatte Comptoirs in Centini, Calata Sirone und Calata Misetta, d. h. in allen Städten, in welchem bedeutende Märkte gehalten werden. Man machte ihm den Prozeß und er wurde für sein Leben lang zu den Galeeren verurtheilt. Nach fünf Jahren kam er, da er sich gut betragen hatte, auf die Insel Panthelleria und nach sieben Jahren, als der Berichtstatter ihn dort sah, hatte er Hoffnung, nächstens Aufseher über andere Galeerensträflinge zu werden.

(Die Essenszeit.) Die Stunden, in welchen man die regelmäßigen Mahlzeiten zu halten pflegte, haben sich sehr verändert. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts aß man um zehn Uhr zu Mittag und um vier Uhr zu Abend. Bei schönen Tagen ging man nach der letzten Mahlzeit spazieren. Später verlegte man die Stunde des Mittagessens auf elf Uhr. Im siebzehnten Jahrhunderte aß man um 12 Uhr zu Mittag und um 6 Uhr zu Abend. In den vornehmen Häusern wurde die Essenszeit durch Hörnerklang angezeigt; man wusch sich die Hände, bevor man Platz an der Tafel nahm, und wenn man von derselben aufstand, verrichtete man diese Abwaschung von neuem in einem anstoßenden Zimmer. Wenn der Herr vom Hause einen Gast vorzugsweise ehren wollte, so ließ er ihm seinen eigenen gefüllten Becher überbringen. Man liebte den Wein und brachte viele Gesundheit aus. Unsere Vorfahren meinten, es gehöre nothwendig zum Wohlbefinden, daß man des Monats wenigstens einmal betrunken sei.

(Der St. Valentinstag in früherer Zeit in England.) Unsere Leser werden öfters von den Eigenthümlichkeiten gehört haben, mit denen man in England noch heute den St. Valentinstag (14. Febr.) begeht. In früherer Zeit wurde derselbe anders gefeiert. Die eigentliche Ceremonie an diesem Tage war die Ziehung einer Art Lotterie, welcher Gebräuche folgten, die einige Ähnlichkeit mit dem Pfänderspiele hatten. Ein alter Reisender sagt: „an diesem Tage feiern die jungen Leute in England und Schottland nach einem sehr alten Herkommen ein kleines Fest. Es vereinigt sich eine gleiche Anzahl von Mädchen und unverheiratheten Männern; ein jedes schreibt seinen eigenen oder irgend einen andern Namen auf ein Blättchen Papier, das zusammen gerollt wird. Diese Papiere werden nach einander aus einer Vase &c. gezogen, so daß die Mädchen die Papiere der jungen Männer und die jungen Männer jene der Mädchen erhalten. So erhält jeder junge Mann ein Mädchen, das er seine Valentine nennt, und jedes Mädchen bekommt einen jungen Mann, der ihr Valentin ist. Hat das Loos die Gesellschaft auf diese Weise in Paare getheilt, so muß jedes Mädchen ihrem Valentin einen Kuß geben und sich von demselben den ganzen Abend hindurch die Cour machen, tractiren lassen &c. Es ist nicht selten, daß aus solchen durch das Loos zusammen geführten Paaren wirkliche Ehepaare werden.“ (In etwas zahlreicher Gesellschaft dürfte diese Liebeslotterie, wenn man sie bei uns nachahmen wollte, eine recht angenehme Unterhaltung gewähren.)

### Generalcorrespondenz.

Der prachtvollste Palast in London ist unstreitig Staffordhouse, die Wohnung des Herzogs von Sutherland, dicht neben St. James-Palast. Tritt man in die Flur ein, so sieht man sich in den entgegengesetzten Thüren, die ganz mit Spiegelglas belegt sind. Eine Seitenthüre führt in einen langen Corridor,



in welchem Gemälde hängen und Bücherchränke stehen, auf welchen legtern man Vasen, Büsten u. s. w. sieht. Am Ende des Corridors tritt man in ein Zimmer, das mit grünem Atlasdamast ausgeschlagen und mit einigen Gemälden von Wilkie geschmückt ist. Das große Gesellschaftszimmer daneben hat zwei Kamine von weißem Marmor mit außerordentlich zierlichen Arbeiten daran. Die Wände sind mit gelbem Atlasdamast, die Sophas, Stühle u. s. w. mit gelb und blauem Atlasdamast beschlagen. In der Mitte steht eine Säule von weißer Masse, um die sich ein dicker goldener Kranz schlingt. Die Säule trägt eine Bronzekugel mit einem goldenen Reifen und Zahlen darauf. Unter der Kugel befinden sich kleine Bronzefiguren, die eine Schlange emporhalten, deren Kopf als Uhrweiser dient. Das Uhrwerk ist in der Kugel verborgen, die sich umdreht; die Zahlen bezeichnen die Stunden. Um die Säule läuft unten ein rundes Sopha. — Auf der andern Seite des Corridors gelangt man zu der großen Halle und der prachtvollen Treppe, die Alles übertrifft, was man in dieser Art bisher gesehen hat. Diese Halle ist 73 Fuß hoch, 79 Fuß lang und 50 Fuß breit; der Fußboden ist schwarz und weiß, die Wände sind von verschiedenfarbiger Scagliola und mit durchsichtigem geschliffenen Feldspath belegt, so daß er das Aussehen von Edelsteinen erhalten hat. An drei Seiten dieser Halle läuft eine von Bronzefiguren getragene Galerie umher und an der vierten Seite steht eine kostbare Tafel von Porphyry. Die Decke ist weiß, reich vergoldet und kuppelartig gewölbt; die Fenster sind durch Bronzefiguren getrennt, welche die Kuppel auf ihren goldstrahlenden Köpfen zu tragen scheinen. Diese Halle macht einen besonders großartigen Effect in der Nacht bei brillanter Beleuchtung, die zum Theil durch Gasströme außen an den Fenstern in der Kuppel bewirkt wird. — In der obern Etage befinden sich auf der einen Seite die Wohnzimmer der Herzogin, die nicht gezeigt werden. Die Galerie hier ist sehr geräumig und von grauen sehr hohen Marmorsäulen getragen. Alle Thüren sind mit Spiegelglas belegt; die eine führt in ein kleines Zimmer, das bloß zum Warmhalten der Teller u. s. w. eingerichtet ist und sich neben dem großen Speisesaale befindet. Dieser mißt 50 Fuß in der Länge und 30 Fuß in der Breite; der Fußboden ist mit glänzendem Eichenholze parquettirt und die Wände sind weiß mit reichen Goldverzierungen. An jeder Seite verengt sich der Saal und wird da von weißen goldgeriefen Marmorsäulen getragen. An dem obern Ende befindet sich das Büffet mit dem Silbergeschirr, über und hinter welchem Spiegelglas angebracht ist, in dem sich nicht bloß das Silbergeschirr, sondern auch die ganze Gesellschaft spiegelt. Die Decke ist ebenfalls weiß mit Gold und in der Mitte hängt ein kostbarer Kronleuchter herab. Die beiden Kamine sind von reichsculptirtem weißem Marmor dem einzigen Fenster des Saales gegenüber. Ein kleines aber ganz eigenthümlich geschmücktes Zimmer führt in den großen Saal, das größte Zimmer im Hause, da es 129 Fuß lang, an den beiden Enden 24 Fuß,

in der Mitte aber 33 Fuß weit ist. Der Fußboden ist ebenfalls von Eichenholz, die Wände sind silbergrau und das Meublement glänzt von carmoisinrothem Sammet mit Gold. In der Mitte steht ein halbkreisförmiger wenigstens 20 Fuß langer Sopha mit hoher Lehne, ebenfalls mit carmoisinrothem Sammet beschlagen. Die Fenster sind von dem kostbarsten Glase und scheinen von schlanken phantastischen reichvergoldeten Säulen getragen zu werden. An jeder Seite des Kamins hängt ein Gemälde von Murillo. Doch genug, obwohl noch manches Andere in diesem kostbaren Hause eine Beschreibung verdiente. Die anfangs erwähnten Spiegel dem Haupteingange gegenüber sollen allein 4500 Thlr. gekostet haben. Der Vater des jetzigen Herzogs soll täglich ein Einkommen von siebentausend Thalern gehabt haben, was nicht unmöglich ist, da sein eigenes ungeheures Vermögen durch das seiner Gemahlin noch gesteigert wurde, die ihm unter anderm die ihr fast ganz gehörige schottische Provinz Sutherland zubrachte. —

Mit allen übrigen altväterischen Dingen kehrt auch der Geschmack an Holzschnitzereien zurück. Um dieselben aber wohlfeiler herstellen zu können, bedienen sich die Herrn Braithwaite in England seit einiger Zeit glühender eiserner Formen, welche gegen das Holz gepreßt werden und dasselbe verkohlen, wo sie mit ihm in Berührung kommen. Das Verfahren wird mehrmals wiederholt, die Kohle, die sich bildete, jedesmal hinweggenommen und in kurzer Zeit zeigt sich das Muster, welches man haben wollte, in starkem Relief. Damit das Holz nicht wirklich anbrenne, macht man es vor dem jedesmaligen Aufdrücken der eisernen Formen naß. —

Der Engländer Palmer hat ein neues Verfahren zur Herstellung von Kunstblättern erfunden, das er Electrotintoprozess nennt. Die Metallplatte erhält einen weißen Ueberzug, auf welchem der Künstler mit einer schwarzen Farbe zeichnet und auf diese wirkt dann der Electrotypniederschlag, so daß der Grabstichel wie die Mezzotintowalze beseitigt wird. Die auf diese Weise erlangten Kunstblätter scheinen zwischen Mezzotinto- und Negblättern in der Mitte zu stehen. —

In Paris wird alle Jahre in der Woche vor Ostern ein breitläufiger sogenannter Schinkenmarkt gehalten, auf dem man alle Arten von geräucherten Fleischwaaren und zwar meist 4 bis 6 Millionen Pfund verkauft. —

Bekanntlich ließ Gustav III. von Schweden der Universität zu Upsala im Decbr. 1791 eine große und eine kleine verschlossene und versiegelte Kiste mit der Bestimmung übergeben, dieselbe erst fünfzig Jahre nach seinem Tode und dann mit angemessenen Feierlichkeiten und im Beisein von Zeugen zu öffnen. Am 29. März ist dieser Zeitpunkt abgelaufen und der Rector der Universität von Upsala hat demnach angezeigt, daß Dinstags den 30. März in dem großen Universitätssaal im Beisein des Senats und der Stadtbehörden zur Öffnung jener Kisten geschritten werden solle. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 15.

1842.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Equipagen, Equipagen moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Johanna von Orleans.

Von Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

7.

Jargau.

Als die Belagerung aufgehoben war, hatte Johanna in Orleans nichts mehr zu schaffen und sie verließ denn auch am 20. Mai die Stadt, die sie auf so wunderbare Weise gerettet hatte. Der Bastard von Orleans und fast alle Heerführer begleiteten sie und so zogen sie bis Tours, wo sich der König befand, der Alle, besonders aber die Jungfrau, festlich empfing. Später wurde großer Rath gehalten, um zu entscheiden, was weiter zu thun sei. Johanna bestand darauf, den König sofort nach Rheims zu führen, und behauptete, sobald derselbe gesalbt sei, würde die Macht der Engländer fortwährend abnehmen; indes beschloß man, die Loire zuerst zu säubern und die Städte zu nehmen, welche die Engländer an dem Flusse noch besaßen. Man berief deshalb eine große Anzahl von Adligen, welche der König unter den Oberbefehl des Herzogs von Alençon stellte, dem er jedoch auftrug, in allen Dingen den Rath der Jungfrau zu hören. Darauf zog man gegen Jargau, die festeste jener Städte. Am 20. Juni kam man an und am nächsten Tage begann die Belagerung. Der Graf von Suffolk vertheidigte diese Stadt. Am zweiten Tage war die Bresche eröffnet und man ordnete die Erstürmung an. Es war allerdings keine Zeit zu verlieren, denn die Eng-

länder erwarteten aus Paris eine bedeutende Verstärkung, die ihnen der berühmte Falstaf zuführen sollte.

Am Tage vorher hatte Johanna einen neuen Beweis von ihrer Gabe der Weissagung gegeben. Als der Herzog von Alençon an eine Batterie trat, um deren Feuer zu leiten, rief ihm die Jungfrau plötzlich zu, er möge sich entfernen; da er nicht gehorchte, eilte sie zu ihm und zog ihn etwa zwei Klaftern weit zurück. In demselben Augenblicke riß eine englische Kugel dem Begleiter des Herzogs, der genau an dessen Stelle stand, den Kopf hinweg.

Eben als der Sturm auf die Stadt beginnen sollte, verlangte der Graf von Suffolk zu unterhandeln. Die Engländer waren nicht mehr dieselben Menschen, die noch zwei Monate vorher die Franzosen überall angriffen, wo sie dieselben trafen, wenn sie auch bedeutend schwächer waren; jetzt hielten sie sich nicht einmal durch eine überlegene Anzahl und feste Mauern gesichert und vermieden so viel als möglich den Kampf.

Mehrere in dem Heere der Franzosen waren der Meinung, man solle von Unterhandlung nichts hören und den Sturm beginnen; Johanna und der Herzog aber bestanden auf dem Gegentheile. Der Parlementair erschien demnach und versprach, daß die Stadt in vierzehn Tagen übergeben werden sollte, wenn sie keine Hilfe erhielt. Der Herzog entgegnete indes, er könne nichts weiter bewilligen, als freien Abzug, worauf der Parlementair nicht einging.

„So stürmen wir,“ sprach die Jungfrau.



Der Herzog zögerte, ließ sich aber endlich bewegen und der Befehl zum Sturme wurde gegeben.

Jedermann eilte nun mit Begeisterung gegen die Mauern. Die Bresche war, wie der Herzog vorausgesehen hatte, noch nicht groß genug und man mußte sich der Leitern bedienen, um sie zu erreichen. Johanna legte die erste Leiter an; die Engländer erkannten sie; Einer ergriff einen so großen Stein, daß er ihn kaum heben konnte und warf ihn mit solcher Gewalt auf sie, daß er in tausend Stücke zersprang auf ihrem Helme und Johanna, betäubt, sich niedersetzen mußte. Aber sie erhob sich sogleich darauf wieder, sprach den Ihrigen Muth zu und stieg wiederum zuerst die Leiter hinan. Da ergriffen die Engländer die Flucht und der Graf von Suffolk selbst wurde gefangen genommen.

Dieser neue Sieg führte dem Könige neue Streiter zu und der Herzog von Alençon rückte gegen Meung, wo Lord Scales befehligte, der sich indeß nicht für stark genug hielt, die Stadt räumte und sich in die Citadelle einschloß. Die Franzosen zogen weiter nach Beaugency, wo Lord Talbot befehligte. Dieser glaubte indeß die Stadt auch nicht vertheidigen zu können, ließ eine kleine Besatzung in der Feste und schloß sich den Truppen an, welche Falstaff von Paris herbeiführte.

Während diese sich vereinigten, schloß sich der Connetable von Frankreich, Graf Arthur von Richmont, mit einem bretagnischen Heere den Franzosen an, und man beschloß nun, die Feinde anzugreifen, zumal die Jungfrau voraussagte, daß dieselben geschlagen werden würden. Die Franzosen kämpften mit begeistertem Muth und die Engländer wurden vollständig geschlagen; Sir John Falstaff entfloß; Lord Talbot, Lord Scales und Lord Hungerford geriethen in Gefangenschaft und zweitausend Engländer blieben auf dem Schlachtfelde.

#### S. Die Salbung des Königs.

Nach langen Berathungen, ob man den Kampf noch fortsetzen oder zuerst die Salbung des Königs in Rheims vornehmen lassen sollte, siegte die letztere Ansicht, die lebhaft von der Jungfrau versochten wurde. Der König sandte deshalb Boten in dem ganzen Lande umher, um diejenigen einladen zu lassen, welche ihn bei dieser großen Reise begleiten sollten; Johanna zog mit einer Abtheilung des Heeres voraus, um den Weg zu säubern, und der König reisete von Oien, wo er sich

aufgehalten hatte, nach Rheims ab. Man gelangte nach Auxerre, das die Engländer noch besetzt hielten und nicht übergeben wollten. Die Verlegenheit war groß, denn das Heer hatte durchaus keine Belagerungswerkzeuge bei sich und, nachdem man mehrere Tage vor der Stadt gelegen, wurde eine Rathsversammlung ohne Johanna gehalten, um zu beschließen, was man zu thun habe.

Johanna erschien unerwartet daselbst, verbeugte sich vor dem Könige und sprach: „Die Stimmen haben mir angezeigt, daß man hier über Wichtiges berathe; deshalb komme ich, denn wenn auch der Rath der Männer gut ist, so ist jener des Herrn doch besser.“

Der Kanzler setzte ihr alles Verhandelte auseinander und Johanna sprach darauf zu dem Könige:

„Wird man glauben, was ich sage?“

— „Zweifele nicht, Johanna,“ antwortete der König, „wenn Du von möglichen Dingen sprichst, wird man Dir glauben.“

„So wisset, edler Dauphin, daß die Stadt Euer ist und daß sie, wenn Ihr noch zwei oder drei Tage verweilen wollet, in Euer Hände fallen wird. Ich habe freilich dafür keinen Beweis, kein Zeichen als das Versprechen, das die Stimmen mir gegeben haben; sie haben aber bereits so oft die Wahrheit gesprochen, daß man mir wohl auf das Wort glauben kann, besonders wenn ich nichts weiter verlange, als daß man noch zwei oder drei Tage bleibe.“

— „Es geschehe, wie Du es wünschest,“ entgegnete der König; „aber Du ladest eine große Verantwortung auf Dich.“

„Ich büрге für Alles.“

Sie verbeugte sich darauf und entfernte sich, stieg aber alsbald zu Pferde, nahm eine Lanze und bot alles Kriegsvolk auf, um Faschinen, Balken u. vor den Thoren aufzuhäufen und einige kleine Geschütze so nahe als möglich an die Stadt zu bringen. Die Einwohner versammelten sich, als sie diese großen Vorbereitungen sahen, auf den Mauern und fingen an zu murren. In diesem Augenblicke flatterte ein Schwarm von Schmetterlingen um die Fahne der Jungfrau und nun hielten sich die Bürger der Stadt nicht länger. Sie erklärten den Engländern, es wäre eine Beleidigung Gottes, wenn man der widerstehen wolle, die er gesandt habe, und verlangten zu unterhandeln. Auch die Soldaten waren einem Uebereinkommen nicht abgeneigt, und ernannten Einige aus ihrer Mitte, die den Bischof



und die angesehensten Bürger der Stadt zu dem Könige begleiten sollten. Noch denselben Abend sah Karl zu seiner großen Verwunderung die Thore der Stadt sich öffnen und eine zahlreiche Deputation erscheinen. Sie bot ihm so vortheilhafte Bedingungen an, daß diese sogleich genehmiget wurden.

Am andern Tage zog die englische Besatzung ab, während durch ein anderes Thor der König mit den Seinigen einrückte, aber nur um sie sogleich wieder zu verlassen und nach Rheims weiter zu ziehen. Als das Heer vor Chalons ankam, öffnete die Stadt freiwillig die Thore und unterwarf sich. Eben so geschah es zu Sept-Saur, das nur vier Stunden von Rheims entfernt, in welcher Stadt man, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen, reiche, schöne und ganz neue Gewänder für den König zur Salbung fand, die mit allen gebräuchlichen Ceremonien verrichtet wurde.

Nach Beendigung der Feierlichkeit, warf sich Johanna vor dem Könige nieder und sprach:

„Gnädiger König, nun ist der Wille Gottes erfüllt; Ihr seid gesalbt und es ist nun bewiesen, daß Ihr der alleinige und wahre König von Frankreich seid. Meine Sendung ist vollendet und ich habe am Hofe und bei dem Heere nichts mehr zu thun, erlaubt mir also, daß ich in mein heimathliches Dorf zu meinen Aeltern zurückkehre.“

— „Johanna,“ entgegnete der König, der diese Bitte schon lange erwartet hatte, „alles, was ich heute bin, verdanke ich Dir; Du hast mich stark und siegreich nach Rheims geführt, Du also bist Gebieterin und hast zu befehlen, nicht zu bitten. Aber also darfst Du mich nicht verlassen; ich bin wohl gesalbt und gefront, muß aber noch, damit die Ceremonie vollständig sei, die Wallfahrt nach Corbigny verrichten, wo, wie Du weißt, der Leichnam des heiligen Markul ruht. Begleite uns also nach Corbigny, Johanna, dann magst Du thun, was Dir beliebt.“

„Die Stimmen haben mir geboten, heute noch mich zu entfernen; es ist das erste Mal, daß ich ihnen nicht gehorche und ich fürchte, daß mir ein Unglück geschehe.“

Der König versuchte sie zu beruhigen, sie blieb aber, ohne etwas zu antworten, traurig und niedergeschlagen, so daß sie, als sie die Kirche verließ, mehr einer Verurtheilten als der gefeierten Siegerin glich. Erst als sie vor der Kirche sich umsah, stieß sie einen Freudenschrei aus, denn sie hatte unter der Volksmenge ih-

ren Bruder Peter erkannt, der bis Rheims gekommen war, um zu sehen, ob die Jungfrau, von der man in ganz Frankreich mit Bewunderung sprach, seine Schwester sei. Johanna eilte in seine Arme und verbrachte den ganzen Tag bei ihm, während das Volk ihr Lob sang, als sei sie bereits eine Heilige des Paradieses.

Abends ließ der König den Jüngling zu sich rufen und Johanna wartete vergebens auf seine Rückkehr. Am andern Morgen erst erschien er wieder und zwar in reicher Pagenkleidung und erzählte, der König habe ihn zu sich genommen und, damit er den andern Pagen gleich stehe, seine Familie in den Adelstand erhoben und ihr ein Wappen gegeben, ein blaues Schild mit zwei goldenen Lilien, einem silbernen Schwerte mit goldenem Griffe, die Spitze nach oben gerichtet und mit einer goldenen Krone darüber.

„Ach!“ seufzete Johanna, „wäre ich doch ein einfaches Bauermädchen geblieben und hätte meinen Hirtenstab nicht abgelegt!“

Sie versuchte nochmals in ihre Heimath zurückzukehren, da aber ihr Einfluß im Heere auf dem Gipfelstand stand, so beschloß der Rath des Königs, der Jungfrau die verderblichen Folgen ihrer Abreise vorzustellen. Der König selbst ließ sie zu sich rufen und bat sie in seinem Namen und in dem des Heeres, nicht zu scheiden, da sie der Schutzengel Frankreichs sei und das Glück mit ihr sich abwenden würde. Johanna seufzete und schien lange zu zögern, endlich, als der König seine Bitte dringender wiederholte, sprach sie: „Ein armes Mädchen wie ich kann einem mächtigen Könige nicht widerstreben; es sei also wie Ihr verlangt und geschehe, was Gott will!“

Noch denselben Abend meldete Karl VII. ganz vergnügt seinem Rathe, daß die Jungfrau bei ihm bleibe.

Nachdem Johanna sich entschieden hatte, von Neuem sich in das Kriegsleben zu stürzen, rief sie den Bruder Pasquerel, der ihr als Secretair diente, und dictirte ihm ein Schreiben an den Herzog von Burgund, um denselben aufzufordern, sich dem Könige anzuschließen. Auch dieser Brief ist noch vorhanden. Vier Tage blieb sie sodann noch in Rheims und in dieser Zeit malte ein Schotte ihr Portrait. Sie war dargestellt völlig bewaffnet, auf einem Knie ruhend und dem König einen Brief überreichend. Nach der eigenen Erklärung Johannas ist dies das einzige Bild, das jemals von ihr genommen worden ist.



Das Schwerdt der heil. Katharina  
von Fierbois.

Der König begab sich, wie er der Jungfrau gesagt, von Rheims nach Corbigny, um an dem Grabe des heil. Marcul dort seine Andacht zu verrichten. Als dies geschehen war, beschloß man, sich Paris zu nähern und die Zeit dazu war allerdings glücklich gewählt; der Regent war den Truppen entgegen gegangen, welche ihm der Cardinal von Winchester sandte; der Herzog von Burgund, der noch immer zwischen einem Bruche mit England und einer Wiederannäherung an Frankreich schwankte, hatte sein Kriegsvolk aus der Picardie zurückgezogen; die Herzöge von Lothringen und Bar endlich, so wie der Herr von Commercy, die es mit den Engländern gehalten, hatten sich bereits dem Krönungszuge des Königs angeschlossen und diesem von Neuem Treue geschworen.

Alles ging dem Könige nach Wunsch, denn in derselben Zeit erfuhr er, daß sich viele Städte für ihn erklärt hatten. Indeß erhielt er auch die Nachricht, daß der Herzog von Bedford ihm entgegenziehe und daß die beiden Heere nur noch einige Stunden von einander entfernt seien. Der Herzog sandte ihm durch einen Herold zu gleicher Zeit eine Herausforderung, um durch eine einzige Schlacht den langen und blutigen Kampf zu entscheiden. Dieses Schreiben wurde von Karl VII. und der Ritterschaft, die ihn umgab, mit großer Freude aufgenommen. Der König wählte eine passende Stelle aus und schlug da mit dem Entschlusse sein Lager auf, die Engländer zu erwarten. Johanna nahm den thätigsten Antheil an allen Vorbereitungen, indeß erkannte man leicht, daß, wenn auch ihr Muth noch immer der frühere, doch ihr Selbstvertrauen verschwunden war. Der Herzog von Bedford, welcher gehofft hatte, der König würde ihn in seinem Lager angreifen, kehrte, als er sich überzeugt, daß dies nicht geschehe, nach Paris zurück, um dort einen möglichen Aufstand durch seine Gegenwart zu verhindern. Der König seiner Seits hielt einen großen Kriegsrath; die Meisten waren der Meinung, daß man sich nach der Loire zurückziehe. Johanna, die man, wie gewöhnlich, auch befragte, erklärte, sie glaube, man müsse gegen Paris marschiren, aber sie könne nichts mehr mit Bestimmtheit aussprechen. Die siegesmuthige Armee kehrte also um, als sei sie geschlagen worden, um bei Bray sur Seine auf einer festen Brücke über den Fluß zu gehen. Als man in der Nähe der Stadt ankam, erfuhr man aber, die

Engländer hätten sich derselben in der vergangenen Nacht bemächtigt. Der Uebergang über den Fluß war demnach gesperrt und die meisten Heersführer hielten dies für einen Wink von Gott, daß man nicht zurück, sondern vorwärts marschiren sollte. Diese Ansicht erlangte das Uebergewicht und man näherte sich der Hauptstadt wieder. Ueberall kam dem Könige das Volk mit Begeisterung entgegen, was auf die Jungfrau einen so tiefen Eindruck machte, daß sie zu Dunois sagte: „Wenn ich sterben sollte, möchte ich hier unter diesem guten treuen Volke begraben werden.“

— „Weißt Du, wann und wo Du sterben wirst?“ fragte Dunois.

„Nein,“ antwortete Johanna, „aber mein Tod kann nicht fern mehr sein, da ich vollbracht habe, was der Herr mir geboten hatte.“

Der Herzog von Bedford verließ, sobald er die Annäherung des französischen Heeres erfuhr, Paris mit allen seinen Truppen, um jenem entgegen zu treten, und wählte zu Mitry eine feste Stellung. Der König wollte ihn da angreifen, La Hire stellte ihm aber vor, daß dies ein großer Fehler sein würde, und so beschloß man zu warten, bis der Herzog sein Lager verlasse. Nach einigen Tagen kehrte derselbe nach Paris zurück und der König zog vor Senlis, das noch im Besitze des Feindes war. Während er da lagerte, erschien Bedford ebenfalls daselbst; es erfolgten mehrere Scharmügel, als man aber glaubte, es würde zu einer entscheidenden Schlacht kommen, zog sich der Herzog von Neuem nach Paris zurück, weil er schlimme Nachrichten aus der Normandie erhalten hatte. Statt ihn bis nach Paris zu verfolgen, begab sich der König nach Compiègne, wo mit dem Herzoge von Burgund ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Bedford brach nach Rouen auf und der König wollte diese Abwesenheit benutzen, um eine Bewegung gegen Paris auszuführen. Alles stand für ihn vollkommen günstig, jeden Tag erhielt er die Unterwerfung irgend einer Stadt und in Saint Denis bat ihn die Jungfrau nochmals, sie in ihre Heimath ziehen zu lassen, da er ihrer Hilfe nicht mehr bedürfe und ihr selbst, wenn sie noch länger bleibe, ein Unglück geschehen würde. Der König ließ sich jedoch nicht bewegen, ihre Bitte zu gewähren. Johanna ritt deshalb am andern Tage traurig mit gegen Paris, als sie bemerkte, daß ein Soldat ein unzüchtiges Weib am Arme führte. Die Jungfrau hatte nie Frauen dieser Art in dem Heere geduldet und ließ der, welche sie sah, sogleich befehlen, sich zu entfernen. Statt zu gehorchen,



gab das Weib eine unziemliche Antwort und als Johanna selbst hinzuritt, um sie wegzujagen, trat ihr der Soldat mit dem Degen entgegen und sagte, die Krieger hätten leider schon zu lange einem Mädchen gehorcht, es werde Zeit, daß sich dies ändere. Johanna, die gewöhnt war, Gehorsam zu finden wie ein Heerführer, konnte ein solches Beginnen nicht dulden und zog ihr Schwert; da sie aber bedachte, daß sie den Mann tödten könnte, wenn sie mit der Schneide schlage, gab sie ihm einen flachen Hieb auf die Pickelhaube, indem sie ihm befahl, sich zu entfernen. So schwach aber auch der Schlag gewesen, die Zeit des guten Schwertes, das so oft ganz anderen Schlägen widerstanden hatte, war gekommen, die Klinge zersprang in Stücke und nur der Griff blieb in der Hand Johanna's.

In diesem Augenblicke kam der König, welcher Lärm gehört hatte, selbst herbei, um zu sehen, was geschehe, und er bemerkte die Jungfrau, welche traurig ihr zerbrochenes Schwert betrachtete. Man erzählte ihm, was geschehen war, und er sprach zu der Jungfrau:

„Johanna, Du hättest mit Deiner Lanze und nicht mit dem guten Schwerte schlagen sollen, das Du von Gott erhieltest.“

— „Es geht wie es gekommen ist,“ entgegnete Johanna; „glaubt mir, Sire, es ist die letzte Warnung Gottes, der mir meldet, daß ich mich entfernen solle.“

Der König lachte über diesen ihren hartnäckigen Glauben an das Unglück und bot ihr, um sie über den erlittenen Verlust zu trösten, sein eigenes Schwert an. Johanna aber schlug dies aus und sagte, sie würde den Engländern eines abnehmen.

Wie konnte man den düstern Ahnungen der Jungfrau Glauben schenken, da ihr Ruf sich mehr und mehr ausbreitete und Jedermann sich an sie wendete als an eine Prophetin und Heilige! In vielen Städten suchte man sie, neugeborene Kinder aus der Taufe zu heben; in Compiègne schrieb sogar der Graf von Armagnac, einer der ersten Herren des Reiches, an sie, das arme unwissende Landmädchen, um sie zu fragen, welchem von den drei Päpsten, die einander den Thron streitig machten, er seinen Glauben schenken solle. Das war gewiß eine große Ehre, die jede Andere als Johanna verblendet haben würde, sie aber blieb demüthiger und bescheidener als je, da sie recht wohl fühlte, daß Gott sich mehr und mehr von ihr abwendete.

## Compiègne.

Noch an demselben Abende erschienen die Franzosen vor Paris, das durch Ludwig von Luxemburg, durch den Bischof von Therouenne, den englischen Ritter Johann Ratclif, etwa viertausend Krieger und die Bürger vertheidiget wurde, welche an der Ermordung der Armagnacs Theil genommen hatten. Sie stellten sich vor der Stadt auf und warfen Kugeln in dieselbe, während die Engländer und die Bürger zu den Mauern eilten. Johanna hatte im Pulverdampfe und bei dem Anblicke der Feinde ihren früheren Muth wiedergefunden und es übernommen, den Sturm zu leiten, während die Herzöge von Alençon und Bourbon sich bereit halten sollten, die Belagerten zu empfangen, wenn dieselben einen Ausfall versuchten.

Am nächsten Tage, dem Tage der Geburt der Jungfrau Maria, welchen die Pariser als Festtag ruhig feiern zu können geglaubt hatten, läuteten mit einem Male die Glocken in der Stadt Sturm und die Engländer, die Burgunder und Bürger eilten zu den Mauern, wo sie allerdings sahen, daß die Belagernden einen Angriff machten, aber auch erkannten, daß die Feinde nicht so bald eindringen würden. Die Jungfrau eilte an der Spitze der Muthigsten voran unter einem Hagel von Pfeilen, Bolzen und Kugeln. Sie gelangte wirklich durch den ersten Graben, der zweite aber war tief und voll Wasser. Ohne sich durch dieses unvorhergesehene Hinderniß abhalten zu lassen, schwenkte sie ihre Fahne, rief die Franzosen zu sich und befahl, Faschinen, Balken und Alles herbei zu bringen, womit man einen Weg über das Wasser und den Schlamm bahnen könne. Sie wagte sich sogar bis an den Rand des Grabens, versuchte dessen Tiefe mit ihrer Lanze und Fahne und rief mit lauter Stimme: „ergebt Euch, Ihr guten Leute von Paris! ergebt Euch im Namen Jesus Christi, denn wenn Ihr Euch nicht vor der Nacht unterwerfet, werden wir uns mit Gewalt den Eingang in die Stadt bahnen und Ihr werdet ohne Gnade und Barmherzigkeit sterben müssen.“ In demselben Augenblicke legte ein Armbrustschütze auf sie an, schoß und traf sie in den Schenkel.

Johanna fiel, denn die Wunde war gefährlich; man hielt sie für todt und Alle begannen zu fliehen. Sie übergab ihre Fahne dem Soldaten, der ihr am nächsten stand, befahl ihm, den höchsten Punkt zu ersteigen und sie zu schwenken, damit man sehe, daß sie nur verwundet sei. Der Soldat that, was ihm befohlen



war, aber während er die Fahne schwenkte und rief: „zum Sturm! zum Sturm!“ traf ihn ein Pfeil am Fuße. Er bückte sich, um das Eisen aus der Wunde zu ziehen und schlug, um besser sehen zu können, das Wiffir seiner Pickelhaube auf. In demselben Augenblicke traf ihn ein Pfeil in das Gesicht und warf ihn todt nieder.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Nichts Neues unter der Sonne.) Vor einigen Wochen machte in Berlin die Verhaftung einer jungen Dame Aufsehen, die mehrere Jahre hindurch ein Haus gemacht und ausschließlich vom Stehlen gelebt hatte. Ein ähnlicher Fall kam vor ungefähr siebenzig Jahren in Paris vor. Ein gewisser Albert war damals Polizeileutnant. Herr von Maurepas ließ ihn eines Tages zu sich kommen und sagte ihm Folgendes: „eine italienische Gräfin Brazzini bereitet uns in diesem Augenblicke mancherlei Unannehmlichkeiten; sie ist jung, schön, eine Modedame und in allen Häusern gern gesehen. Sie macht vielen Aufwand und man weiß nicht, woher sie das Geld dazu nimmt. Ich habe Gründe zu glauben, daß sie sich mit diplomatischen Intriguen befaßt; Sie müssen uns Aufklärung darüber verschaffen.“

Die Verlegenheit des Polizeileutnants war anfangs ziemlich groß, denn wer die Verhältnisse der Gräfin ermitteln sollte, mußte das Vertrauen derselben gewinnen; dazu konnte er aber einen gewöhnlichen Agenten nicht brauchen und er fand Niemanden, dem er diesen Auftrag hätte geben können. Er mußte sich also entschließen, selbst zu handeln.

Bald darauf wohnte die Gräfin einem Maskenballe bei, den der Herr von Maurepas gab. Albert, der sich mit einem eleganten Domino bekleidet hatte, redete die Dame an und ehe der Ball zu Ende ging, hatte der Polizeileutnant bereits zu gefallen gewußt; die Dame hatte ihm versprochen, ihn bei dem nächsten Ball in der Oper wiederzusehen. Beide fanden sich dort ein und Albert gewann die Gunst der Dame so sehr, daß sie ihn einlud, Chocolate bei ihr zu trinken.

Wir haben bereits gesagt, daß die Gräfin schön und geistreich war; jeder andere als der erste Beamte würde sich einer großen Gefahr ausgesetzt haben, sich in seinen eigenen Netzen zu fangen; Albert aber war nicht der Mann, einen Augenblick zu vergessen, daß er diese Comödie zum Vortheile des Publicums spiele. Er hatte sich Remond genannt und gesagt, er müsse sich wegen eines Jugendstreiches verborgen halten.

„Wenn Sie das Unglück haben, arm zu sein, lieber Remond,“ sagte die Dame einige Tage später zu ihm, „so bin ich dagegen reich genug für uns Beide.“

Von ihrer Liebe hingerissen, ging sie nun zu vertraulichen Mittheilungen über und der Polizeileutnant erhielt auf diese

Weise die Gewißheit, daß die Dame kein anderes Besitztum habe als ihre Schönheit und keine andern Existenzmittel als den Diebstahl.

Eines Tages erschien Albert auch bei ihr und lud sie ein, mit ihm auszufahren.

„Wohin bringen Sie mich?“ fragte sie, als sie bei der Spazierfahrt sah, daß der Wagen in das Polizeigebäude fuhr.

— „Zu mir.“

„Sind Sie..?“

— „Der Leutnant der Pariser Polizei.“

Die Dame stieß einen durchdringenden Schrei aus und wollte in Ohnmacht fallen.

„Genug der Comödie,“ sagte Albert kalt zu ihr; „folgen Sie mir in mein Cabinet und ich werde Ihnen für die Nachweisungen, welche ich von Ihnen erwarte, die Erlaubniß geben, Paris binnen 24 Stunden und Frankreich binnen acht Tagen zu verlassen.“

Die Gräfin versuchte zärtliche Vorwürfe, als sie aber bald bemerkte, daß sie damit nichts ausrichtete, antwortete sie aufrichtig auf alle ihr vorgelegte Fragen und reiste nach England ab, wo sie noch lange ihre Talente ausübte.

(Ein Austerfrühstück.) Herr von Talleyrand gewann einst gegen Herrn von Sainte Foix eine Wette, nach welcher der Verlierende ein Austerfrühstück für zwölf Personen bezahlen und dem Gewinnenden das Recht zugesprochen sollte, die Gäste zu wählen. Man glaube nicht, daß Talleyrand dieselben aus seinen Freunden und Bekannten nahm. Er ließ vielmehr in Paris nachforschen, wer unter nur einigermaßen annehmbaren Personen die meisten Auster zu essen vermöchte, und diese lud er zu einem Frühstück ein. Sainte Foix ahnete nichts von der Sache. Die Auster verschwanden bei dem Mahle wie durch Zauberei; man zählte sie da nicht nach Duzenden, sondern nach Hunderten, zur großen Verwunderung des Herrn von Sainte Foix und zur noch größern Freude Talleyrands. Viele der Gäste verzehrten über fünfhundert Stück, mehrere über sechshundert; der Sieger aber war ein gewisser Advokat Cloiseau, der die Gabel nicht eher niederlegte, bis er sechs zig Duzend oder siebenhundert und zwanzig Stück verzehrt hatte. Es war, wie man sieht, ein wahrhaft homerisches Essen.

(Die englischen Räuber.) Ein Franzose, der die Sache verantworten mag, erzählt: nirgends in der Welt spielt das Herkommen eine so große und despotische Rolle als in England. Die Vorliebe für die gothischen Formen wird bis zur Anbetung getrieben und nichts ist seltsamer als die Formen, welche noch heute die feierlichen Handlungen der gesetzgebenden Gewalt und der Verwaltung begleiten. Hauptsächlich aber hat sich in den Corporationen und Universitäten der fanatische Eifer für alle Creencitäten erhalten, welche man mit dem Worte Herkommen bezeichnen kann.

Ich bereifte vor einigen Jahren eine der malerischsten Pro-



vingen Großbritanniens, Buckinghamshire, begab mich von Windsor auf dem längsten, aber angenehmsten Wege nach Eton und wanderte, jung, leicht an Geld und Sorgen, auf einem Fußwege in einem Walde hin, in welchen die Strahlen der Sonne kaum einzudringen vermochten. Ich schwelgte in poetischen Gefühlen, als mit einem Male drei Männer von Fleisch und Bein mit Galgenphysiognomien aus einem Dickicht heraus und auf mich stürzten.

Alle Theaterräuber waren nichts im Vergleich mit diesen drei Banditen, deren Augen gleich Hyänenaugen unter den breiträmpfigen Hüten hervorblickten. Meine poetischen Träume schwanden und ich war mehr todt denn lebendig, als man mich auf den Gipfel eines Hügel schleppte, wo man mich dem Hauptmanne der Bande vorstellte, einem jungen Augenichts von neunzehn Jahren, der zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigte. Der unbärtige Cartouche hielt eine rothe Fahne in der Hand, die er dreimal schwenkte; meine Hüter näherten sich mir wieder. Ich schloß die Augen, denn der entscheidende Augenblick nähete und — ich wurde ohnmächtig.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einer duftenden Wiese in einiger Entfernung von der Stadt, in welcher ich mein Mittagmahl einzunehmen gedacht hatte. Ich rieb mir die Augen und glaubte geträumt zu haben, indeß waren aus meiner Tasche die sechszehn Schillinge verschwunden, die sie enthalten hatte, und zu meinen Füßen lagen ein Dolch und ein Pistol. Ich nahm diese Waffen, um sie zugleich mit meiner Klage dem Richter vorzulegen. Dieser hörte mich an bis zu Ende, ohne mich zu unterbrechen.

„Wo sind Sie ausgeplündert worden?“ fragte er endlich.

— „In dem Walde bei Eton.“

Der Richter sah die Andern an und alle brachen in ein lautes Gelächter aus.

„Ich begreife nicht,“ fiel ich aufgebracht ein, „wie in einem civilisirten Lande die Erzählung solcher Straßenräuberei bei den Richtern eine solche Heiterkeit erregen kann. Ihr Lachen ist mehr als unschicklich, es scheint zu beweisen, daß Sie diese Verbrechen kennen und dulden.“

— „Wir kennen sie allerdings, vermögen sie aber nicht zu verhindern; die Räuber, die Ihnen die Börse abgenommen haben, sind junge Adelige aus der Schule zu Eton. Sie bedienen sich eines Vorrechtes, das man vergebens abzuschaffen sucht; sie pflegen alle Jahre in einer gewissen Zeit die Reisenden zu plündern, die sich in dem Reichthum der Schule betreffen lassen. Mit dem Ertrage dieser Contribution bezahlen sie das Diplom desjenigen ihres Cameraden, der am Ende seiner Studien sich einer letzten Prüfung unterwerfen muß. Allen unseren Bemühungen, diese seltsame Contribution abzuschaffen, haben sie das Wort „Herkommen“ entgegengesetzt, dessen Macht sie kennen.“

„Aber die Mordversuche?“

— „Sind Scherz.“

„Das Pistol?“

— „Ist von Holz wie der Dolch ohne Klinge.“

Das war allerdings wahr, wie ich mich bei näherer Betrachtung überzeugte.

(Sicilianische Cholera-Anecdoten.) Ein Reisender, der zur Zeit der Cholera Sicilien besuchte, erzählt unter anderm, er habe einen Mann getroffen, der ihm im Gespräche Folgendes mittheilte: „vor zwei Monaten hatte ich noch einen Vater, eine Mutter, eine Frau mit einem kleinen Kinde und zwei Schwestern. Unsere Großtante lebte bei uns auf einem Pachtgute, das dem Fürsten . . . gehörte. Während die Cholera in unserer Gegend so entsetzlich wüthete, begingen unsere durch die Furcht auf's Aeußerste gebrachten Bauern die gräßlichsten Thaten. Eines Tages erkrankte eine meiner Schwestern; sobald die Leute im Dorfe dies erfuhren, versammelten sie sich in der Nacht an unserm Hause und steckten dasselbe in Brand, damit der Krankheitsstoff mit uns vernichtet werden möchte. Als wir erwachten, von dem Rauche fast erstickt, suchten wir zu entfliehen und das Freie zu gewinnen, aber unsere Nachbarn, unsere besten Freunde, hatten das brennende Pachtgut umstellt und sobald wir einen Schritt thaten, um den Flammen zu entgehen, schossen sie auf uns. Meine Mutter, meine Tante und meine kranke Schwester verbrannten. Unter den Kugeln sah ich meine Frau, meinen Vater und meine jüngere Schwester fallen; wie mein Kind umgekommen ist, weiß ich nicht. Ich allein irrte um die Trümmer umher und suchte ebenfalls den Tod; es wurde mehrmals auf mich geschossen, aber keine Kugel traf mich. Sechs Bauern legten da auf einmal auf mich an und dennoch blieb ich unverletzt. Dies änderte die Ansicht der Wüthenden mit einem Male; sie warfen die Gewehre weg und riefen: „er lebe! er lebe! die Madonna will ihn retten!“ Sie, die anfangs so furchtsam gewesen waren, ergriffen mich, banden mich, weil ich wüthend war, und trugen mich so im Triumph in die Kirche.“

— Jetzt bin ich ein Bettler.“

Der selbe Reisende erzählt ferner: Bei einem Ausfluge in der Nähe von Palermo hörte ich mit einem Male mehrere Stimmen und ich drehte mich um. Nicht weit von der Palme, unter der ich saß, sah ich einen schwarzgekleideten Mann mit einem ungeheuren Strohhute, der mit Bauern sprach, die etwa funfzig Schritte von ihm standen. Es war ein Arzt, der die Kranken so im Freien besuchte. Sehr häufig hielt er sich ein Fläschchen an die Nase und seine Verordnungen rief er den Leuten zu, indem er beide Hände hohl, als Sprachrohr, um den Mund legte. Die Kranken schleppten sich so weit zu ihm, bis er ihnen befahl, stehen zu bleiben.

„Was fehlt Dir?“ fragte er.

— „Ich glaube, ich habe die Kolik.“

„Ist es wirklich die Kolik?“

— „Benigstens ist es gerade so.“

„Hast Du Fieber?“

— „Das weiß ich nicht.“

„Du mußt Dir an den Puls fühlen. Schlägt er sehr stark?“



— „Ich finde ihn nicht.“

„Gut, und der Kopf?“

— „Ich schlafe immer und habe keinen Appetit.“

„Appetit? Du mußt Dich biät halten und einen Aufguss von grünen Drangen mit Süßholz trinken.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Doctor,“ sagte der Kranke, indem er einige Schritte näher ging.

„Fort! fort!“ schrie ihm der Arzt zu, indem er sein Kämpferfläschchen öffnete. Dann wiederholte er seine Verordnung und setzte hinzu: „sorg' dafür, daß Du das Fieber nicht bekommst.“

— „Ja,“ antwortete der Bauer, den der Fieberfrost schüttelte.

„Geh' nach Hause und lege Dich nieder.“

— „Ich bedanke mich, Herr Doctor.“

Und der Mann der Wissenschaft wendete sich an einen Andern. Alle wurden auf gleiche Weise abgefertigt.

### Generalcorrespondenz.

Die Königin, erzählt ein englisches Journal, trug bei ihrem letzten Leber ein prachtvolles Diamanten-Armband mit dem Portrait des Königs von Preußen. Besonders fielen auch ihre schönen Negligeschuhe von Atlas auf, welche die Herzogin von Kent gestickt hat und die nach orientalischer Sitte an der Ferse offen sind. Die Füße der Königin sind so außerordentlich klein, daß keine einzige Dame die niedlichen Schuhe derselben anziehen kann. —

Die Taglioni will, verlockt durch die außerordentlichen Erfolge und Geldeinnahmen der Fanny Esler, nach Ablauf ihres Engagements in London ebenfalls in Nordamerika tanzen. Dublin bot ihr für acht Vorstellungen drei tausend fünf hundert Thaler, aber sie wies dieses Gebot mit Verachtung ab. —

In Merico begrub man vor einigen Monaten mit dem größten Pompe — das Bein, welches Santa Anna bei der Landung der Franzosen in Veracruz, nach der Einnahme des Forts St. Jean d'Ulloa, verlor. —

Ein Lion von London ist gestorben und allgemeines Bedauern folgt ihm, — der electriche Kal nämlich, der erste und einzige seiner Art, der jemals nach Europa gekommen ist. Man hatte ihn in einem der zahlreichen Weisflüsse, die sich in den Amazonenstrom ergießen, gefangen und vor etwa vier Jahren nach England gebracht. Man fütterte ihn mit kleinen Fischen, die er in einer Entfernung von zwei Fuß durch einen electricen Schlag betäubte und dann verzehrte. Er war sehr jung, als er nach England kam und erblindete einige Zeit vor seinem Tode. —

Vor einiger Zeit standen drei berühmte Männer, — wenigstens Namen in Paris vor dem Polizeigericht, nämlich ein gewisser Napoleon Lempereur, Alexander Legrand

und César Levaillant, drei gewöhnliche Handarbeiter, die sich eines kleinen Vergehens schuldig gemacht hatten. —

Bei der gegenwärtigen Kunstausstellung in Paris befinden sich 5121 Werke, die von 1131 Künstlern herrühren, nämlich von 983 Malern, 79 Bildhauern, 14 Architekten, 48 Kupferstechern und 7 Lithographen. Unter diesen 1131 Künstlern befinden sich 168 Damen, nämlich 165 Malerinnen und 3 Bildhauerinnen. —

Die reichste Erbin in den Vereinigten Staaten, ein Mädchen von vierzehn Jahren, sagt der New York Express, ist mit einem sechzigjährigen Engländer durchgegangen. Sie befand sich in einem Erziehungs-Institute, wo jener Mann sie kennen lernte, und das Paar ließ sich vor der Abreise nach Liverpool trauen. —

Die Lutheraner haben in Rußland 574 Kirchen und 301 Kapellen; die Reformirten 32 Kirchen und 4 Kapellen; die Juden 604 Synagogen, 2340 Kapellen und 3944 Schulen, und die Mahomedaner 5843 Moscheen und 620 Schulen, bei denen 15,314 Personen angestellt sind. —

Eine sechszwanzigjährige Irländerin wurde am 3. Juli vor. Jahres in Port Philip von sechs Kindern entbunden. Man hat zwar oft von der ungewöhnlichen Fruchtbarkeit des dortigen Klimas gehört, dieses Beispiel aber würde allen Glauben übersteigen, wenn es nicht durch glaubhafte Zeugen bestätigt würde, sagt die Port Philip Gazette. —

Nach dem Falle des Vorhangs in dem Olympic Theater in London kam vor einigen Tagen ein Ereigniß vor, das das Publicum sehr ergötzte. Ein Mann auf der Galerie verlor seinen Hut, der in das Parterre herunter fiel. Um diesen wieder zu erhalten, wurden so viele Taschentücher zusammengebunden, daß sie bis hinunter reichten, wo der Hut daran befestigt werden sollte. Ein ziemlich verdächtig aussehender Mensch, der den Hut unten im Besitz hatte, griff nach der Taschentücherkette, wie man glaubte, um den Hut daran zu binden; mit einem kräftigen Rucke entriß er aber die Taschentücher der Person, die sie oben auf der Galerie hielt, schlang sie rasch zusammen und entkam glücklich damit und mit dem Hute. —

Die Schnelligkeit der Dampfschiffe kommt den Gutschmelkern sehr zu Statten, denn sie führen ihnen Schwaaeren zu, an deren Genuß sie früher nicht denken konnten. So brachte kürzlich ein englisches Dampfschiff nach Liverpool aus Buenos Ayres sechzig Schöpfenkeulen mit, wie sie Europa noch nicht gesehen hat. — Bei dieser gastronomischen Nachricht erwähnen wir zugleich, daß der größte Kochkünstler, Carême, der die Auster-Trüffel des Meeres nannte, Vorschriften zu 500 Suppen, zu 200 Entrées, zu 500 Fischgerichten, zu 1000 Fleischgerichten und ferner 1000 Vorschriften zu Gemüsen, Kuchen u. s. w. gegeben hat, und daß er seinen Suppen die Namen von berühmten Landoleuten beilegte, um auch etwas zu deren Unsterblichkeit beizutragen; er hat Boileau, Broussais, Lamartine, Buffon und B. Hugo-Suppe ic. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 16.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 Illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 8 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Johanna von Orleans.

Von Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Jetzt erschien Einer aus ihrem Gefolge, der Herr von Doulon, der sie aufheben und forttragen wollte, Johanna aber befahl ihm, davon abzulassen, dagegen ihre Fahne zu ergreifen und die Franzosen wieder zu sammeln. Der Herr von Doulon rief im Verein mit dem Marschall von Reş so laut, daß alle herbeieilten. Unterdeß hatte Johanna den Bolzen aus der Wunde gezogen, sie mußte aber des großen Schmerzes wegen liegen bleiben, ob sie gleich noch immer befahl, den Graben auszufüllen. Angereizt durch so großen Muth eines Mädchens, gingen Alle an das Werk, ob es gleich ein sehr schwieriges, fast unmögliches war. Man brachte den ganzen Tag damit zu, Faschinen etc. in den Graben zu werfen; Johanna blieb fortwährend an einer und derselben Stelle liegen, ohne daß ihre Wunde verbunden wurde, und sie wollte nicht zugeben, daß man von der Erstürmung abstehe, als ein Befehl des Königs ankam, nach St. Denis sich zurückzuziehen. So bestimmt auch dieser Befehl lautete, so wollte Johanna ihm doch nicht gehorchen, indem sie behauptete, man würde, wenn man nicht abstehe, Paris binnen zwei Stunden nehmen. Zwei Mal sandte der Herzog von Alençon zu ihr und endlich suchte er sie selbst auf. Da erst willigte sie in die Rückkehr.

Die Franzosen erreichten in der Nacht St. Denis. Hier wurde ein Bericht über alles Geschehene an den

König abgegeben und der Herzog von Alençon wie der Marschall von Reş erzählten ihm, daß Johanna den Tod gesucht habe. Der König ging selbst zu ihr; er fand sie sehr krank und machte ihr Vorwürfe wegen ihrer Entmuthigung. Johanna weinte und gestand, daß sie lieber sterben als in die Hände der Engländer fallen möchte, was, wie ihr die Stimme gesagt hätte, geschehen würde, falls sie nicht in ihr heimatliches Dorf zurückkehre. Als sie nach einigen Tagen genesen war, hing sie in der Kirche selbst ihre Waffen an einer Säule auf, worauf sie sich zu dem Könige begab, um ihn um ihre Entlassung zu bitten, die er ihr während ihrer Krankheit versprochen hatte.

In der Zwischenzeit hatte man aber Karl VII. vorgestellt, welchen Fehler man begehen würde, wenn man, da noch nichts entschieden sei, diejenige sich entfernen lassen wollte, welche Jedermann für den guten Geist Frankreichs ansähe; deshalb antwortete denn der König, er habe ihr das Versprechen nur gegeben, damit sie wieder Muth fasse, jetzt, da sie hergestellt sei, bitte er sie vielmehr, bei ihm zu bleiben, denn die Erfahrensten hätten ihm gesagt, wenn man sie scheiden lasse, würde Alles verloren sein. Johanna ließ sich dadurch nach einiger Zeit nochmals bewegen, bei dem Herre zu bleiben.

Um ihr ein noch höheres Ansehen zu geben, vergrößerte der König von diesem Augenblicke an das Gefolge Johannas noch mehr, stellte sie den ersten Heerführern gleich, erhob sie in den Adelsstand, erlaubte ihr,



auch ihren zweiten Bruder kommen zu lassen, gab ihr zwölf Pferde und eine eigene Kasse zur Bezahlung des kleinen Corps, das sie von diesem Augenblicke an persönlich befehligen sollte; aber alle diese Gunstbezeugungen vermochten die Jungfrau von dem Gedanken nicht zurückzubringen, daß sie bald in die Gewalt der Engländer fallen würde.

Es wurde beschlossen, daß sich der König nach Sien zurückziehe, und Johanna folgte ihm dahin. Nach dem Abzuge der Franzosen kehrte der Herzog von Bedford nach Paris zurück, wo sich auch bald der Herzog von Burgund einfand, der sich bewegen ließ, die Regentschaft zu übernehmen. Der Waffenstillstand wurde nicht gehalten; es fanden häufig Gefechte statt und die Jungfrau nahm unter anderm mit Sturm St. Pierre le Moutier, was eine ihrer schönsten Waffenthaten ist. Man erfuhr, daß Paris günstig für die Franzosen gesinnt sei, und man beschloß deshalb, die Feindseligkeiten offen wieder zu ergreifen. Johanna brach mit ihrem kleinen Armeecorps nach Lagny auf, ohne auf einen Feind zu treffen, erfuhr aber hier, daß ein gewisser Franquet von Arras mit etwa 400 Mann in der Umgegend morde und brandschätze. Ihn zu züchtigen, zog sie aus und griff ihn mit aller Kraft an. Die Leute Franquets hielten indeß Stand und trieben die königl. Truppen sogar zwei Mal zurück. Zwei Mal führte Johanna sie wieder in den Kampf und endlich nöthigte sie Franquet und dessen Bande, sich in ein kleines Fort zu werfen, das für die Jungfrau, die keine Kanonen bei sich hatte, fast uneinnehmbar war. Zum Glück kam Johann von Foucault von Lagny mit Geschützen zu Hilfe und so geschah es, daß das Fort erstürmt werden konnte. Ein Theil der Bande Franquets fiel und der andere ergab sich, darunter Franquet selbst. Diesem wurde der Proceß gemacht und, nachdem er alle seine Verbrechen eingestanden, der Kopf abgeschlagen.

Johanna war entschlossen, gegen Paris zu ziehen, in welchem eine Verschwörung zu Gunsten der Franzosen entdeckt, aber unterdrückt worden war, sie erhielt aber vorher eine noch wichtigere Nachricht: der Herzog von Burgund nämlich, der ganz und gar wieder Engländer geworden war, rückte mit einem starken Heere heran und belagerte Compiègne. Dieser Stadt eilte sie zu Hilfe und gelangte auch in der Nacht hinein, obgleich die Belagerer gute Wache hielten.

Am andern Morgen begab sie sich in die Kirche, um die Messe zu hören. Die Kirche füllte sich alsbald

von Menschen, besonders Frauen, die sich, nach Beendigung der Messe um sie drängten, um ihr die Hände zu küssen. Ein Mann wagte es sie zu fragen, warum sie so traurig aussehe, und Johanna antwortete:

„Ach, Ihr guten Leute, ich sage es Euch mit völliger Gewisheit: es hat mich ein Mann verkauft; ich bin verrathen und werde bald den Tod erleiden müssen. Bittet Gott für mich, denn bald werde ich nicht mehr meinem Könige und meinem theuren Vaterlande dienen können.“

Als das Volk dies hörte, weinten Alle, schluchzten und sagten, sie möchte ihnen den Verräther nennen, wenn sie ihn kenne, damit ihm werde, was ihm gebühre. Sie aber schüttelte bloß traurig das Haupt und kehrte, von dem Volke begleitet, in ihre Wohnung zurück.

Ihren Leuten hatte sie aufgetragen, sich Nachmittags zu einem Ausfalle bereit zu halten und zu der bestimmten Stunde meldete ihr Poton, daß man sie erwarte.

Johanna trug ihre gewöhnliche Kleidung, nämlich eine Rüstung und darüber ein Gewand von rothem Sammet, das mit Gold und Silber gestickt war, ein schweres Schwert, das sie in Lagny einem Burgunder abgenommen hatte, und ihre kleine Streitart. Sie bestieg ihr Ross, nahm ihre Fahne, bekreuzigte sich zwei Mal, empfahl denen, welche sie begleiteten, für sie zu beten, und ritt dann im Trabe nach dem Thore, wo ihre Leute sie erwarteten. Als bald wurde das Thor geöffnet und Johanna eilte mit fünf- bis sechshundert Mann hinaus.

Da dieser Ausfall ganz unerwartet kam, so war die erste Wirkung höchst bedeutend; die Ersten wurden unbewaffnet überfallen; die Franzosen machten Alles nieder und warfen, was Widerstand zu leisten versuchte. Indeß sammelten sich die Feinde allmählig und endlich stand den Angreifenden eine zehnmal stärkere Macht entgegen, so daß sie sich zum Rückzuge entschließen mußten. Johanna hielt Ordnung bis an das Thor; hier aber vermochte sie nichts mehr, denn Jeder wollte zuerst hinein. Um den Eindringenden einige Zeit zu lassen, wendete sie sich mit etwa hundert Mann noch einmal gegen den nachsehenden Feind; die Burgunder wichen zurück, aber als Johanna wieder umkehrte, bemerkte sie, daß die Feinde sich zwischen sie und die Stadt geschlichen hatten. Zwar warf sie auch hier die Burgunder, aber als sie an das Thor kam, fand sie, daß es bereits geschlossen war und daß Niemand ihren



Ruf hörte. Sie entschloß sich, das Freie zu suchen und wo möglich an ein anderes Thor zu gelangen; die Feinde aber, selbst die Feigsten unter ihnen, fanden Muth, als sie die gefürchtete Jungfrau so mit etwa hundert Mann allein sahen. Es kam zu einem langen und schrecklichen Kampfe; Johanna that Wunder der Tapferkeit; ein picardischer Schütze aber gelangte endlich ganz nahe an sie, faßte sie an ihrem Sammetgewande und riß sie so von dem Pferde herunter. Zwar setzte sie auch zu Fuß den Kampf noch fort, aber die Kräfte schwanden ihr allmählig und sie sank auf ein Knie. Keiner ihrer Leute konnte ihr zu Hilfe kommen, denn jeder mußte sich der eigenen Haut wehren; sie sah ein, daß die ihr von der Stimme verkündigte Stunde gekommen sei, und übergab also ihr Schwert an Lionel, einen Bastard Vendomes, den sie für den Angesehensten unter den sie Umgebenden hielt.

Als bald erhob sich ein gewaltiges Geschrei, das durch das ganze Lager und bald durch ganz Frankreich schallte: „Johanna, die Jungfrau, ist gefangen!“

Dies geschah am 23. Mai 1430.

## II.

### Der Prozeß.

Die Gefangennehmung Johanna's erregte, wie man wohl denken kann, bei den Burgundern und Engländern große Freude, als hätten sie eine Schlacht gewonnen wie die zu Crecy, Poitiers oder Agincourt, oder als hätten sie sich des Königs selbst bemächtigt. Das arme, jetzt mit Ketten beladene Mädchen war auch allerdings der schrecklichste Gegner, den sie in Frankreich gefunden hatten; ehe sie erschien, hatten sie sich fast zu Herren des Landes gemacht, während sie seit der Anwesenheit Johanna's nur Niederlagen erlitten und zwei Drittel von Frankreich wieder verloren hatten.

Alle eilten hinzu, um die Gefangene zu sehen; selbst der Herzog von Burgund begab sich zu ihr; da er sich aber mit ihr einschloß, so weiß man nicht, worüber Beide mit einander sprachen, man bemerkte nur, daß der Herzog, als er die Jungfrau verließ, der Besiegte, sie dagegen die Siegerin zu sein schien.

Die Gefahr Johanna's war groß; es waren Boten an den Herzog von Bedford, an den Grafen von Warwick und an den Bischof von Winchester gesandt worden und nach drei Tagen schon erhielt der Herzog von Burgund durch den Generalvicar des Inquisitors die Aufforderung, die gefangene Johanna, die in star-

kem Verdachte der Ketzerei stehe, ihm zuzusenden, damit sie gerichtet werde.

Weder der Herzog von Burgund noch der Herr von Luxemburg waren geneigt, dieser Aufforderung Genüge zu leisten; sie wußten, daß sie das Mädchen dem Tode überlieferten, sobald sie dieselbe den Engländern übergaben und der Herzog von Burgund, der zwei Schreiben von ihr erhalten, der mit ihr gesprochen hatte, wußte besser als irgend Jemand, daß Johanna eine edele Heldin, nicht aber, wie es ihre Feinde sagten, eine elende Here sei. Er kam deshalb mit Johann von Luxemburg überein, den Engländern gar keine Antwort zu geben und, ehe man etwas über die Gefangene entscheide, Nachrichten von dem Könige von Frankreich zu erwarten.

Diese Nachrichten mußten indeß binnen einer gewissen Zeit eintreffen, wenn sie von Wirkung sein sollten, denn es bestand ein Vertrag zwischen dem Herzoge von Burgund und dem Könige von England, nach welchem der Letztere gewisse Gefangene für 10,000 Liv. Lösegeld in Anspruch nehmen konnte, wenn der Gefangene nämlich ein König, ein Prinz aus königl. Geblüte, ein Connetable, ein Marschall von Frankreich oder ein General war. Da Johanna keinen Rang in dem Heere bekleidete, so konnte der Herzog von Burgund sich über diesen Punkt entschuldigen, wenn er sie für ein gleiches oder höheres Lösegeld, als er von dem Könige von England erwartete, an den König von Frankreich zurückgab.

Der Herzog wartete indeß vergeblich. Karl VII., der das arme Mädchen von Domremy, als sie sich entfernen wollte, zurückgehalten und ihr gesagt hatte, er würde, wenn sie in Gefangenschaft gerieth, um sie auszulösen, die Hälfte seines Reiches verkaufen, Karl VII. schickte keinen Boten nach Paris, bot kein Lösegeld an. Kaum war die Krone auf seinem Haupte befestigt, als er diejenige vergaß, welche sie ihm aufgesetzt hatte. Allerdings war es gerade zur Zeit seiner leidenschaftlichen Liebe zu Agnes Sorel.

Es vergingen sechs Wochen, in denen die Engländer, da sie keine Antwort von dem Herzoge von Burgund erlangten, mehrere berathende Versammlungen hielten. Nach einer jeden solchen Versammlung wurde eine neue Aufforderung erlassen, alle aber blieben fruchtlos.

Unterdeß war die Antwort des Regenten eingegangen, der einwilligte, Johanna für einen General anzusehen und für dieselbe das Lösegeld zu zahlen, wie für



einen König oder königl. Prinzen, nämlich zehntausend Livres. Zu gleicher Zeit erhielt Peter Cauchon den Auftrag, den Prozeß gegen sie einzuleiten; dieser Bischof aber meinte, er könne allein darüber nicht urtheilen und müsse die Ansicht der Universität zu Paris hören. Man drang in ihn, dieses Gutachten so schnell als möglich einzuholen; Peter Cauchon zögerte zwar so lange als möglich, endlich aber mußte er doch schreiben. Die Universität bestand zum großen Theile aus den Engländern verkauften Männern und die Antwort an den Bischof lautete also dahin, er müsse den Prozeß Johanna's einleiten und dieselbe reclamiren, da sie in seinem Sprengel gefangen genommen worden sei.

Johanna, die man zuerst in Beaulieu gefangen gehalten, wurde sodann nach Beaurevoir in der Nähe von Cambrai gebracht, wo sie die Gattin und Schwester des Herrn von Luxemburg traf. Die beiden edelen Damen waren Anfangs gegen die Jungfrau sehr eingenommen gewesen, da sie dieselbe für eine Zauberin oder doch wenigstens für eine Kegerin hielten; bei dem ersten Anblicke der Gefangenen aber, als sie ihre Züchtigkeit und Frömmigkeit erkannten, schenkten sie ihr wahres Mitleid. Einen Monat später war Johanna ihre Freundin. Sie wünschten daher vor allen sie zu retten. Sie vermochten den Herrn von Luxemburg, der ungeduldig über das Schweigen Frankreichs wurde und Drohungen Englands fürchtete, mehrmals zu neuen Verzögerungen. So vergingen fünf Monate. Der Herr von Luxemburg erzählte freilich seiner Frau und Schwester, wie man immer mehr in ihn dränge, die Gefangene auszuliefern, aber immer wußten sie ihn zu bestimmen, noch nichts zu entscheiden. Man hoffte noch stets auf den König von Frankreich; aber der König von Frankreich blieb kalt, schwieg und beschäftigte sich, wie es schien, mit wichtigern Angelegenheiten, als die Loskaufung eines armen Landmädchens war.

Johanna führte, in der Erwartung einer Entscheidung ihres Schicksales, ein frommes Leben, das alle die, welche ihr nahe kamen, erbaute und rührte; sie verbrachte ihre Zeit in Gebeten und mit den Händen, welche das königliche Schwerdt geführt und das Banner Gottes getragen hatten, nähete und spann sie wie zur Zeit ihrer unbekanntten Jugend. Die Gesichte erschienen ihr wieder und obgleich die Stimmen nur noch von Ergebung und dem Märtyrerthume sprachen, so fühlte sie sich, wenn auch nicht getröstet, doch immer gestärkt, so oft sie dieselben gehört hatte.

In der Mitte des Septembers endlich zeigte der

Herr von Luxemburg seiner Gattin und seiner Schwester an, daß er nun nicht länger zögern konnte, daß er Johanna an die Engländer ausliefern müsse. Beide warfen sich ihm bei diesen Worten zu Füßen und baten ihn, das arme junge Mädchen zu retten, denn man wußte wohl, daß man sie in den Tod sende, sobald man sie den Engländern übergäbe. Johann versprach, seiner Gefangenen ein letztes Rettungsmittel zu bieten, nämlich allerdings zu erklären, daß er in ihre Auslieferung willige, daß sie aber unter seiner Obhut bleibe, so lange die zehntausend Liv. nicht bezahlt wären, und daß es ihm in dieser Zeit freistehet, wegen ihrer Auslieferung mit dem Könige von Frankreich zu unterhandeln.

Diese auf den ersten Anblick nicht eben günstig erscheinende Bedingung eröffnete ihm jedoch einen ziemlich langen Aufschub. Der Herzog von Bedford hatte kein Geld, was der Herr von Luxemburg recht gut wußte; da dies Geld aber doch jeden Tag herbeigeschafft werden konnte, so trug er seiner Frau und seiner Schwester auf, Johanna darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich bereit halte, den Engländern übergeben zu werden. Die beiden Damen versuchten zwar nochmals ihn auf andere Gedanken zu bringen, diesmal aber war er unbeugsam.

Die schreckliche Nachricht mußte also der Jungfrau mitgetheilt werden. Das arme Kind vergaß, als sie dieselbe vernahm, daß sie die Heldin von Orleans, die Siegerin von Jargau sei, und dachte nur an ihre Schwachheit und an ihre Verlassenheit. Mit dem Tage der Gefangenschaft war die Kriegerin verschwunden und nur die Jungfrau geblieben. Sie weinte wie ein Kind, und küßte die Hände der beiden Damen, die ihre Freundinnen geworden waren, als sollte sie sogleich auf immer Abschied von ihnen nehmen. Dennoch aber kam über ihre Lippen kein unwürdiges Gebet, kein Vorwurf gegen ihren König; sie faltete nur die Hände und sprach: „mein Gott, ich wußte, daß es so kommen würde, denn die Stimmen haben mir es angezeigt.“

Abends, als sie in ihr Gemach im dritten Stock eines der Thürme der Burg hinaufgegangen war, warf sie sich betend auf ihre Knie nieder und ihre Heiligen erschienen ihr wiederum. Da trockneten, wie gewöhnlich, ihre Thränen und eine Stimme sprach:

„Johanna, wir sind gekommen, um Dir Muth zu bringen; Du wirst viel leiden müssen, aber der Herr wird Dich aufrecht erhalten. So behalte also wenn nicht die Hoffnung, doch den Glauben.“



Diese Worte zeigten ihr an, daß ihr ein schreckliches Ende beschieden sei, weshalb sie denn auch gegen ihre Gewohnheit vergebens versuchte, sich bei der Bestimmung des Himmels zu beruhigen. Die ganze Nacht hindurch konnte sie keinen Augenblick schlafen; sie weinte unaufhörlich und stand von Viertelstunde zu Viertelstunde auf, um vor einem elfenbeinern Crucifixe zu beten.

Der nächste Tag verging wie die Nacht in Thränen und Gebet; Johanna schien aber mit einem finstern Plane umzugehen. Mehrere Male fragten sie die beiden Damen, aber sie antwortete nur: „ich will lieber sterben, als mich den Engländern ausliefern lassen.“

Abends begab sie sich zu der gewöhnlichen Stunde in ihr Gemach, das bald durch ein helles Licht erleuchtet wurde. Sie richtete ihr Haupt empor und erblickte ihre Heiligen, die traurig, fast unwillig aussahen. Johanna schlug vor dem Zorne derselben ihre Augen nieder.

„Johanna,“ sprach darauf die Stimme, „Gott, der in die Tiefe des Herzens sieht, hat in dem Deinigen Deine verbrecherischen Gedanken gelesen und befiehlt Dir, denselben zu entsagen. Der Märtyrertod führt in den Himmel, der Selbstmord aber zur ewigen Verdammniß.“

— „Ach, meine Heiligen,“ rief Johanna, die Hände ringend, „ich möchte lieber sterben, als den Engländern ausgeliefert werden.“

„Es wird geschehen, wie es Gott gebietet,“ erwiderte die Stimme; „Du selbst hast über Dich nicht zu verfügen.“

— „Ach, mein Gott!“ jammerte Johanna schluchzend, „warum ließeſt Du mich nicht arm und unbekannt in meiner Heimath?“

Den andern Morgen begab sich die Gattin des Herrn von Luxemburg, weil Johanna zur gewöhnlichen Stunde nicht erschien, in das Zimmer derselben und sah die Arme kalt und bleich auf dem Fußboden liegen; sie hatte die Nacht in der Lage verbracht, in welcher die Erscheinung sie verlassen.

Die Dame drang lebhaft in die Jungfrau, um sie zu vermögen, wie gewöhnlich das Mahl mit ihnen zu theilen, Johanna aber antwortete, sie könne es nicht und wünsche das heilige Abendmahl zu genießen. Die Freundin begab sich deshalb allein wieder hinunter und sandte ihr den Kaplan.

Die Gattin und die Schwester des Herrn von Luxemburg waren nicht ohne Besorgniß über die kalte und bleiche Verzweiflung, die auf die frühere Aufre-

gung Johanna's gefolgt war; auch blieben sie lange bei einander sitzen und sprachen von ihrer Gefangenen. Alles wirkte übrigens zusammen, bei ihnen jene instinzmäßigen Besorgnisse zu steigern, die man bisweilen bei der Annäherung großer Ereignisse fühlt. Es war der Anfang des Octobers, der Himmel düster und von Wolken umzogen, wie es um diese Jahreszeit gewöhnlich zu geschehen pflegt. Der Wind heulte um die alten Thürme der Burg von Beaufort und rauschte mit unheimlichen Tönen durch die gewaltigen Kamine.

Die beiden Damen saßen allein in einem Gemach unter jenem Johanna's und lauschten auf alle geheimnißvollen und unbeschreiblichen Töne der Nacht, als es ihnen plötzlich, eben da es Mitternacht schlug, vorkam, als hörten sie einen Schmerzensston. Beide erbebten und lauschten aufmerkamer; alles aber war nun still und ruhig. Sie glaubten sich getäuscht zu haben; bald indeß drang Gewimmer, das aus dem Wallgraben der Burg zu kommen schien, zu ihnen hinauf. Sie eilten dann in der ängstlichsten Besorgniß bis an die Thüre ihre Gefangenen; aber wie sehr sie auch riefen und klopfen, Niemand antwortete ihnen. Da ahneten sie, daß irgend etwas Ungewöhnliches geschehen sei, und befahlen den Wachen, mit Fackeln hinaus und um die Burg herum gehen.

Unter den Fenstern Johanna's fand die Patrouille den Körper der Jungfrau; anfangs glaubte man, sie sei eine Leiche, bald aber überzeugte man sich, daß sie nur ohnmächtig war. Man brachte sie alsbald in das Zimmer der Burgfrau selbst, wo Johanna endlich wieder zu sich kam. Sie hatte, wie sie es mehrmals ausgesprochen, lieber sterben, als sich den Engländern ergeben wollen und war trotz dem Gebote ihrer Stimme, in der Hoffnung entweder zu entfliehen oder den Tod zu finden, aus dem dritten Stock des Thurmes heraus gesprungen. Ohne Zweifel hatte sie Gott im Falle bewahrt, denn sie war nicht im mindesten verletzt.

Als sie wieder zu sich gekommen, schien Johanna vom Herzen zu bereuen, was sie gethan hatte, aber der Eindruck, den das Ereigniß auf den Herrn von Luxemburg gemacht, konnte durch die Reue nicht wieder verwischt werden. Er fürchtete, daß Johanna bei einem andern minder glücklichen Versuche das Leben, er selbst aber dadurch die für sie gebotenen 10,000 Liv. verliere, erklärte deshalb dem Regenten von England, er sei bereit, die Jungfrau ihm auszuliefern, wünsche indeß, daß man ihr nicht eher den Prozeß mache, bis er das Lösegeld für die Gefangene erhalten habe. Der



Herzog von Bedford ging bereitwillig alle Bedingungen ein, so sehr fürchtete er, der König von Frankreich möchte ihm die Jungfrau entreißen. Dieser schien indes ganz vergessen zu haben, daß diejenige noch lebte, der er seine Krone verdankte.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Der 1. April.) Am 1. April 1805 erhielten die beiden Staatsräthe Regnault de St. Jean d'Angely und Carion de Nisas ein ministerielles — nachgemachtes — Schreiben, das sie aufforderte, sogleich in Fontainebleau bei Napoleon zu erscheinen, der von da seine Reise nach Italien fortsetzen wollte. Regnault befand sich auf dem Lande; das Schreiben wurde ihm nachgesandt; er nahm sogleich Postpferde und jagte nach Fontainebleau, um die Befehle des Kaisers zu empfangen, der ihn — nicht erwartete. Regnault gerieth außer sich über den schlechten Scherz, den man sich mit ihm erlaubt hatte, und bot alles auf, um den Schuldigen zu entdecken, aber vergebens; selbst der Polizeipräsident konnte nichts entdecken. Besser benahm sich Carion de Nisas, der, sobald er bemerkte, daß man ihn in den April geschickt hatte, zu dem Kaiser sagte: „ich beklage mich nicht, der Gegenstand eines Aprilscherzes gewesen zu sein, da ich dadurch Gelegenheit erhalte, Ew. Majestät auch zu ungewöhnlicher Zeit meine Ehrfurcht zu bezeigen.“ Napoleon lächelte und Carion de Nisas erzählte selbst überall sein Abenteuer.

(Cherubini.) Cherubini, der in hohen Jahren vor Kurzem starb, war ein eigensinniger, oft rauher Mann, der die Wahrheit vor Niemandem verheimlichte. So sagte er einst zu dem ersten Consul, der ihn und seine Musik nicht leiden konnte: „Bürger-Consul, bekümmern Sie sich darum, wie Sie Schlachten gewinnen, und mischen Sie sich nicht in mein Handwerk, von dem Sie nichts verstehen.“ Um den Componisten zu ärgern, sprach Napoleon den italienischen Namen desselben immer französisch aus. — Auch die geringfügigsten Kleinigkeiten behandelte Cherubini nach systematischen Regeln, von denen ihn nichts abzubringen vermochte. Jeder Gegenstand seiner Toilette war z. B. numerirt und er bediente sich derselben immer nur in der Ordnung, welche die Zahlen bestimmten. Noch am Tage vor seinem Tode gab er einen neuen und seltsamen Beweis von dieser Manie. Er hatte ein Taschentuch verlangt, schlug dasselbe, als er es erhalten hatte, aus einander, besah die Nummer daran und sagte: „Das ist nicht das rechte; Sie geben mir Nummer 8 und ich habe doch Nummer 7 noch nicht gehabt.“

— „Allerdings,“ antwortete die Person, die ihn bediente; „es ist aber ein Tropfen Eau de Cologne auf Nummer 7 gefallen und da ich weiß, daß Ihnen alle starken Gerüche zuwider sind.“

„Ordnung muß dennoch gehalten werden.“

Er ließ sich das Taschentuch Nummer 7 geben, bediente sich dessen mit einer Miene, in welcher sich der größte Ekel ausdrückte, und sagte sodann: „da ich Nr. 7 gebraucht habe, so können Sie mir nun Nummer 8 geben.“

(Ein merkwürdiger Wurm.) Unter den Naturmerkwürdigkeiten, die es in Charleston (America) giebt, befindet sich auch ein kleiner Wurm, der Bijouteriewurm genannt. Er lebt auf den Blättern des wilden Weinstocks, der deshalb Bijouteriewein heißt, sieht anfänglich wie ein Stückchen weißen Zwirnes aus und ist fast bewegungslos. Nimmt man aber das Blatt ab und legt es in einem Zimmer unter eine Glasglocke, so wächst der kleine weiße Faden in der kurzen Zeit von vier- und zwanzig Stunden zu einer ziemlich großen Raupe heran, die schön gefärbt und mit goldenen Punkten besetzt ist. Nach der völligen Ausbildung kriecht diese Raupe an dem Glase empor, hängt sich an dem einem Ende an der Decke auf und krümmt sich in eine große Menge von Formen, welche treffliche Modelle zu goldenen Bijouteriewaaren geben wie zu Ohrringen, Brochen, Nadeln etc. Daher hat das Geschöpf denn seinen Namen erhalten.

(Ein gräßlicher Mord.) In Süd Carolina, erzählt der englische Reisende Buckingham in seinem neuesten Werke über America, wurden wir eines Tages von einem gemein aussehenden Manne überholt, der ohne Rock und Weste, in schmutzigen Beinkleidern von Rankin, mit einem wenigstens acht Tage altem Barte und sehr schlechtem Hute eilig auf der Straße dahintritt und der Sheriff der Grafschaft war, in welcher wir eben reiseten. Dies erfuhren wir von ihm selbst, als wir dicht an der Straße einen sehr plumpen Galgen sahen, an welchem er erst vor wenigen Monaten eigenhändig einen Neger aufgeküpfelt, der sich der Ermordung von drei Weißen schuldig gemacht hatte. Die Geschichte dieses Mordes war betrübend genug. Ein Pflanzler in Carolina, der mit seinem Sohne und seiner Tochter reisete, hatte von einem andern Weißen einen Neger gekauft, den er als Kutscher brauchen wollte. Der Verkäufer des Slaven wußte zufällig, daß der Fremde eine bedeutende Geldsumme, 8000 Dollars, bei sich hatte, und entwarf den teuflischen Plan, den Slaven zu vermögen, daß derselbe seinen neuen Herrn ermorde und ihm das Geld abnehme. Er versprach dem Schwarzen dafür einen Antheil von dem Raube und die Freiheit. Der Slave ging bereitwillig in den Plan ein, nahm die Gelegenheit wahr, als an einem heißen Nachmittage alle drei Personen in dem Wagen schliefen, ergriff ein kleines Beil, das er mit sich genommen hatte und erschlug damit den Vater sowie den Sohn und die Tochter desselben. Da die Straßen in jenen Gegenden sehr einsam sind, so hatte der Mörder Zeit, alle drei Leichen nach einander in einen Graben in der Nähe zu schleppen, worauf er mit dem leeren Wagen in einer andern Richtung fortfuhr. Er wurde indes bald verhaftet, da die Blutspuren auf dem Wege zur Entdeckung der That und



des Thäters führten. Der Slave gestand vor dem Gerichte sofort seine Schuld, erzählte den Hergang und verschwieg auch nicht, daß sein früherer Herr ihn zu dem Morde gedungen habe. Da indes in Süd-Carolina wie in allen Sklavenstaaten das Zeugniß eines Negers gegen einen Weißen vor Gericht keine Geltung hat, so entging der Anstifter des Mordes jeder Strafe, obwohl Niemand, der den Mann kannte, an der Aussage des Sklaven zweifelte, und nur der letztere wurde gehangen, weil er den Anträgen seines ehemaligen Herrn Folge geleistet hatte.

(Monaldeschi's Grab.) Eine Engländerin, welche eine Reise nach Florenz, durch Frankreich und die Schweiz, abschließlich zu Pferde gemacht und diesen ihren abenteuerlichen Ritt in einem zweibändigen Buche beschrieben hat, schildert unter andern auch sehr ausführlich die Stelle, auf welcher Monaldeschi in der Galerie zu Fontainebleau auf Befehl der Königin Christina ermordet wurde, und setzt später hinzu: „an einem andern Tage gingen wir in die Kirche zu Non, in welcher Monaldeschi unter dem Gefäße mit Weihwasser liegt. Das kleine alte Gebäude rührt noch aus dem zehnten Jahrhundert her und scheint sich mit seinen niedrigen düstern Bogen, mit dem feuchten unregelmäßigen Fußboden von ausgetretenen Grabsteinen ganz zur eiligen Bestattung eines Ermordeten zu eignen. Auf einem Steine des Chors steht man Lilien und eine halb verwischte Gestalt; darunter liegt das Herz der Königin Philipps des Schönen, die hier um 1304 starb. Zwei alte gemalte Fenster lassen nur ein mattes Licht in die Kirche herein und an der Eingangsthüre, dem alten Gefäße mit dem Weihwasser gerade gegenüber, befindet sich ein schmaler Stein mit der Aufschrift in alten Buchstaben: „Ci git Monaldexi.“ (Hier liegt Monaldeschi). Der Führer erzählte uns eine seltsame Geschichte. Vor drei Jahren erschien eine Gesellschaft von Engländern in der damals immer offenen Kirche mit einer Anzahl von Arbeitern, die sie gedungen und im Voraus reichlich bezahlt hatten für die Arbeit, die sie von denselben verlangen würden. Diese Arbeiter rissen auf Befehl der Fremden das Grab auf, um das Skelett herauszuheben, denn die Engländer behaupteten, sie wären Verwandte von Monaldeschi. Der Geistliche war nicht zugegen, kam aber noch zu rechter Zeit, um Einspruch gegen diesen Kirchenraub zu thun. Das Grab war bereits geöffnet, die Engländer bestanden darauf, die Knochen mit sich zu nehmen und hielten den Schädel schon in den Händen. Der Geistliche mußte einige Sensbarmen herbeirufen, durch deren Beihilfe der Schädel denn endlich wieder in das Grab gebracht und dieses geschlossen wurde.

(Die Hauslehrer in Rußland.) Die Summen, welche die Russen für den Privatunterricht ihrer Kinder zahlen, sind oft ungeheuer groß. Ein Hauslehrer erhält meist drei bis viertausend Rubel und dieser Gehalt steigt bis sechs und zehntausend, wenn man einen solchen Lehrer nach Sibirien oder in eine andere entlegene Provinz ziehen will. Man hat berechnet,

daß es allein in Petersburg sechstausend Erzieher und Erzieherinnen giebt, doch dürfte diese Zahl der Wahrheit bei Weitem nicht gleich kommen. In einem Gesetze von 1834 sind alle die Privilegien bestimmt, welche den Privaterziehern zukommen, die in Rußland ihre Prüfung bestanden haben. Nach diesem Gesetze werden sie für Staatsdiener angesehen und sie dürfen demnach die „kleine Uniform“ des Ministeriums des öffentlichen Unterrichtes tragen. Derjenige Privaterzieher, der sein Amt zwei Jahre lang in einer Familie von altem Adel bekleidet hat, tritt in die vierzehnte Adelsklasse ein; auf diesen Rang hat er Anspruch, wenn er drei Jahre in einer Kaufmannsfamilie der ersten Klasse oder fünf Jahre in einer Familie sich befand, die gar keinen Rang hat. Diese Erzieher können ferner nach Verlauf einer bestimmten Frist zu Titularräthen, Hofräthen, Collegienassessoren u. c. ernannt werden und es giebt gegenwärtig in Rußland mehrere Staatsräthe, die niemals ein anderes Amt als das eines Privaterziehers bekleidet haben.

(Die Sage vom ewigen Juden.) Diese Sage ist sehr alt und nach antiquarischen Forschungen erhielt sie in England um das J. 1228 vollen Glauben. In diesem Jahre erschien nämlich in England ein armenischer Erzbischof, welcher in dem Kloster St. Albans unter andern von einem Mönche gefragt ward: ob er jemals den berühmten Joseph gesehen oder von ihm gehört habe, der bei der Kreuzigung des Heilandes zugegen gewesen sei, mit ihm gesprochen habe und noch lebe. Der Erzbischof entgegnete, die Sache sei vollkommen wahr und er kenne den Mann recht wohl, der sogar einmal an seinem Tische gegessen habe; er sei Thürsteher bei Pontius Pilatus gewesen und habe Cartaphilus geheissen. Bald nach dem Tode Jesus habe er sich taufen lassen und den Namen Joseph erhalten. „Er lebt immer,“ setzte der Erzbischof hinzu, „aber jedes Mal nach hundert Jahren verfällt er in eine Krankheit, aus welcher er stets so jung hervorgeht als er zu der Zeit war, da Jesus litt. Er war damals etwa dreißig Jahre alt, erinnert sich aller Umstände bei dem Tode und der Auferstehung Christi, so wie der Apostel und aller ersten Heiligen noch vollkommen genau und ist ein ernster, frommer Mann.“ So berichtet Math. Paris, der zur Zeit der Anwesenheit jenes armenischen Erzbischofs in St. Albans Mönch war.

(Der Ursprung einiger Moden.) Die Schönplästerchen (Mouchen) wurden in England unter der Regierung Eduards VI. durch eine ausländische Dame erfunden, die durch dieses Mittel eine Runzel versteckte.

Die sehr großen Perrücken wurden durch einen französischen Barbier Duviller erdacht, um darunter die hohe Achsel eines Dauphins zu verbergen.

Karl VII. von Frankreich führte die Mode der langen Röcke ein, um seine schlecht geformten Beine zu verhüllen. Die zwei Fuß langen Schuhe verdankten ihre Entstehung einem Auswuche, den Heinrich Plantagenet, Herzog von Anjou, am Fuße hatte. Als Franz I. einer Kopfwunde wegen das Haar kurz ab-



geschnitten tragen mußte, erschienen sofort alle Höslinge in Titus-Köpfen.

Einige Damen erfannen dagegen Moden, um ihre Reize geltend zu machen. Isabella von Bayern z. B., die sich durch die Weiße ihrer Haut auszeichnete, brachte die Sitte auf, Hals und Schultern bloß zu tragen.

### Generalcorrespondenz.

In dem Archiv der Stadt Vezenas hat man eine sehr alte Theaterdecoration gefunden in der man nach genauer Untersuchung eine von denjenigen erkannte, deren sich Molière bei seinen Vorstellungen in jener Stadt bediente. —

Die Gräfin L. erschien vor einigen Tagen bei einer der berühmtesten Modistinnen in Paris, welche bisweilen auch für den Hof Modeartikel liefert. „Was wünscht Madame?“ fragte die Modenhändlerin gleichgiltig, ohne den bequemen Sessel zu verlassen, auf dem sie saß. — „Ich möchte einen Hut nach der neuesten Mode haben.“ — „Anna,“ rief die Modistin einer ihrer Arbeiterinnen zu, „geben Sie der Dame Hüte von voriger Woche.“ Die Gräfin entgegnete darauf, daß sie keinen alten Hut, sondern einen der neuesten wünsche. „Einen solchen kann ich Ihnen nicht geben,“ antwortete die Modistin stolz; „als ich das letzte Mal im Cabinet der Herzogin von Nemours arbeitete, haben wir beschlossen, die neuesten Hüte unter acht Tagen nicht in das Publicum zu bringen.“ Die Gräfin erbot sich, sogar mehr als gewöhnlich für einen neuen Hut zu zahlen; die Modistin ließ sich aber nicht bewegen, von ihrem Beschlusse abzugehen. —

In America, namentlich in den Grenzstaaten, fürchtet man sich vor den Indianern noch immer so sehr, daß man sich nicht bloß mit den gewöhnlichen Schuhmitteln begnügt, sondern auch das Gebet zu Hilfe nimmt und in das Vater unser, wie es in den Kirchen gebetet wird, eine darauf bezügliche Stelle einschaltet, z. B. „erlöse uns von dem Uebel und laß uns nicht in die Hände der Wilden fallen,“ worauf die ganze versammelte Gemeinde einstimmig einfällt und spricht: „Amen, Herr, Amen!“ — Es giebt auch bei uns hier und da Wirthhe, die sich nicht eben durch Höflichkeit gegen ihre Gäste auszeichnen, schwerlich aber dürfte man irgendwo so grobe Gastwirthhe finden wie in Nordamerica. Ein Reisender erzählt zwei Beispiele von dieser Grobheit, die ihm selbst vorgekommen sein sollen. In einem Gasthause erhielt er ein schlechtes Schlafzimmer, man tröstete ihn aber mit dem Versprechen, ihm ein besseres zu geben, sobald eines leer sein würde. Dies Versprechen wurde indes nicht erfüllt und als der Reisende bei dem Wirthhe sich darüber beschwerte, antwortete dieser: „ich habe Sie nicht aufgefordert, in mein Haus zu kommen; Sie kamen aus eigenem Antriebe; wenn es Ihnen da nicht gefällt, so können Sie ja zu jeder Zeit weiter reisen.“ — In einem andern Wirthshause beklagte

der Reisende sich darüber, daß die Kellner ihn bei Tische nicht aufmerksam bedienten. Der Wirth ließ ihm darauf sogleich die Rechnung machen, das Pferd des Reisenden satteln und an die Zimmerthüre desselben führen und sagte dann zu ihm, er brauche das Zimmer für einen andern Herrn. — Wie weit die zimpertliche Ziererei der Amerikanerinnen gehen kann, erzählt derselbe Reisende, der die Sache verbürgt. Eine gewisse Miß Briggs in New-York trug nämlich fortwährend eine Brille, damit man von ihr nicht sagen möchte, sie sähe etwas mit bloßem Auge an. —

Man zeigt gegenwärtig in London das vollständige Gerippe eines fossilen Thieres, das man in dem ehemaligen Bette eines Flusses in America gefunden hat. Die Größe dieses Gerippes verhält sich zu dem des größten Elephanten wie ein Tiger zu einer Kage, denn es mißt fünf und zwanzig Fuß in der Höhe und zwanzig Fuß in der Länge. Von den Schädelknochen gehen an der Seite gebogene achtzehn Fuß lange Hauer oder Hörner aus, wie die Fühlhörner eines Maikäfers, außer den gewöhnlichen Hauern des Elephanten, die es ebenfalls besitzt. Man glaubt, das Thier bediente sich dieser gewaltigen Hörner, um sich in den Wäldern einen Weg zu bahnen, Bäume und Büsche bei Seite zu biegen oder auszureißen. — Gleichzeitig zeigt man eine Anzahl Pfeilspitzen, die man an derselben Stelle wie das Gerippe fand, was zu beweisen scheint, daß es damals auch Menschen gab und daß das Thier, durch Pfeilschüsse verfolgt, sich in den Fluß rettete und da ertrank.

Die großartige Isaakskirche in Petersburg soll im bevorstehendem Sommer beendigt werden; die Kuppel ist bereits fertig und mit reich vergoldeter Bronze belegt. Ihre Höhe ist so bedeutend, daß man auf ihr ein Panorama sechs Meilen in der Runde überblickt. Von Kronstadt aus sehen die Schiffer die Kuppel gleich einem leitenden Sterne. Die Kirche soll nun noch drei große Thüren von Metall erhalten; jede wird sechsundsünfzig Fuß in der Höhe messen und reich verziert sein. —

Die Gazette musicale führt als Beispiel von der geringfügigen Belohnung, welche ausgezeichnete Componisten oft für ihre Werke erhalten, die Oper „Montano und Stephanie“ von Berton an, die der Componist im VII. Jahre der franz. Republik für 1000 Fres. verkaufte (300 Fres. baar und 700 Fres. Musikalien), während durch die einzige Arie Stephaniens daraus: „Oui c'est demain“ soviel einkam daß eine Familie viele Jahre lang anständig hätte davon leben können. — Und kommt es nicht häufig noch vor, daß Virtuosen für eine „Phantasie“ nach einer bekannten Opern-Melodie eben so viel erhalten, als der Componist für die ganze Oper und durch das Spielen solcher „Phantasien“ an einem Abende mehr verdienen, als z. B. Mozart jemals für seinen „Don Juan“ ic. erhielt? —

Halevy schreibt bereits wieder an einer neuen Oper, „Karl VI.“ genannt. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 17.

1842.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Johanna von Orleans.

Von Alexander Dumas.

(Beschluß.)

Der Regent hatte am 4. Aug. 1430 die Stände der Provinz der Normandie nach Rouen berufen und von ihnen eine Beisteuer von 80,000 Liv. verlangt, die bewilliget wurde. Zehntausend Liv. davon waren für den Herrn von Luxemburg für die Jungfrau bestimmt und er erhielt diese Summe am 20. Octbr. Johanna dagegen brachte man aus einem Gefängnisse in das andere, erst nach Arras, dann nach Crotoy und endlich nach Rouen, in welcher Stadt sich auch der junge König Heinrich befand, und wo man einen eisernen Käfig für sie bereit hielt, in welchem man sie noch überdies mit Ketten anschoß. So wurde sie der Beschimpfung und dem Hohne des Pöbels ausgesetzt wie ein wildes Thier. Die Soldaten stachen sie mit ihren Lanzen, um sie zum Aufstehen zu nöthigen, wenn irgend eine Person von Rang sie sehen wollte. Selbst der Herr von Luxemburg fand sich, nachdem er das Geld erhalten hatte, ein, um sie noch einmal zu sehen.

Am 21. Febr. 1431 endlich versammelte sich der Gerichtshof in der königl. Kapelle zu Rouen. Johanna wurde vor die Richter gebracht und das Verhör begann. Hier zeigte sich die Jungfrau wahrhaft groß und schön. Das arme Mädchen, das nicht einmal lesen und schreiben konnte, das von Allen verlassen war, bewies sich immer ruhig, oft energisch, bisweilen erhaben. Ihre Antworten lauteten fromm, ihre Unschuld

trat hell zu Tage, aber sie war schon im Voraus verurtheilt, wenn man auch noch nicht vom Tode zu sprechen wagte. Man berief Geistliche, bei denen sie beichten sollte, um so wo möglich etwas von ihr zu erfahren; aber ihre Beichte war die eines Engels; man erkundigte sich in Domremy und die ganze Umgegend antwortete, Johanna sei eine Heilige; man berief Aerzte und alte Frauen und sie erklärten einstimmig, daß Johanna Jungfrau sey. Alle Anklagen gegen sie fielen deshalb in ihr Nichts zusammen. Die Richter wagten die Verurtheilung nicht über sich zu nehmen, entwarfen deshalb zwölf ungenaue und lügenhafte Artikel, die sie, ohne die Angeklagte zu nennen, an die Universität zu Paris, an das Kapitel von Rouen, an mehrere Bischöfe und an funfzig bis sechzig gelehrte Doctoren sandte. Die Antwort lautete dahin: „die Angeklagte habe leichtfertig oder hoffärtig an Erscheinungen oder Offenbarungen geglaubt, die ohne Zweifel von dem bösen Geiste ausgegangen; sie schmähe Gott, indem sie behaupte, Gott habe ihr befohlen, männliche Kleidung zu tragen.“

Unterdeß wurde Johanna krank und man beschied die geschicktesten Aerzte zu ihrer Behandlung, damit sie ja nicht eines natürlichen Todes sterben möchte. Als sie genesen war, beschleunigte man die Abfassung des Urteils. Um sie zum Geständniß zu bringen, das man wünschte, begab man sich mit Folterwerkzeugen in ihr Gefängniß, doch erklärte der Arzt, die Gefangene würde die Folter nicht überleben, und man stand deshalb von



der Anwendung derselben ab. Um aber doch den Zweck zu erreichen, wendete man sich an einen Priester Boyseleur, der sich für ihren Freund ausgab und ihr rieth, sich Allen zu unterwerfen, was man von ihr fordere, denn sie würde sodann aus den Ketten der Engländer sogleich in die Hände der Kirche übergehen. Johanna kämpfte eine ganze Nacht gegen die Sophismen dieses Geistlichen und versprach endlich in ihrer Unschuld Alles zu thun, was man verlangte. Es geschah und in der folgenden Nacht gab man ihr weibliche Kleidung, die sie anlegte. Da sie aber fortwährend der unzüchtigsten Zubringlichkeiten von Seiten ihrer Wächter ausgesetzt war und in Frauenkleidern nicht genügend geschützt zu sein glaubte, legte sie, als ihre Wächter schliefen, ihre frühere Männerkleidung wieder an, die man wohl absichtlich in ihrem Kerker gelassen hatte.

Dieser Ungehorsam gegen die Kirche, wie man es nannte, brachte ihr den Tod. Das Gericht versammelte sich sogleich am nächsten Tage wieder und es hatte nun einen Vorwand, das Todesurtheil auszusprechen.

## 12.

## Der Tod.

Johanna hörte das über sie gesprochene Todesurtheil ziemlich ruhig an. In den sieben Monaten, die sie in den Händen der Engländer sich befunden, hatte sie so viel leiden müssen, daß sie oft den Tod angerufen, der nun endlich kam. Die Art aber, wie sie den Tod erleiden sollte, war nicht angegeben, und erst als man ihr auf ihre Frage antwortete, sie sollte verbrannt werden, verließen sie ihre Kräfte, und es währte lange, ehe sie sich wieder sammelte. Sie beichtete, genoß das heilige Abendmahl und betete zwei Stunden lang.

Dann erschien der Karren, auf dem sie zum Richtplatz geführt werden sollte. Achthundert völlig bewaffnete Engländer begleiteten denselben, aber trotz ihrer großen Anzahl vermochten sie kaum einen Weg zu bahnen, so zahlreich hatte sich das Volk eingefunden. Man brauchte anderthalb Stunden, um sie aus dem Gefängnisse bis auf den Marktplatz zu bringen.

Nachdem ein Geistlicher Miss eine heftige Rede gegen sie gehalten und der Bischof ihr zum zweiten Male das Urtheil vorgelesen, Johanna aber während der ganzen Zeit andächtig gebetet hatte, trug man sie auf den Scheiterhaufen und der Henker mit seinen Gehilfen band sie an den Pfahl.

Dann hielt der Henker eine Fackel an den Schei-

terhaufen und da man an den vier Ecken harzige Stoffe und andere leicht brennbare Dinge aufgehäuft hatte, griff das Feuer schnell um sich. „Rouen! Rouen!“ rief Johanna, als sie die Hitze fühlte, „ich fürchte, daß du für meinen Tod wirst büßen müssen.“

Sie blickte ruhig zum Himmel empor und als die Flammen um sie zusammenschlugen, vernahm man von ihr noch das Wort: „Jesus!“

Der Cardinal von England, der fürchtete, es möchte eine Reliquie von der Jungfrau übrig bleiben und diese irgend ein Wunder wirken, befahl sogleich, daß das Herz, welches unverletzt geblieben war, ihm übergeben, die Asche des Körpers und des Scheiterhaufens aber von der Brücke hinab in den Fluß geworfen werde.

Dies geschah am 30. Tage des Monats Mai 1431.

## E t e v e.

Novelle von Mad. Ch. Reybaud.

## I.

Im Monat August des Jahres 1778 rollte ein eleganter Wagen mit vier Pferden, begleitet von zwei Lakaien, durch Staubwolken auf der Straße von Paris nach Marseille hin. Der Wagen, in welchem man wohl irgend eine hochgestellte Person vermuthen konnte, zeigte indeß kein Wappenschild, sondern hatte auf dem blauen Schlage nur einen einfachen Namenszug. Die Tassouren waren sorgfältig heruntergelassen und im Fond schlummerte eine Dame. Das matte Licht, welches durch den grünen Taffet fiel, warf einen bleichen milden Schein auf das von Natur stark gefärbte Gesicht, auf dem überdies ein leichter Anflug von Schminke nicht zu verkennen war. Die Dame mußte früher schön gewesen sein; aber die Blüthenzeit ihrer Jugend war längst vorüber und von den sonst bewunderten Reizen nichts geblieben als eine edele Haltung und ausgezeichnet schöne Hände. Der Anzug, den sie trug, würde uns jetzt durchaus lächerlich und unbequem vorkommen, damals aber galt er für elegant-einfach und bequem. Den Reifrock hatte sie abgelegt, aber ungeheure Taschen von Rosshaarzeug stützten das Kleid von großblumtem persischen Stoffe. Eine große Nadel mit einem Medaillon hielt den Fichu fest, dessen steifgestärkte Falten sich bei jeder Bewegung des Busens hoben und der Dame gewissermaßen das Aussehen einer Taube gaben, welche sich aufbläset. Auf dem gekreppten und leichtgepuberten Haar trug sie eine Coiffüre von Gaze mit



violettem Band. Ihre ganze Person duftete von Moschus, der in Verbindung mit dem starken Geruche des spanischen Schnupstabs in einer niedlichen Schildkrottdose die Luft mit jenen reizenden Gerüchen füllte, denen man unstreitig die Entstehung jener Nervenleiden zuschreiben muß, die unsere Großmütter Vapeurs nannten.

Auf dem Vordersitze im Wagen saß eine andere Frau, in der man ihrer Kleidung und ihrem ganzen Aeußern nach leicht die Dienerin eines guten Hauses errieth. Ein kleiner beißiger Hund, der über und über mit rosa Bund bepudert war und Mignon hieß, schlief auf den Knien der Dame. In einiger Entfernung vor ihr erwachte die Reisende und sah hinaus in das Freie.

„Andrette,“ sprach sie sodann, „wir sind bald am Ziele.“

— „Sie erkennen die Gegend wieder? Ein schönes Land!“ antwortete die Dienerin, indem sie auf der andern Seite hinaus auf die graue, einsame, von der Sonnenglut verbrannte Landschaft sah.

„Ach nein, Andrette, schön ist die Gegend nicht,“ entgegnete die Dame, während sie mit einem Blicke die von kahlen Bergen begrenzte Ebene überschauete, „aber ich wurde hier geboren. Da unten erblicke ich das Haus meines Vaters, das Haus, welches ich vor dreißig Jahren verließ und das ich seitdem nicht wieder gesehen habe.“

Sie drückte bei diesen Worten das Taschentuch auf die Augen, die sich mit Thränen füllten, dann bog sie sich aus dem Wagen hinaus und rief dem Postillon in provençalischer Sprache zu: „nach Tuzelle! Hier auf dem schmalen Wege links hin, und wenn die Geleise zu tief sein sollten, querselbein.“

Der Postillon lenkte seine Pferde auf den steinigten, von tiefen Geleisen zerrissenen Weg, auf dem der Wagen unter entsetzlichen Stößen hinrollte. Die Gegend war höchst einsam; auf allen Seiten breiteten sich unabsehbar Felder aus, deren Vegetation wie in den Wintermonaten erstorben zu sein schien; nur hier und da unterbrachen einige Nebenalleen mit ihrem Grün den grauen Ton der Landschaft. Kein Vogel flog durch die glühende Luft; die Insecten schwiegen in dem vertrockneten Grase und nur die Grillen an den Zweigen der Mandelbäume zirpten ihr eintöniges Lied.

Die Dame überschauete mit gerührtem Blicke die kahle dürre Gegend; sie erkannte jedes Plätzchen, jede Erhöhung wieder und sie weckten in ihr tausend freund-

liche Erinnerungen aus ihrer Kindheit und ersten Jugend. Einige Minuten lang schwieg sie, ihren Eindrücken sich ganz überlassend, dann legte sie sich auf ihrem Sitze wieder zurück und sprach:

„Ich hätte nicht geglaubt, daß etwas in der Welt mir das Herz so zu erschüttern vermöchte. Ach, Andrette, mir ist es, als hätte meine Seele sich plötzlich verjüngt, als sei ich wieder zwanzig Jahre alt. Welche Schwachheit! Ich, Madame Godefroi, eine alte Frau, die ihr ganzes Leben hindurch mit den größten Philosophen unserer Zeit über alle Gegenstände gesprochen, werde gerührt und weine wie ein Mädchen, das man aus dem Kloster wieder in das Vaterhaus zurück bringt! Es ist lächerlich.“

— „Sie werden die Ihrigen überraschen,“ sagte die Dienerin; „man erwartet Sie nicht so zeitig.“

„Ich weiß es wohl und ich wollte es so. Andrette, siehst Du dort unten das rothe Dach mit der Wetterfahne? Siehst Du den großen Thorweg unten an der Wiese? Wir erreichen das Ziel.“

Andrette blickte hinaus und sah ein ziemlich großes Haus jenseits einer Fläche, die nach den Winterregen vielleicht einer Wiese gleichen konnte, auf der man aber für den Augenblick vergebens einen frischen Grashalm gesucht haben würde. Das Haus stand am Ende eines mit Eisbeerbäumen bepflanzten Hofes; an der einen Seite erhob sich das Taubenhause, an der andern der kleine Thurm der Kapelle und rund herum liefen alte hohe Mauern, die ihm ein gewisses herrschaftliches Ansehen gaben.

Der Wagen fuhr im Trabe in den Hof ein und hielt an den Stufen vor dem Hause an. Die Postillone klatschten mit den Peitschen, die beiden Vorreiter stiegen schnell ab und öffneten dann den Kutschenschlag. Dieses Geräusch schien die lange schlummernden Echos des Ortes zu wecken, die Hunde bellten in der Schäfererei und von dem Taubenhause flog ein Schwarm von Tauben auf; aber kein Mensch zeigte sich an dem Hause, kein freudiges oder überraschtes Gesicht erschien an den Fenstern, deren rothe Läden geschlossen waren.

„Niemand!“ sprach die Dame traurig und verstimmt; „die Frau von Blanquefort ist ohne Zweifel in der Stadt.“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und auf der Schwelle erschien eine nicht mehr junge Frau. Die Reisende zögerte; die Erinnerung hielt ihr das Bild eines blonden, blühenden Gesichtes vor; sie



erkannte das bleiche, abgehärmte Antlitz nicht, dessen Züge durch eine schreckliche Hagerkeit entstellt waren.

„Meine Schwester! Meine liebe Schwester!“ rief die Dame mit Thränen in den Augen.

Sie sanken einander in die Arme und schmerzliche Freude erfüllte ihre Herzen. Nach so vielen Jahren der Trennung fanden sie die Gefühle, die Liebe ihrer ersten Jugend wieder und doch war es ihnen schwer geworden, unter den Runzeln jene Züge wieder zu erkennen, die beide jugendlich und reizend in der Erinnerung bewahrt hatten. Nach diesem ersten Augenblicke der Gefühlsüberströmung, zog Madame Godefroi ihre Hände aus denen der Schwester zurück, trat einige Schritte von dieser, um sie genauer zu betrachten, und sagte dann mit einem tiefen Seufzer: „Cécilie, wir sind alt geworden.“

— „Nein, liebe Adelsheid, Du bist nicht alt geworden,“ antwortete die Frau von Blanquefort; „ich bin jetzt die ältere. Wer würde das Gegentheil glauben, wenn er uns beisammen sähe, wer würde mich nicht für zehn Jahre älter halten als Dich?“

Madame Godefroi mit ihrer hohen, festen Gestalt, mit ihrer Schminke, ihrem Puder und ihrem eleganten Negligé, hatte allerdings etwas von dem erhalten, was sie sonst gewesen, während ihrer Schwester auch nicht ein Schatten von der frühern Schönheit geblieben war. Uebrigens erkannte man auch an dem Anzuge der Marquise, daß sie die Hilfsmittel der Toilette völlig verschmähet, daß sie die Kunst nicht kannte, welche die Reize flüht und erhält, die die Zeit zu vernichten beginnt. Sie trug entweder aus Mißachtung der Mode oder aus einem andern Grunde keinen Puder und ihr blondes von einzelnen Silberfädchen durchzogenes Haar wurde von einem Häubchen groben Muslins verhüllt. Sie trug ferner ein einfaches blaues enges, fast faltloses Kleid, das ihre große Hagerkeit wie absichtlich erkennen ließ.

Madame Godefroi heftete ihre Blicke auf dieses bleiche Gesicht und schien auf demselben die Frische, das Lächeln, die Reize der Jugend zu suchen; sie schien mit schmerzlicher Bewunderung das traurige, unbewegliche Antlitz zu befragen, denn offenbar hatte nicht die Zeit allein eine so vollständige und schreckliche Veränderung herbeiführen können. Die Frau von Blanquefort schlug vor diesem Blicke die Augen nieder; Thränen rannen über ihre Wangen, ohne daß sie daran dachte, dieselben abzuwischen, und sie ließ das Haupt ergeben sinken.

„Meine arme Cécilie, Du bist nicht glücklich gewesen!“ sprach Madame Godefroi, indem sie ihr zärtlich die Hand drückte. „Hätte ich das gewußt, so wäre ich früher gekommen; aber in Deinen so seltenen und so kurzen Briefen fand sich nie ein Wort von Deinen Leiden. Du hast mir nie etwas davon gesagt.“

— „Du irrst Dich, liebe Schwester,“ entgegnete die Marquise mit Anstrengung; „ich beklage mich nicht über die Vorsehung, ich murre nicht gegen die Stellung, die sie mir angewiesen hat. Das Leben, das ich führe, erscheint Dir vielleicht traurig, aber es ist das einzige, das mir ziemt; ich selbst habe es gewählt, es ist mir nicht aufgedrungen worden.“

„Arme Cécilie!“ wiederholte Madame Godefroi, indem sie den Kopf mit traurigem und zweifelndem Lächeln, mit dem Lächeln einer scharfblickenden erfahrenen Frau, schüttelte; dann setzte sie lebhaft hinzu: „Ist der Herr Marquis von Blanquefort, der Rath im Parlemeute der Provence, mein sehr geehrter Schwager, von meiner nahen Ankunft benachrichtiget worden?“

— „Ja, liebe Schwester; er glaubte, Du würdest erst heute Abend ankommen, und er wird erscheinen, um Dich zu empfangen.“

„Ah, er erzeigt mir die Ehre!“ entgegnete Madame Godefroi mit einiger Ironie; „ich werde mich freuen, endlich seine Bekanntschaft zu machen. Und wie geht es Deinen Kindern? Wie befindet sich mein Neffe, der Graf von Blanquefort?“

— „Mein ältester Sohn lebt in der Stadt bei seinem Vater,“ antwortete die Marquise; „in seinem Alter findet man keinen Geschmack an der Einsamkeit, in welcher ich lebe. Ohne Zweifel wirst Du ihn heute Abend auch sehen.“

„Und Dein Benjamin, Dein kleiner Estève?“

— „Da ist er, liebe Schwester,“ antwortete die Frau von Blanquefort, indem sie nach einem Knaben von funfzehn oder sechszehn Jahren blickte, der bei Seite stand und die Reisende nebst dem Gefolge von fern neugierig und schüchtern betrachtete. „Komm, Estève, und begrüße Deine Tante.“

„Dies ist mein kleiner Neffe? Wie hübsch, wie schön er ist!“ rief Madame Godefroi, indem sie ihn mit fast mütterlicher Zärtlichkeit küßte; „er gleicht einem Mädchen mit seinem blonden Haar, seinen großen blauen Augen und seiner Rosenfarbe. Er sieht Dir sehr ähnlich, Schwester, hat aber doch einen andern regelmäßigen, seltenen Typus. Wie stolz mußt Du auf dieses Gesicht sein!“



Diese Worte lockten auf die Lippen der Frau von Blanquefort nicht das Lächeln der stolzen Freude, die sich in den Zügen der auf ihre Kinder stolzen Mutter zeigt; sie wendete vielmehr die Augen ab, strich mit ihrer hagern weißen Hand über die Stirn des schönen Jünglings und sprach mit trauriger Stimme:

„Die Schönheit ist ein gefährlicher Vorzug, um dessentwillen man Niemandem Glück wünschen darf.“

— „Was sagst Du da, liebe Cécilie?“ unterbrach sie Madame Godefroi lächelnd; „so dachtest Du sonst nicht; Du warst vielmehr etwas eitel auf Deine Schönheit und Dein kleines Herz jubelte, wenn unser Oheim, der Commandant, uns die Lilien der Provence nannte.“

„Ich habe schon längst die Nichtigkeit und das Gefährliche der vergänglichen Vorzüge erkannt.“

— „Ja, seitdem Du fromm geworden bist. Ach, Schwester, ich habe es aus Deinen Briefen wohl erkannt, obgleich Du Dich nie geradezu aussprachst.“

Die Frau von Blanquefort machte eine Bewegung; das Blut stieg ihr in die Wangen und verbreitete über ihr Gesicht einen flüchtigen Schein; innerlich war sie erbebt, aber sie antwortete nicht auf diese Worte, die wie Vorwurf klangen.

„Liebe Cécilie,“ fuhr Madame Godefroi fort, „ich bin nicht gekommen, um Deine Lebensweise zu tadeln und gegen Deinen Glauben zu predigen; es giebt aber Dinge, Familienangelegenheiten, über die ich mich wohl mit Recht aussprechen darf und über die ich während der Abwesenheit Deines Mannes mit Dir reden will. Deshalb bin ich einige Stunden früher gekommen. Ist es wahr, Schwester, was Du mir über die Zukunft Deiner Kinder geschrieben hast? Ist es wahr, ist es möglich, daß sie ein so verschiedenes Schicksal erwartet und daß nur Dein Ältester als Dein Sohn behandelt werden soll? Ist es möglich, daß der jüngere enterbt, aus dem älterlichen Hause getrieben, in einem Kloster eingesperrt und lebendig in eine Mönchskutte begraben werden soll? Nein, nein. Du fühlst gegen Beide gleiche Mutterliebe, Du wirst zu dieser Bestimmung Deine Einwilligung nicht geben.“

Bei den ersten Worten der Madame Godefroi hatte die Marquise ihrem Sohne gewinkt, sich zu entfernen; Niemand konnte diesen Aufruf an die Mutterliebe hören und doch sah sie sich zitternd und wie erschrocken um.

„Liebe Schwester,“ sprach sie endlich mit fast erloschener Stimme, „ich vermag da nichts; sprich nicht darüber.“

— „Arme Cécilie, Du kannst, Du wagst die Bestimmung, die Rechte Deines Kindes nicht zu vertheidigen? So werde ich es wagen; ich werde mit dem Marquis sprechen.“

„Nein, nein,“ unterbrach sie die Marquise mit mühsam bekämpfter Angst; „schweige, ich beschwöre Dich, darüber vor dem Herrn von Blanquefort, vor diesem Kinde und vor Jedermann. Deine Vorstellungen scheinen allerdings begründet zu sein, aber es ist nutzlos und gefährlich, sie zu erneuern.“

Während dieses Gesprächs waren die beiden Schwestern die Treppe hinauf gegangen und in ein Zimmer im ersten Stocke eingetreten. Dieses sehr große und durch hohe Fenster erhellte Zimmer war in einem bereits sehr alten Style meublirt. Offenbar hatten an der Ausschmückung desselben mehrere Generationen gearbeitet; es hatten sicherlich mehrere Jahre dazu gehört, die großen Stühle zu sticken, welche in gerader Reihe an der mit vergoldeten Ledertapeten beschlagenen Wand standen. Verschiedene kleine Arbeiten, die von der Geschicklichkeit, von der endlosen Geduld und von der Muße derer zeugten, welche sie gefertigt, standen auf den Tischen und auf dem Kamine; Alles verrieth ein ruhiges, geordnetes, immer beschäftigtes Leben, wie es sonst die meisten Frauen führten. — In Madame Godefroi weckte der Eintritt in dieses Zimmer tausend Erinnerungen, die ihren Geist für einen Augenblick von den Ideen abwendeten, die ihn bis dahin beschäftigt hatten. Sie blieb stehen, schauete sich um und sprach:

„Es hat sich hier nichts verändert. Da steht der Lehnstuhl unserer Mutter; da saß ich neben ihr. Diesen Sessel hat sie gestickt. Mir ist es, als müsse unsere ganze Familie erscheinen und sich auf diesen leeren Stühlen niedersetzen, wie sonst bei festlichen Angelegenheiten.“

Sie ging langsam in dem Zimmer umher. Als sie vor den Spiegel trat, der vor vielen Jahren ihr jugendlich-reizendes Gesicht gesehen hatte, blieb sie traurig stehen. „Ach,“ flüsterte sie mit einem Seufzer, „auch ich war einst schön!“ Dann ging sie an die Fenster, welche in den Garten sahen, und blickte hinaus. Hier hatte sich Alles verändert; Disteln und Brennnesseln hatten den ganzen Raum überwuchert; es gab keinen Schatten, keine Blumen mehr; der Garten sah aus wie ein Dorfkirchhof.

(Fortsetzung folgt.)



## Miscellen.

(Eine Einbalsamirung in London.) Bekanntlich hat der Franzose Gannal ein Verfahren erfunden, mit wenigen Kosten todt Körper vor der Verwesung zu bewahren; sein Geheimniß hat er an verschiedene Personen verkauft, in London an einen gewissen Doctor, der sich der Sache sehr eifrig annimmt und allen Todten von Stande seine Karte schickt. Damit keiner ihm entgehe, unterhält er mehrere Leute, die in der Stadt umhergehen und sich erkundigen müssen, wo ein reicher Mann krank ist. Ein solcher Bote meldete denn vor Kurzem dem Doctor, der reiche Lord C., der Besizer eines kostbaren Palastes in Drfordstreet, liege im Sterben und würde aller Wahrscheinlichkeit nach die Nacht nicht überleben. Der Doctor schickte sogleich seine Karte in den Pallast und wartete; zu seiner Verwunderung kam aber Niemand. Es vergingen zwei, drei, acht Tage, ohne daß der Kranke etwas von sich hören ließ. „Sollte der Lord nicht gestorben sein? Ich werde mich selbst überzeugen,“ sprach der Doctor. Er zog den schwarzen Frack an und machte sich auf den Weg. „Nun,“ sagte er zu der Frau des Portiers, die er allein traf, „ist er endlich gestorben?“

— „Ach, ja, Herr,“ antwortete die weichherzige Frau schluchzend. „Diesen Morgen ist er gestorben, der arme liebe Mann.“

„Er hat sich viel Zeit dazu genommen. Führen Sie mich zu ihm, gute Frau.“

Weinend gehorchte die Thürsteherin und führte den Doctor in eine schlechte Kammer, in welcher der Leichnam auf einem Bette lag, das keineswegs ein Paradebett war. „So sind die Menschen!“ dachte der Doctor bei diesem Anblicke bei sich. „Der Lord hat seinen Erben ein Einkommen von jährlich 10,000 Pf. St. hinterlassen und kaum ist er todt, so verweisen sie seinen Körper in eine Kumpelkammer. Es ist nur gut, daß ich selbst gekommen bin, denn sicherlich hätten sie mich nicht rufen lassen.“

Während dieser philosophischen Betrachtungen ging der Doctor an's Werk und verrichtete die Einbalsamirung. Dann eilte er nach Hause und ließ in mehrere Zeitungen die Anzeige einrücken: „Der ehrenwerthe Lord C. ist in seinem Hause gestorben und man meldet uns, daß seine untröstliche Familie den berühmten Doctor . . . aufgefordert hat, den Leichnam nach dem Verfahren Gannals einzubalsamiren.“ Auch seine Rechnung schickte der Doctor in das Haus des Lords und am andern Tage erhielt er folgendes Schreiben: „m. H., man weiß jetzt wirklich nicht, wer lebt und wer stirbt. Ich bin ein — lebender Beweis davon, wenn ich mich so ausdrücken darf, denn nach dem, was mir geschieht, werde ich selbst an meiner Existenz irre. Vor einigen Tagen versicherte mein Arzt auf seine Ehre, daß ich vollkommen von der schweren Krankheit, die mich befallen, hergestellt sei, und ich glaubte seinen Worten; heute aber lese ich in den Zeitungen, daß ich gestorben und einbalsamirt bin. Diese traurige Nachricht wird bestätigt durch die Rechnung, welche Sie mir gesandt haben und in der Sie 100 Pf. St. für die Einbalsamirung meines Körpers verlangen. Es ist das viel

Geld, da die Sache aber einmal geschehen ist, so haben Sie doch die Gefälligkeit, sich in meine Wohnung zu bemühen, damit wir mündlich über meine Einbalsamirung sprechen können. Genehmigen Sie ic. — Lord C.“

Der englische Gannal, den dieser Brief, wie man wohl glauben wird, in einige Verlegenheit brachte, begab sich zu dem Verstorbenen und hier erhielt er die schmerzliche Ueberzeugung, daß er in seinem Eifer den Thürsteher einbalsamirt hatte, der während der Krankheit seines Herrn plötzlich am Schlage gestorben war.

(Eine irische Unterhaltung.) Vor einigen Wochen waren etwa dreißig Irländer in dem Hause eines Freundes versammelt. Sie langweilten sich da und nahmen sich vor, auf irgend eine Weise sich zu unterhalten. Lange wußten sie nicht, was sie beginnen sollten, bis endlich Einer unter ihnen sagte: „ich habe lezthin den Affisen von Ennickillen beigewohnt und will Euch zeigen, wie man bei Criminalfällen verfährt.“

Der Vorschlag wurde freudig angenommen. Man stellte die Stühle in einer gewissen Ordnung auf, an das Ende des Zimmers den Stuhl des Präsidenten, rechts die Stühle für die Geschworenen und links den für den Angeklagten, der durch das Loos gewählt wurde. Die Sitzung begann. Der Generalanwalt setzte die Anklage aus einander; man hörte die Zeugen ab; der Verteidiger des Angeklagten sprach für seinen Klienten, aber die Geschworenen erklärten denselben für schuldig, worauf der Präsident sein Haupt mit einem schwarzen Schleier verhüllte und in den bestimmten Ausdrücken das Todesurtheil aussprach.

Vergebens bat der Angeklagte um Gnade; es wurde Befehl zur Hinrichtung gegeben.

Man holte einen Strick und befestigte denselben an einem Balken an der Decke. Ein gewählter Henker stieg mit dem Verurtheilten auf einen Tisch, legte ihm den Strick um den Hals und stieß ihn dann vom Tische — in die Ewigkeit hinein. Der Unglückliche zappelte und schrie entsetzlich; die Anwesenden aber glaubten, er scherze, und tanzten lachend um ihn herum. Endlich schwieg er und wurde ruhig; da erst beschloß man, ihn loszumachen. Aber es war zu spät. Der Unglückliche war bereits todt und alle angewendeten Mittel vermochten nicht, ihn wieder in das Leben zurück zu rufen. — Jetzt hat sich die Justiz der Sache bemächtigt und die ganze Gesellschaft wird vor wirklichen Affisen erscheinen.

(Die weiße Dame.) Die bekannte Sage von der weißen Dame, deren Erscheinen stets einen Todesfall in ihrer Familie anzeigen soll, wird nicht bloß von dem preussischen Königshause, sondern auch von einer andern großen Herrscherfamilie erzählt. So will man wissen, daß, als vor etwa einem halben Jahrhunderte das regierende Haupt dieser Familie um die Hand einer italienischen Fürstentochter warb, die Mutter dieser Prinzessin eine fromme Nonne über die Zukunft derselben be-



fragt und die Nonne geantwortet habe: „Ihre Tochter wird glücklich sein, aber im fünfunddreißigsten Jahre ihres Lebens von dieser Welt abberufen werden.“

Die Prinzessin bestieg den Thron mit der Ueberzeugung, einem glänzenden Geschicke entgegen zu gehen, aber nur ein kurzes Leben zu haben. Sie sprach sich darüber oftmals gegen ihre Kinder aus, denn damals fürchtete sie sich noch nicht. Fünf und dreißig Jahre! Diese Zeit lag noch in weitem Ferne. Aber die Zeit entflieht schnell. Je näher die Fürstin dem Ziele kam, um so mehr bemühte sie sich, das Andenken an jene Prophezeiung aus ihren Gedanken zu bannen. Bald sprach sie gar nicht mehr davon.

Ihr fünfunddreißigstes Jahr erschien endlich und eines Tages flüchtete entsetzt eine Tochter der Fürstin, die etwa 8 bis 10 Jahre zählte und später einem fernem Thron bestieg, zu ihrer Mutter mit den Worten:

„Da hinter dem Stuhle habe ich eben gesehen . . .“

— „Was?“

„Die weiße Dame.“

— „Fürchte Dich nicht, mein Kind,“ antwortete die Mutter; „sie kommt nicht um Deinetwillen; sie ruft mich ab. Meine Zeit ist um.“

Am andern Tage starb sie.

(Die Rococomanie.) Die Rococomanie hat sich, namentlich in Frankreich, bereits über alle Classen verbreitet; Jeder mann will irgend einen Gegenstand aus der Zeit Ludwigs XIV. oder Ludwigs XV. besitzen und da die von damals noch vorhandenen bei weitem nicht hinreichen, das Verlangen darnach zu befriedigen, so werden alle jene alterthümlichen Gegenstände in Paris jetzt neu verfertigt und zwar in der zugestandenen Absicht, die Leute, welche betrogen sein wollen, damit zu betrügen. Sind die Rococo-Gegenstände fertig, so giebt man sie zu armen Leuten, namentlich zu Portiers, deren Mobilien von denen, welche in ein Haus treten, am leichtesten gesehen werden kann. Ein Herr geht nun z. B. vor der Wohnung des Portier vorbei und bemerkt eine schöne Pendule aus der Zeit Ludwigs XIV., welche der gute Mann auf seinen Kamin gestellt hat. Der Fremde fragt darnach und der Portier giebt die seltsamsten Antworten. Er hat, sagt er, diese Uhr von seinem Vater, der sie von einem Marquis erhielt, ehe derselbe das Schaffot bestieg. Er weiß zwar nicht, was sie werth ist, hat aber immer gehört, daß sie zu ihrer Zeit wohl 1500 Fres. gekostet haben möchte. Der Rococomanie kann nicht länger an sich halten; er bietet dem armen Manne 1000 Fres. und erhält dafür die Uhr, die einige Tage vorher fertig geworden und nicht 200 Fres. werth ist.

Die ächten Liebhaber alter Dinge, die recht klug sein und dem Betrüge entgehen wollen, reisen in den Dörfern umher, durchstöbern die Bauernhäuser und kaufen alte Truhen, Tische etc., die sie stolz nach Paris zurückbringen, von wo sie erst auf das Land geschickt worden waren.

(Berühmte Wagen.) Außerhalb Europa ist die Kunst des Kutschenbaues noch sehr weit zurück. Der Wagen des Königs der Birmanen, der 1827 in die Hände der Engländer fiel, glänzte von Gold und Edelsteinen, aber weder der Kasten noch die Sitze hingen in Federn oder Riemen. Er hatte die Form eines Sarkophags; man bemerkte daran, aus Holz geschnitten und reich vergoldet, die Figuren von zwei Knaben und zwei Pfauen. Er wurde von zwei weißen Elephanten gezogen und das vergoldete Holz, aus dem er bestand, war mit funfzehntausend großen und kleinen Edelsteinen besetzt.

Der Kaiser von Marocco besitzt die seltsamste Equipage, die man sich denken kann, ein hohes, plump gearbeitetes Cabriolet, das eigentlich bloß ein Bock ohne Federn ist. An diesen Wagen werden zwölf der schönsten arabischen Pferde einzeln hinter einander gespannt und jedes Pferd wird von zwei reich gekleideten Dienern geführt.

Der Wagen, dessen sich die Kaiser von China bei feierlichen Gelegenheiten bedienen, hat etwas von den schönen antiken Formen der griechischen und römischen Wagen. Es wird von vier neben einander gespannten Pferden gezogen; ein Beamter aus der zweiten Classe begleitet ihn zu Fuße, mit einer Peitsche in der Hand; rechts von dem Kaiser sitzt der Kutscher, der die Zügel hält. Das Amt eines kaiserlichen Kutschers ist in China ein sehr bedeutendes. Der Kutscher des Kaisers Mu Wang erhielt ein Fürstenthum zum Lohne für seine Geschicklichkeit und die guten Dienste, die er geleistet. Ueber dem Wagen des Kaisers schwebt die Standarte mit dem Bilde der Sonne und des Mondes darauf und alles überragt ein großer Sonnenschirm, der die Person des Fürsten in China, wie an den meisten orientalischen Höfen, immer begleitet.

Damit vergleiche man den Reifewagen des Fürsten Pückler, des Königs der Touristen, und jenen des Herrn Thiers. Der Wagen des Fürsten wurde von Pearce in London gebauet, ruht auf acht Federn, ist weit, weich gepolstert und vorn etwas in die Länge gezogen, so daß die Sitze des Fonds im Nothfalle in ein Bett verwandelt werden können. Taschen und Kasten sind überall geschickt angebracht, so daß alles, was gebraucht wird, leicht bei der Hand ist. Große Fenster gestatten einen Blick in das Freie; die Diener sitzen hinten hoch am Wagen, so daß sie die Pferde und Effecten beobachten, aber doch nicht in den Wagen hineinschauen können.

Ähnlich ist der Reifewagen des Herrn Thiers eingerichtet, der ebenfalls auf acht Federn ruht, aber noch den Vorzug hat, daß kein Eisenwerk klappert und schlägt, weil alles auf elastischen Unterlagen ruht. Im Innern befindet sich eine kleine Bibliothek und Bretchen sind so angebracht, daß man Karten darauf ausbreiten oder sie als Pult brauchen kann. Es ist also mehr ein Arbeits- als ein Reifewagen, aber er entspricht seinem Zwecke vollkommen. —

Die merkwürdigste Sammlung alter Wagen findet man in den Remisen von Belem und in Lissabon, in denen die Staatswagen aufbewahrt werden, deren sich die Könige von Portugal



seit dem 16. Jahrhundert bei der Krönung bedienten. Alle, welche diese Wagen Sammlung gesehen haben, erklären einstimmig, man könne nichts Reicheres und Prachtvolleres, aber auch zu gleicher Zeit Unbequemeres sehen. —

### Generalcorrespondenz.

Der Tenorist Moriani, der im vorigen Jahre in Dresden sang, singt jetzt in Venedig und die italienischen Blätter können nicht Worte genug finden, um die Schönheit seines Gesanges, wie die Größe des Beifalls zu schildern. Alle erklären ihn einstimmig für den ersten der lebenden italienischen Tenoristen. Von Venedig geht er nach Wien und sodann wieder nach Dresden. —

In Bologna wurde kürzlich das Stabat Mater von Rossini unter des Componisten eigener Direction aufgeführt. Clara Novello sang die Sopranpartie, Swanoff die Tenorpartie und der Graf Belgiojoso die Basspartie. —

Das letzte Gemälde des kürzlich verstorbenen großen Meisters Wilkie ist ein Portrait des Sultans Abdul Medschid, das für die Königin von England bestimmt war. Der Sultan sitzt auf einem Sopha im europäischen Rock und in weiten Beinkleidern, mit einer goldenen Schärpe um den Leib. Um die Schultern hängt lose ein kurzer spanischer Mantel, der vorn von einer kostbaren Diamant-Agrafe zusammengehalten wird. —

Man hat bemerkt, daß es jetzt in Paris wieder zum guten Tone gehört, die Kirchen zu besuchen. In der heiligen Woche waren alle Kirchen von Andächtigen überfüllt. Zu gleicher Zeit fängt man an, das heil. Abendmal nicht mehr beiden Geschlechtern gleichzeitig zu reichen, sondern an dem einen Tage Männern, an dem andern Frauen. —

Die Feier der silbernen Hochzeit des Kaisers Nicolaus, welche am 13. Juli in Peterhof Statt finden wird, soll höchst glänzend werden, da man, wie Gal. Mess. bemerkt, eine Summe von einer Mill. Silberrubel dazu bestimmt hat. —

Die beiden Kisten, welche der König Gustav III. der Universität Upsala mit dem Auftrage übergab, dieselben erst fünfzig Jahre nach seinem Tode zu öffnen und über deren Inhalt die Neugierigen aller Länder sich die Köpfe zerbrochen haben, sind in diesen Tagen geöffnet worden, und man hat nichts darin gefunden als Papiere, Briefe, Urkunden, u. s. w., von denen einige vielleicht von Wichtigkeit sind, die meisten aber ziemlich unbedeutend zu sein scheinen. —

Die Commission, welche über die zahlreich eingegangenen Pläne zu einem Denkmale für Napoleon zu entscheiden hatte, hat endlich ihren Beschluß gefaßt. Visconti wird das Denkmal ausführen und Marochetti die Reiterstatue liefern, die in dem Hofe des Invalidenhauses in Paris aufgestellt werden soll. Jedem der zehn Künstler aber, deren Pläne für die zweckmäßigsten erkannt wurden, hat man eine goldene Medaille von 1000 Fres. an Werth zuerkannt. —

Während in Frankreich im Jahre 1841 über 200 Millionen Pfund Zucker verbraucht worden sind, war dort vor dritthalb Jahrhunderten, unter der Regierung Heinrichs IV., der Zucker so selten, daß man ihn lothweise bei den Apothekern kaufte. Noch im Jahre 1700 wurden in ganz Frankreich kaum 2 Mill. Pfund verbraucht. — Nach einer andern Berechnung verbraucht eine Person auf den Antillen im Durchschnitt jährlich 100, in England 16, in der Schweiz, in Italien und Belgien 8 bis 10, in Frankreich 6 bis 8, in Rußland nicht ganz 1 Pf. Zucker. —

Der Herzog von Orleans läßt gegenwärtig seinen großen Salon im Pavillon Marsan neu meubliren und es sind dazu eigene Stoffe verfertigt worden, die an Reichthum Alles überrreffen, was man Prächtiges zur Zeit Ludwigs XIV. kannte. Die Muster, in dem reinsten maurischen Style, sind in Gold en relief auf carmoisinrothem Grunde broschirt. Die größte Bewunderung erregen die Fenstergardinen, die drei Meter breit sind und Goldverzierungen ebenfalls en relief haben. —

Der Herzog von Cleveland, der vor Kurzem gestorben ist und einer der reichsten Männer in England war, hat seinem ältesten Sohne, dem Erben seines Namens, eine jährliche Rente von mehr als 500,000 Thlrn. hinterlassen. Von den beiden jüngern Söhnen erhielt der Eine eine Summe von 3 Mill. 500,000, der Andere eine Summe von 3 Mill. Thalern, und ein Neffe 1 Mill. Die verwittwete Herzogin empfing große Güter in Yorkshire, einen Palast in London und Silbergeschirr, Juwelen und Meubles im Werth von etwa 7 Mill. Thalern. In gleichem Verhältnisse wurden auch die Töchter bedacht, von denen jede ein großes Landgut erhielt. —

Eine Pariser Künstlerin, die großes Aufsehen erregt, ist Mlle. Nathalie Fitzjames, die bald die Alice in „Robert dem Teufel“, die Lucie in „Lucie von Lammermoor“ singt, bald wieder die Giselle oder die Sylphide tanzt, und als Sängerin wie als Tänzerin gleich ausgezeichnet ist. —

In der englischen Stadt Yeovil giebt es dreißig Handschuhfabrikanten, welche nicht weniger als zwanzigtausend Arbeiter beschäftigen. — In Stratford, in Essex, dagegen beschäftigen sich täglich tausend Personen zwölf Stunden lang mit der Verfertigung von Corsets. —

Ein neues Verfahren, die jetzt immer mehr wieder in die Mode kommenden Holzschneidereien wohlfeil nachzuahmen, ist von einem Engländer mit Erfolg angewendet worden. Er erweicht Leder und preßt dieses in alle möglichen Formen, die dann Holzschneidereien vollkommen gleichen. —

Literatur. Bei B. G. Teubner in Leipzig ist die erste Lieferung eines prachtvoll ausgestatteten Werkes „Bilder aus dem Leben Jesu“ von dem Erzbischof von Erlau, J. L. Pyzker, dem bekannten Sängler der Tuniffas etc., erschienen, das die Hauptmomente des Lebens Jesu in Lied und Bild giebt und zu dem Schönsten gehören dürfte, was die Kunst des Stahlschnittes und Buchdruckes bisher in Deutschland geliefert hat. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 18.

1842.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Estève.

Novelle von Mad. Ch. Reybaud.

(Fortsetzung.)

„Ach, Schwester,“ sprach Madame Godefroi, indem sie sich neben der Marquise niedersetzte und dieselbe traurig anblickte, „was ist seit meiner langen Abwesenheit geschehen? Was bedeutet alles das, was ich sehe? Alles spricht von unaufhaltsamer Verödung. Du selbst bist das lebendige Bild des Leidens und langdauernder Schmerzen, welche Widerwillen gegen Alles erzeugen. Liebe Cécilie, Dein Anblick thut meinem Herzen weh. Ich glaubte eine glückliche Familienmutter zu finden, deren Jugend sich in einem ruhigen zufriedenen Leben erhalten, und ich sehe eine verlassene, durch unbekannt große Leiden gebeugte Frau. Ich war der Meinung, Du hättest Dich nach Deinem Herzen verheirathet.“

— „Ich beklage mich nicht über den Marquis,“ antwortete die Schwester.

Madame Godefroi drückte die Hand, die in der ihrigen ruhte, und fuhr nach einer Pause sanft fort: „Schwester, Dein Herz hat sich gegen mich verändert; ich finde wohl die liebevolle Freundschaft unserer Jugendjahre wieder, aber das Vertrauen ist verschwunden. Du sprichst Dich nicht mehr gegen mich aus, wie sonst, als wir einander alle unsere Mädchenheimnisse mittheilten; — ich werde warten, bis jenes Vertrauen wiederkehrt.“

Die Marquise seufzte tief und antwortete nicht.

— „Liebe Adelheid, laß uns von Dir reden,“ begann sie nach einer Pause. „Herr Godefroi ist ein guter Mann gewesen und Du hast ein glückliches Leben geführt.“

„Ja, das Glück war uns hold und mein Mann wurde sehr reich,“ antwortete die alte Dame. „Wir haben, was man ein gutes Haus nennt, und ich mache, wie ich mir einbilde, die Honneurs in demselben nicht ganz übel. Die Geldmänner stehen jetzt Allen gleich; der Herr Godefroi ist, wenn er auch gar keinen Titel hat, überall gern gesehen, selbst in den Kreisen der vornehmsten Herren des Landes, und ich finde da natürlich meinen Platz neben ihm. Unsere Kinder sind bereits Männer und gut gestellt; der Eine wird Generalpächter wie sein Vater, der Andere studirt die Naturwissenschaften und wird hoffentlich ein Gelehrter. Ich für meine Person führe ein ruhiges und angenehmes Leben in meiner Familie und in der Gesellschaft von geistreichen Leuten und Philosophen, mit denen ich mich umringt habe.“

Die Marquise hörte diese Worte mit einer unruhigen Freude an.

— „Liebe Adelheid,“ sprach sie, „die Vorséhung hat Dich bewacht; Du wirst in Deinem Glücke nie vergessen, daß Du Alles aus der Hand Gottes hast, an ihn mußt Du denken.“

„Predigen wir nicht, liebe Schwester,“ unterbrach sie Madame Godefroi; „wenn Du versuchen wolltest mich zu bekehren, müßte ich mich vertheidigen und das



könnte Dir unangenehm sein. Rufe vielmehr Deinen Sohn zurück, denn ich möchte, daß er sich an die Gesellschaft seiner Tante gewöhnte."

Einen Augenblick darauf trat Estève mit einem bejahrten ernstern Manne in der Kleidung eines Geistlichen ein.

— „Schwester, ich stelle Dir den Herrn Abbé Girou vor," sagte die Marquise, indem sie sich halb erhob, um den Priester zu begrüßen; „wir haben viele Verpflichtungen gegen ihn. Er unterzog sich der Erziehung meines Sohnes und Estève verdankt ihm Alles, was er weiß und ist; er verdankt es ihm, daß er in seinem Alter frömmer und verständiger ist als viele junge Leute."

Madame Godefroi begrüßte den Abbé kalt und musterte ihn mit einem forschenden, strengen, fast verächtlichen Blicke, dann zog sie, ohne weiter auf den Abbé zu achten, Estève an sich und sagte zu ihm:

„Nun, mein lieber Nefse, möchtest Du nicht gern eine Reise nach Paris machen und Deine Cousins Godefroi kennen lernen? Möchtest Du mich nicht begleiten?"

Der Knabe sah seine Mutter, dann seinen Lehrer an und wagte nicht zu antworten. Diese Demuth, dieser passive Gehorsam brachten Madame Godefroi auf, denn sie glaubte das traurige Opfer einer nach gehässigen Vorurtheilen geleiteten Erziehung vor sich zu haben. Einen Augenblick herrschte allgemeine Stille; die alte Dame war nahe daran, ihre Ansicht laut auszusprechen. Sie wendete sich nach dem Abbé hin, um ihm irgend ein beißendes Wort zu sagen, aber ihre Augen begegneten den ruhigeren Blicken des Greises. Es lag in den Zügen dieses Mannes etwas, das sie halb entwaffnete; sie strich also mit der Hand über das Haar des jungen Estève und fuhr lächelnd fort: „so richte doch Dein Köpfschen empor und antworte. Würdest Du nicht gern etwas von der Welt kennen lernen und die großen Städte sehen?"

„Ich bin zwei Mal in Aix gewesen," antwortete Estève naiv.

— „Hast Du Dich in der Stadt gut unterhalten?"

„Ich bin zur Besper in die Kathedrale gegangen und habe die Orgel gehört."

— „Man führte Dich nicht auch in das Theater?"

„Wer für den geistlichen Stand bestimmt ist, darf an so weltlichen Vergnügungen keinen Antheil nehmen," fiel der Abbé ernst und mit einem Blicke auf die Mar-

quise ein, in deren Mienen sich eine peinliche Verlegenheit aussprach.

— „Das Kind ist als wirklich für den geistlichen Stand bestimmt?" fragte Madame Godefroi die Marquise.

„Ja," antwortete diese in einem Tone, der ruhig und sicher sein sollte, der aber doch zitterte; „ja, noch vor seiner Geburt legte ich das Gelübde ab; ich weihte ihn Gott und gelobte, daß er in den Orden der Benedictiner eintrete."

Madame Godefroi erhob sich rasch. Ihr erstes Wort sollte ein kräftiger Tadel, eine Protestation sein, aber eine Bewegung des Abbé Girou hielt sie zurück; er deutete schweigend auf die Frau von Blanquesfort. Die Marquise befand sich etwa zwei Schritte von Estève, der auf einem Tabouret vor ihr saß, und sie sah ihren Sohn mit geneigtem Haupte, mit gefalteten Händen, unbeweglich, gleichsam erstarrt, mit einem Blicke an, aus welchem stumme Verzweiflung sprach. Madame Godefroi verstand die Andeutung; sie sah ein, daß nicht übertriebener frommer Eifer über das Schicksal Estèves entschieden habe, aber das Geheimniß einer so seltsamen und grausamen Lage vermochte sie nicht zu errathen. Sie schwieg verwundert und sah den Abbé Girou fragend an. Der Greis war zu der Marquise getreten und man sah es an der Art, wie er mit ihr sprach, daß er häufig die leidende Seele trösten und aufrichten mußte. „Frau Marquise," sagte er sanft, „wollen Sie mir erlauben, meinen Zögling mit mir zu nehmen? wir haben heute noch zu arbeiten und jetzt ist die Stunde der Selbstbeschauung gekommen."

„Ja, ja, Herr Abbé; wir wollen die Regel nicht übertreten," antwortete die Frau von Blanquesfort mit leiser Stimme, aber mit schon ruhigerem Ausdrucke.

Estève verbeugte sich vor seiner Tante und entfernte sich langsam; als er aber über das Vorzimmer war, sprang er die Treppe hinauf wie ein ausgelassener Schüler. Madame Godefroi war mit dem Abbé bis an die Thür des Zimmers gegangen und begab sich sodann in ihr ehemaliges Stübchen, in welchem Andrette sie erwartete. Auch hier war Alles in der alten Ordnung geblieben und sie fand daselbst Spuren aus einer Zeit ihres Lebens, an die selbst die Erinnerungen in ihrem Herzen allmählig verschwunden waren. Sie lächelte und seufzete, als sie eine rosa Schleife erkannte, die sich an einem Bouquet befunden, das ihr Godefroi heimlich zugesteckt hatte.



„Ich werde klingeln, wenn ich Dich brauche,“ sagte sie, indem sie Andrette mit einem Winke entließ.

Dann verschloß sie die Thür und setzte sich vor einem Tischchen nieder, an dem sie sonst im Geheimen viele Briefe, Liebesbriefe an den Herrn Godefroi, geschrieben hatte; diese Erinnerung trat indeß nicht so lebendig wieder vor ihre Seele als die an die unschuldigen Freuden ihrer ersten Jugend. Sie hatte das Vaterhaus fliehend verlassen, indem sie mit Godefroi flüchtete. Dieser war klug und ehrgeizig und schon nach einigen Jahren einer der reichsten Männer der damaligen Zeit geworden. Cécilie heirathete den Mann, welcher ihrer Schwester bestimmt gewesen war, und diese Verbindung tröstete den Herrn von Luzel über die Mesalliance seiner ältern Tochter. Der alte Herr verzieh der Madame Godefroi niemals, die mit der ganzen Familie zerfallen blieb. Nur die Marquise schrieb ihr insgeheim. Dies dauerte dreißig Jahre. In dieser Zeit hatte der erste Unwille sich etwas beruhiget und einige Jahre nach dem Tode des alten Herrn von Luzel hatte der Marquis von Blanquefort seiner Frau erlaubt, Madame Godefroi bei sich zu sehen, sogar versprochen, sie selbst in Luzelle zu empfangen.

Die alte Dame, die so in ihrem Mädchenstübchen saß, dachte mit einer gewissen Bewunderung an alles dies zurück. In ihr selbst war eine vollständige Umwandlung vorgegangen. Aus einem jungen romanhaften, etwas überspannten Mädchen war sie, fast plötzlich, eine Philosophin geworden. Endlich nickte sie sanft ein und sie schlief bis ein leises Geräusch sie weckte; die Marquise trat, aufgeregt und zitternd, ein.

„Was ist Dir, Schwester! Was ist geschehen?“ fragte Madame Godefroi indem sie sich rasch erhob.

— „Ich höre einen Wagen,“ antwortete sie; „es ist Blanquefort. . . Er kömmt.“

„Einen solchen Eindruck macht das Erscheinen Deines Mannes auf Dich!“ sprach Madame Godefroi, welche die Schwester besorgt anblickte. Die Marquise wendete das Gesicht ab und sagte noch leiser, wie in einer Besorgniß, die sie nicht zu gestehen wagte: „ich bitte Dich, Adelheid, schweige vor ihm über gewisse Fragen; es würde nutzlos, es würde gefährlich sein, vor ihm darüber zu sprechen.“

— „Ich darf mit ihm nicht über Esève reden?“ unterbrach sie Madame Godefroi.

„Selbst den Namen des Kindes erwähne vor ihm nicht,“ entgegnete die Marquise, deren verstörte Züge

eine geheime schreckliche Angst verriethen, die sie vergebens niederzukämpfen sich bemühte.

— „Du hast wohl Deinen Mann seit langer Zeit nicht gesehen?“ fragte Madame Godefroi nach einer Pause.

Die Marquise nickte bejahend; sie schien einer Ohnmacht nahe zu sein.

— „Bilkeicht seit Jahren nicht?“ fuhr Madame Godefroi fort.

„Seit mehrern Jahren nicht,“ antwortete die Frau von Blanquefort, indem sie die Augen zum Himmel aufschlug, als wollte sie Gott um die Kraft bitten, dieses Wiedersehen zu ertragen.

— „Arme Schwester, ist es möglich, daß Du so unglücklich gewesen bist!“ sprach Madame Godefroi bestürzt.

In diesem Augenblicke fuhr ein Wagen in den Hof ein. Madame Godefroi richtete ihre Schwester auf, die kraftlos auf einen Stuhl gesunken war, und sprach: „Komm, Schwester; was kannst Du fürchten? In meiner Gegenwart, in dem Hause Deines Vaters wird Blanquefort die Achtung, die er Dir schuldig ist, nicht aus den Augen setzen.“

Sie gingen die Treppe hinunter. Der Marquis und sein ältester Sohn standen schon unten an derselben. Madame Godefroi trat mit kalter stolzer Artigkeit vor; sie erwartete eine Scene der Berlegenheit, aber der Marquis zeigte sich anders. Er küßte seiner Schwägerin die Hand, begrüßte seine Frau, als habe er dieselbe erst am Tage vorher gesehen, und sagte zu Madame Godefroi, indem er ihr seinen Sohn vorstellte: „Ihr Nefse, Madame, Graf Armand von Blanquefort. Er wünschte ebenso sehr wie ich, Ihnen seine Ehrfurcht zu bezeugen.“

„Herr Marquis, ich danke Ihnen, daß Sie ihn mit sich gebracht,“ antwortete sie; „er ist ein charmanter Cavalier.“ Dann wendete sie sich an ihre Schwester und sagte: „Du hast alle Ursache, Schwester, eine stolze Mutter zu sein.“

Die Frau von Blanquefort hörte diese Worte kaum; sie war zu ihrem ältern Sohne getreten und betrachtete denselben mit geheimer inniger Freude. Ohne Zweifel hatte sie ihn lange nicht gesehen, denn als sie ihn erblickte, erbebt sie von freudiger Nührung, die selbst den schrecklichen Eindruck verwischte, welchen die Ankunft ihres Mannes auf sie gemacht. Der Graf Armand wollte ihr die Hand küssen, die sie ihm reichte, aber sie hielt ihn davon zurück, indem sie in dem Tone



sanften Verweises zu ihm sagte: „Du umarmst mich nicht, mein lieber Sohn?“

— „Meine Mutter!“ antwortete der junge Mann so leise, als fürchtete er gehört zu werden; „meine gute Mutter, wie wohl thut es mir, Dich wieder zu sehen!“

Die Marquise mußte lange von den Ihrigen verlassen gelebt haben, sie mußte gefürchtet haben, selbst die Liebe ihres Sohnes zu verlieren, denn bei diesen Worten wurde sie bleich vor Freude, wendete sich im Gefühle des Dankes an den Herrn von Blanquesfort und sagte: „ach, wie großen Dank bin ich Ihnen schuldig. Seit langer, langer Zeit hat mir Gott keinen so glücklichen Tag geschenkt.“

In diesem Augenblicke kam Estève mit dem Abbé Girou herunter, um seinen Vater zu begrüßen. Die Marquise schwieg, sobald sie ihn erblickte; der Ausdruck der Freude, der aus ihren Zügen gesprochen, verschwand plötzlich; ein Schauer durchrieselte ihr ganzes Wesen; es war als fälle die Last der Schmerzen, die einen Augenblick von ihr genommen, um so schwerer wieder auf ihr Herz. Auch der Marquis wechselte die Farbe, als er Estève erblickte. Es erschien in seinen Augen etwas Düsteres, Ungestümes, doch raffte er sich sogleich wieder auf, begrüßte den Lehrer und sagte zu demselben: „das Kind ist sehr gewachsen, Herr Abbé.“

Das war die ganze Aufmerksamkeit, die er dem armen Estève schenkte, der, in hohem Grade verlegen, unwillkürlich seiner Mutter näher getreten war. Der Marquis ging an ihm vorüber, ohne ihn anzusehen, und bot der Madame Godefroi die Hand, um sie in das obere Zimmer hinauf zu führen.

Der Marquis von Blanquesfort war damals ein Mann von etwa sechszig Jahren. Kein Gebrechen störte sein kräftiges Alter; seine Gesichtszüge traten scharf hervor und in seinem Profile erkannte man die starken Linien, welche man an den Portraits Ludwigs XIV. bemerkt; es war dies eine Familienschönheit, welche die Blanquesforts characterisirte. Der Marquis besaß das abgeschliffene Benehmen eines Weltmannes, das indes durch einen strengen Ernst gemäßiget wurde. Er fühlte sich durchdrungen von der hohen Würde seines Amtes und kannte nichts Höheres als die Ehre eines Edelmannes. Aus diesem Wesen heraus sprachen indes auch bisweilen gewisse Characterzüge und diejenigen, welche ihm näher standen, wußten, daß er heftig, despotisch und unbeugsam war.

Der Graf Armand hatte alle Züge seines Vaters und glich ihm auffallend, doch erkannte man auf den

ersten Blick eine nicht minder große moralische Ungleichheit zwischen ihm und seinem Vater; der junge Graf hatte das sanfte, schüchterne, melancholische Wesen seiner Mutter.

Madame Godefroi war durch die Aufnahme, die sie bei ihrem Schwager gefunden, halb wieder beruhiget worden. Sie erkannte in ihm einen Mann von Geist und edelm Character und glaubte, das Glück der Familie, die sie so getrennt gefunden, dürste doch nicht auf ewig verloren sein. Sie nahm sich deshalb vor, die Zustände, die sie noch nicht ganz begriff, aufmerksam zu beobachten und dann direct bei dem Marquis einzuschreiten.

Man hatte in dem Zimmer Platz genommen und es war unter den vier Personen, deren Gedanken sich gewiß mit großen Interessen beschäftigten, nur von den gleichgiltigsten Dingen die Rede. Eine Stunde lang drehete sich das Gespräch um den Krieg mit England. Mit einem Male wendete sich sodann der Marquis an seine Frau und sagte zu derselben:

„Ich speise hier und werde dann nach der Stadt zurückkehren.“

— „So spät und auf so ödem Wege?“ fragte Madame Godefroi.

„Nach zwei Stunden geht der Mond auf; übrigens folgt mir Jean zu Pferde, der immer Pistolen in den Holstern hat; wir würden uns im Nothfalle vertheidigen,“ antwortete der Marquis mit einem Blick auf seine Frau.

Die Marquise erbehte bei diesen einfachen Worten und stand rasch auf. Einen Augenblick darauf verließ sie das Zimmer, um einige Befehle zu geben. Der Marquis sah ihr nach.

„Wie ist sie verändert!“ sprach er; „sie legt sich gewiß Büßungen auf, die über ihre Kräfte gehen.“

— „Ihnen kommt es doch am ersten zu, ihr Vorstellungen zu machen,“ fiel Madame Godefroi lebhaft ein; „Sie sollten Ihre Frau verhindern, Märtyrerin ihrer Frömmigkeit zu werden.“

„Sie besitzt den Ehrgeiz, eine Heilige zu werden, und ich kann und darf sie darum nicht tadeln,“ antwortete der Marquis ruhig.

Da Madame Godefroi eine Bewegung der Bewunderung und Mißbilligung machte, so setzte er hinzu:

„Sie sind nicht fromm, Madame?“

— „Ich glaube an Gott. Aber Sie, theilen Sie nicht die Ansichten meiner Schwester? Sie tadeln die



übertriebene, zu den schmerzlichsten Opfern bereitwillige Frömmigkeit derselben?"

Der Marquis verstand die unbestimmte Andeutung recht wohl, welche in den letzten Worten lag; ein seltsames Lächeln spielte um seine Lippe, aber er antwortete ruhig:

„Ich, Madame, ich bin tolerant und werfe mich nie zum Richter auf in einer Gewissenssache. Jedem bleibe sein Glaube. Deshalb werde ich mich auch nie den Opfern widersetzen, gegen die Sie eingenommen zu sein scheinen.“

Madame Godefroi stand auf dem Puncte, eine deutlichere Antwort hervorzurufen, aber sie erinnerte sich der Bitte ihrer Schwester und eine unklare Besorgniß hielt sie ab.

Man meldete das Abendessen. Als Madame Godefroi in den Speisesaal trat, vermiste sie Estève und als sie ihn mit den Blicken suchte, trat die Marquise zu ihr und sagte schnell mit leiser Stimme: „frage nicht nach Estève, ich bitte Dich darum; er geht gewöhnlich zeitig zu Bett und ich wollte ihn von seiner gewohnten Lebensweise nicht abbringen; er ist mit dem Herrn Abbé bereits auf sein Zimmer gegangen.“

Das Souper war ein trauriges. Alle Anwesenden schienen befangen zu sein. Die Marquise besonders litt sehr, wie man an ihrer auffallend blassen Gesichtsfarbe und an ihrer veränderten Stimme bemerkte. Da sie ihrem Manne gegenüber saß, so konnte sie die Augen nicht aufschlagen, ohne dem kalten strengen Blicke zu begegnen, den er von ihr nicht abwendete. Saint Jean, der Kammerdiener des Marquis, servirte und stand hinter dem Stuhle seines Herrn. Ein Mal erhob die Frau von Blanquefort die Augen bis zu dieser schweigenden Gestalt; wer sie in diesem Augenblicke beobachtet hätte, würde das Bittern ihrer Lippen und einen kalten Schweiß auf ihrer Stirn gesehen haben. Der Graf Armand, der neben seiner Mutter saß, schien sehr traurig zu sein. Man bemerkte es deutlich, entweder weil er seine Gefühle nicht bemeistern konnte, oder weil er sie nicht verheimlichen wollte, daß er mit Schmerz diesem Familienvereine beiwohnte und daß er seinen Vater mit einer gewissen Besorgniß beobachtete. Der Marquis seiner Seits sah mürrisch aus und sprach in kurzen Worten wie Jemand, der einen lange verhaltenen Unwillen kaum noch zu zügeln vermag.

Vergebens bemühte sich Madame Godefroi, wenigstens einen Anschein von Heiterkeit auf diese traurigen, sorgenvollen und düstern Gesichter zurückzuführen;

sie erhielt auf ihre Reden nur kurze, zerstreute Antworten; ihr Geist und ihre gute Absicht scheiterten an dem Zwange und der immer wachsenden Verlegenheit dieser Lage. Endlich erhob sich die Marquise. Ihr Sohn bot ihr ceremoniös die Hand und sie blieben, leise sprechend, etwa einen Schritt zurück. Madame Godefroi lauschte auf dieses Gespräch und hörte den Grafen Armand sagen: „liebe Mutter, ich werde wieder kommen. Ich kann nicht mehr Jahre lang fern von Dir bleiben. Wenn sich mein Vater einem so gerechten Wunsche widersetzt, werde ich ihm ungehorsam sein.“

„Nein, nein, mein lieber Sohn,“ antwortete die Frau von Blanquefort; „achte Du den Willen Deines Vaters. Ich unterwerfe mich demselben ohne Murren, wenn mir auch Deine Gegenwart große Freude gewährt, die größte, welche mir Gott bescheeren kann.“

— „Was hier vorgeht, ist unbegreiflich,“ dachte Madame Godefroi, indem sie verstohlen den Sohn und die Mutter betrachtete, in deren Augen Thränen standen.

Eine Viertelstunde später stiegen der Marquis und der Graf Armand wieder in den Wagen und als die beiden Schwestern allein waren, ging Madame Godefroi zu der Marquise und sagte: „Cécilie, Du mußt Vertrauen zu mir haben. Du bist die beste Frau und Dein Mann scheint ein sehr galanter Mann zu sein; dennoch lebt ihr in Unfrieden und seid unglücklich. Ohne Zweifel hat Euch ein beklagenswerthes Mißverständnis getrennt; Du wirst mir nichts verschweigen und das Uebel ist gewiß wieder gut zu machen. Komm, liebe Cécilie, schenke mir Dein Vertrauen und öffne mir Dein Herz. Nachdem Du so lange in der Einsamkeit und Abgeschiedenheit geweint hast, weine Dich aus vor Deiner Schwester, die den herzlichsten Antheil an Dir nimmt.“

Die Frau von Blanquefort, die am Fenster lehnte und dem Wagen nachzusehen schien, richtete sich auf und that wankend einige Schritte, dann sprach sie: „mein Gott, die Kräfte verlassen mich. Ich sterbe, Schwester, ich sterbe.“

Ihre Knie brachen zusammen und sie sank bewußtlos nieder. Madame Godefroi rief erschrocken um Hilfe und beeilte sich, das Kleid der Marquise zu öffnen, wendete aber bei dem Anblicke, der sich ihr da darbot, die Augen ab; die Marquise trug auf dem Körper ein Bußgewand von Haarstoff mit Nägeln darin, das ihr fortwährend Schmerzen verursachen mußte.

Das ganze Haus eilte herbei; selbst der Abbé



Sirou, der bei seinem schlafenden Böglinge noch wachte, erschien, und Madame Godefroi sprach gegen ihn ziemlich deutlich ihre Vermuthung aus, daß er, der Abbé, ihre Schwester zu den harten Bußübungen veranlasse.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Das Gericht der Störche.) Wir kamen, erzählt der Capitain eines französischen Schiffes, in dem Hafen von Zeitouni an und landeten. Ich fand eine Wohnung in einem der besten Häuser an einem mit hohen Bäumen besetzten Plage. Am andern Morgen erblickte ich auf einem dieser Bäume ein Storchnest und der Wirth erzählte mir, die Eier würden bald ausgebrütet sein und es stehe uns ein interessantes Schauspiel bevor, da er die Storch Eier weggenommen und Hühnereier an deren Stelle gelegt habe. Die Störche sind bekanntlich in den griechischen Städten ein Gegenstand abergläubischer Verehrung; Niemand wagt sie zu tödren; überall heißt man sie willkommen. Zwei Tage nach meiner Ankunft waren die Eier in dem erwähnten Neste ausgebrütet; die Störchin sah überrascht und verwundert die fremden Wesen an, die unter ihren Flügeln pieperten. Offenbar fühlte sie tiefen Schmerz, denn als ihr Männchen ankam und ihren Platz im Neste einnehmen wollte, rührte sie sich nicht von der Stelle und sah ihn mit traurigem Blicke an. Der Storch flog wieder fort und kam nach einiger Zeit von Neuem zurück, aber auch da konnte er sein Weibchen nicht vermögen, das Nest zu verlassen, in welchem sie mit ausgebreiteten Flügeln die Jungen zu verbergen suchte.

Dieses Nest war also ein Ort der Trauer geworden; in dem Storch regte sich der Argwohn und er wollte mit Gewalt in dasselbe eindringen; das Weibchen suchte ihn zwar an der Befriedigung seiner wohl begründeten Neugierde zu verhindern, endlich aber erblickte er doch die kleinen Vögel, von denen einige unter den Flügeln ihrer Pflegmutter hervorkrochen. Es konnte also kein Zweifel mehr stattfinden, es waren Hühner, Kinder eines fremden Geschlechtes. Der Storch flog empört von dannen, um eine Versammlung von Störchen zu berufen.

Eine große Anzahl dieser Vögel kam von allen Seiten herbei und sie ließen sich schreiend auf den Bäumen und Häusern nieder; die Berathung war stürmisch und währte lange; endlich vereinigten sie sich zu einem energischen Entschlusse. Die ganze Schaar begab sich in Masse zu dem Baume, welcher das verabscheuete Nest trug.

Nun wurden wir Zeugen eines Volksgerichts. Es bildete sich ein großer Kreis um das Nest. Die Störche fielen die schuldbeladene Störchin an, zerhackten sie mit ihren Schnäbeln und warfen endlich den verstümmelten Leichnam auf den Boden herunter. Dann kam die Reihe an die Hühnchen, die augenblicklich massacrirt und herunter geschleudert wur-

den. Auch das Nest blieb nicht verschont, sondern wurde völlig zerstört. Nachdem diese unerhört strenge Strafe der Untreue vollzogen war, schwebten die Störche noch eine Zeit lang mit Triumphgeschrei über dem Schauplatze, bis sie sich einzeln nach allen Richtungen hin wieder entfernten.

(Eine Geistergeschichte.) Die Wittve des Gouverneurs Starke reifete bald nach dem Tode ihres Mannes mit ihrer Tochter und Nichte nach Nizza, um da den Winter zu verbringen. Wenige Tage nach ihrer Ankunft daselbst träumte Miß Starke, ihr Vater trete an ihr Bett, ziehe den Vorhang zurück, setze sich auf das Bett, sage ihr, sie möge sich nicht fürchten, und gäbe ihr folgende Anweisung: „am Donnerstage in nächster Woche wird ein an Deine Mutter gerichtetes Packet im Posthause ankommen; geh dahin und laß Dir es ausliefern; nimm das erste Couvert ab, schlage den Inhalt in ein anderes Papier und schicke das Packet an den Herrn Advokaten ... in London.“ Darauf verschwand der Vater des Mädchens. Miß Starke war sehr erschrocken. Ihre Cousine bemerkte die Folgen davon an ihr noch bei dem Frühstück am andern Morgen und suchte sie durch gewöhnliche Gründe zu beruhigen. Als sie sich aber überzeugt, daß der Vorfall einen zu tiefen Eindruck auf sie gemacht habe, sagte sie zu ihr: „so wollen wir nächsten Donnerstag in die Post gehen und das Nichtdasein des verheißenen Packets wird Dich überzeugen, daß Du nur geträumt hast.“ Die beiden Mädchen gingen am nächsten Donnerstage zur Post; das Packet war wirklich eben angekommen; eine halbe Stunde später würde es in den Händen der Madame Starke gewesen sein. Miß Starke zögerte nicht, das zu thun, was ihr in jener Nacht anempfohlen worden war, öffnete deshalb das Packet und ließ den Inhalt an den bezeichneten Advokaten in London abgehen. Mit umgehender Post erhielt sie einen Brief von diesem Advokaten, der sie wegen ihrer außerordentlichen Klugheit und Vorsicht, welche sie durch die Uebersendung der Papiere bewiesen, beglückwünschte, denn wenn ihre Mutter die ihr zugesendeten wichtigen Papiere unterzeichnet hätte, würde die gängliche Verarmung der Familie die Folge davon gewesen sein. (Sporting Review.)

(Ein blinder Modelleur.) Dr. Piles erzählt, er habe in Italien einen etwa fünfzig Jahre alten genialen Mann gesehen, der ein vortrefflicher Zeichner gewesen sei. Er traf ihn in dem Palaste Giustiniani, wo er eine Statue der Minerva in Wachs modellirte. Dieser Mann konnte durch das Betasten die Formen und Proportionen des Originals erkennen. Der Herzog von Branciano, der ihn arbeiten sah, bezweifelte es, daß er völlig blind sei und forderte den Blinden, um sich zu überzeugen, auf, das Kunstwerk in einem dunkeln Raume zu arbeiten; dennoch wurde es vollkommen ähnlich. Man warf dem Künstler ein, der Bart des Herzogs erleichtere ihm die Arbeit und er erbot sich darauf, die Büste einer Tochter desselben zu liefern, die ebenfalls vollkommen ähnlich ausfiel. „Ich sah,“



setzt Dr. Piles hinzu, „Wästen des verstorbenen Königs von England, Karl I. und des Papstes Urban VIII., die durch den blinden Mann täuschend ähnlich gearbeitet worden waren. Nur die Darstellung des Haares wurde ihm schwer, weil dasselbe beweglich war.“

(Die Drusen und Maroniten.) Die Maroniten, von denen in der letztern Zeit so häufig die Rede gewesen ist, stammen von einem frommen Einsiedler Maron, dessen Schüler in Syrien mehrere Klöster gründeten, um die her sich alle orthodox gebliebenen Christen sammelten. Das war der Kern der Nation. Ihr Unternehmungsgewiss und ihr unermüdetlicher Fleiß haben alle Höhen mit fruchtbarer Erde bedeckt, auf der man Früchte zieht und Ernten hält. Auf den Bergen stehen hübsche Dörfer, in deren Mitte sich immer der Palast des Scheiks erhebt. Im Allgemeinen herrscht unter diesen Leuten Wohlstand; ihren Hauptreichtum bildet die Seide, weshalb sie denn auch nach der Zahl der Maulbeerbäume besteuert werden, die sie besitzen. Die Tracht der Notabeln besteht in einem weiten Gewande, in einem Turbane von verschiedenen Farben, dessen eines meist rothes Ende anmuthig auf die Achsel fällt, und in einem Gürtel von rother Seide, in welchem sich ein wahres Arsenal von Dolchen und Pistolen mit silbernen Griffen befindet. In etwa 200 Klöstern wohnen ungefähr 25,000 Mönche, die aber eigentlich in eine Bruderschaft vereinigte fleißige Ackerbauer sind. — Der Hauptort der Drusen, der Segner der Maroniten, ist Deir el Kammer (das Kloster des Mondes). Der Ursprung dieses seltsamen Volkes ist noch nicht ermittelt; man wollte in ihm sogar eine Colonie von Kreuzzügeln sehen, die im Morgenlande geblieben, und leiteten ihren Namen von einem lothringischen Grafen von Dreux her. Wegen ihrer Anbetung des goldenen Kalbes, des einzigen Punktes der abergläubischen Gebräuche der Drusen, welcher bis jetzt aufgeklärt ist, könnte man sie vielleicht von einem jener alten Wüstenstämme ableiten, von denen auch die Juden jenen Götzendienst erlernten. Von dem Glauben und den Ceremonien dieses Volkes weiß man noch immer nichts; nur so viel ist bekannt, daß es in zwei Kasten zerfällt, in die Wissenden (Ahhals) und die Nichtwissenden (Dschahels). Auch Frauen können Priester sein. Jeder Grad der Eingeweihten hat einen besondern Versammlungsort, den kein Uneingeweihter betreten darf, in welchem aber auch Frauen erscheinen. Das Costum der Drusen ist zierlich und grandios; sie hüllen sich in einen weiten scharlachrothen Mantel und tragen auf dem Haupte einen großen rothen Turban mit dicken Falten. Die Frauen dürfen frei überall hingehen, aber sie verhüllen sich das Gesicht mit einem Schleier.

(Drangensyrup.) Da dieser Syrup sich so leicht bereiten läßt, und immer mit Vortheil gebraucht werden kann, so dürfte die Angabe der Bereitungsart nicht unwillkommen sein: man wählt reife und dünnhäutige Früchte aus, drückt den Saft durch ein Sieb, setzt zu jeder Pinte anderthalbes Pfund gesto-

nenen Zucker zu, kocht diese Masse langsam und schäumt sie ab, so lange sich Schaum zeigt. Dann nimmt man es von dem Feuer, läßt es erkalten, füllt es auf Flaschen und stößelt diese gut zu. Zwei Eßlöffel voll von diesem Syrup, zu zerlassener Butter gemischt, geben eine vortreffliche Sauce; er giebt auch dem Senf einen angenehmen Geschmack und ein Theelöffel voll in einem Glase Punsch erhöht den Wohlgeschmack dieses Getränkes bedeutend.

### Generalcorrespondenz.

In Paris, welches bekanntlich einen sehr bedeutenden Handel mit Bonbons u. c. treibt, ist eine sehr zweckmäßige polizeiliche Verordnung darüber erschienen, welcher Farben u. c. die Conditoren sich zum Färben ihrer Waaren bedienen dürfen und welcher nicht, und wir führen daraus namentlich die Anzeige an, niemals Bonbons zu kaufen, welche in geglättetes weißes oder gefärbtes Papier gewickelt sind, weil dieses Papier oft mit sehr gefährlichen Mineralsubstanzen bereitet ist und, wenn es in den Mund gebracht wird, leicht ein Unglück verursachen kann. Ebenso nehme man niemals Bonbons in Schachteln, die mit solchem Papiere ausgelegt sind. —

In London hat ein Herr Beard eine eigene Anstalt zum Portraitiren durch das Daguerreotyp eingerichtet und das Verfahren dabei so weit vervollkommenet, daß er jetzt das Portrait farbig liefern kann, so daß die Aehnlichkeit desselben mit dem Originale noch größer wird. Wenn man bedenkt, daß auf diese Weise ein täuschend ähnliches Portrait in weniger als einer Minute geliefert wird, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß einer der größten Uebelstände, das lange und langweilige Sitzen, mit dem bis jetzt ein Portrait erkaufte werden mußte, beseitiget ist und Daguerre schon deshalb eine Nationalbelohnung verdient hat. Die von Beard gelieferten Portraits besitzen die ganze Frische, Zartheit und Wärme der vollendetsten Miniaturportraits und geben nicht bloß treu die Züge des Gesichtes, sondern auch alle Fleischtöne und den geistigen Ausdruck wieder. —

Der Capitain eines Wallfischfahrers sagte einst zu einem Bewohner von Spitzbergen, er beklage ihn wegen des ärmlichen aller Genüsse baren Lebens, das er zu führen genöthiget sei. „Aermlich und genusslos!“ antwortete der philosophische Witbe; „ich habe immer eine Fischgräte durch die Nase zu stecken, und stets hinreichend Fischthran zu trinken, was kann ich möglicher Weise noch wünschen?“ —

Nach interessanten Berechnungen will man gefunden haben, daß Italien seit den ersten Zeiten der Renaissance (des Wiederauflebens der Wissenschaften) auf die Erbauung und Ausschmückung seiner Kirchen und großen Paläste eine Summe gewendet, gleich der, welche man erhalten würde, wenn man die gesammte Erdoberfläche verkaufte. Darnach darf man sich nicht wundern, daß dieses Land beinahe drei Jahrhunderte hindurch der classische Boden der schönen Künste gewesen ist. —



Der bekannte Mainzer Theaterdirector Schumann ist mit einer deutschen Sängergesellschaft nach Paris gegangen, um dort im italienischen Theater Vorstellungen zu geben. Im Ganzen genommen ist diese Gesellschaft nicht sehr ausgezeichnet und es läßt sich dem Unternehmen schwerlich ein glänzender Erfolg vorherzusagen. Unter den Opern, die in Paris zur Aufführung kommen sollen, sind auch vorzugs „Szar und Zimmermann“ und „Hans Sachs“, Marschners „Templer und Jüdin“ und „Hans Heiling“, Kreuzers „Nachtlager von Granada“ und Gläfers „Adlerhorst.“ —

Von einem Pariser Hausbesitzer wird eine ehrenwerthe Handlung erzählt; ein Mann von 88 Jahren, der sich früher in sehr guten Umständen befand und Hofbuchbinder Ludwigs XVIII. und Karls X. war, später aber verarmte, hatte über 50 Jahre lang eine und dieselbe Wohnung inne, für die er jährlich 1500 Fres. Miete zahlte. Jetzt, da ihm die Bezahlung dieser Summe schwer wird, hat ihn der Besitzer des Hauses, in dem er so lange wohnte, veranlaßt, sich eine wohlfeilere Wohnung zu suchen, sich aber zugleich verpflichtet, ihm, so lange er noch lebe, jährlich eine Rente von 600 Fres. zu zahlen. —

Seit im Jahre 1827 ein speculativer Kaufmann in Boston auf den Gedanken kam, die Antillen mit Eis zu versorgen, hat der amerikanische „Eishandel“ eine sehr bedeutende Ausdehnung erlangt. Amerikanische Schiffe, die nur mit Eis beladen sind, bringen ihre seltsame Fracht bis nach Ostindien und nach Canton und im Jahre 1841 betrug die Einnahme davon über 600,000 Dollars. (Die Hindus sagen, wenn sie das kalte Eis angreifen: „es brennt.“) —

In dem englischen Parlamente wurde vor Kurzem angeführt, daß Walter Scott als Honorar für seine Schriften im Ganzen 250,000 Pf. St. (1,750,000 Thlr.), Lord Byron, obwohl er so früh gestorben, über 200,000 Thlr. und Thomas Moore bloß für das Gedicht „Lalla Rookh“ 20,000 Thlr. erhalten habe. —

Wir haben in voriger Woche erzählt, daß der bekannte Bildhauer Marochetti den Auftrag erhalten habe, eine Reiterstatue des Kaisers Napoleon zu liefern; jetzt hört man, daß er, merkwürdiger Weise, gleichzeitig von England aus den Auftrag erhielt, die Statue zu arbeiten, welche England dem Herzoge von Wellington errichten will. —

Die Brüsseler stehen selbst den Münchnern im Biertrinken nicht mehr nach, denn es sollen im vorigen Jahre in Brüssel 60 Mill. Litres Bier getrunken worden sein. —

Rossini, von dem man schon oft heisende Bemerkungen erzählt hat, soll, als nach der Aufführung seines Stabat Mater in Bologna Jemand zu ihm sagte, es sei schade, daß Clara Novello, welche die Sopranpartie gesungen, nur ihre schöne Stimme und kein dramatisches Talent besitze, entgegen haben, „ich freue mich sehr, daß sie dieses Talent nicht besitzt. Die

jetzigen Sänger mit ihrem dramatischen Wüthen machen uns sechs Monate lang Vergnügen und ihre übrige Lebenszeit hindurch zerreißen sie uns die Ohren auf die unbarmherzigste Weise!“ An Beispielen, welche diesen Ausspruch unterstützen, fehlt es allerdings nicht. —

Die Portugiesen beschwören die gesammte Christenheit, doch ihren Wein trinken zu helfen, da sie nicht mehr wüßten, wohin mit der edeln Gottesgabe. Es liegen in Oporto und in London allein 275,088 Pipen Portwein (die Pipe hat ungefähr 25 Cubikfuß Flüssigkeit), zu deren Absatz keine Aussicht vorhanden ist, und jährlich kommen etwa 80,000 Pipen mehr dazu. Es giebt also jetzt eine Viertel Million Pipen (die in den Privatkellern nicht gerechnet) oder 6,250,000 Cubikfuß Portwein, so viel, daß man einen Portweinssee zu bilden vermöchte, auf welchem alle Flotten Europas schwimmen könnten. Von dieser Weinmenge liegen in London, in den Kellern der westindischen Docks (welche, beiläufig gesagt, die größten Keller in der Welt sind) 23,000 Pipen. —

Ein Londoner Kaufmann suchte vor Kurzem durch die Zeitungen einen Commis, der an „ein eingezogenes Leben“ gewöhnt sei, worauf sich ein Mann meldete, der zu seiner Empfehlung darthat, daß er sieben Jahre im Gefängnisse gesessen habe. —

Vor Kurzem starb in London der berühmte Kunstreiter Ducrow, der öfters folgenden Vorfalle erzählte. Als er einst als Knabe mit der Gesellschaft seines Vaters in Bath war, stürzte er bei einer Vorstellung vom Pferde und brach ein Bein. Fünf Minuten darauf hörte das Publicum den Knaben, der fortgetragen worden war, jämmerlich schreien; — sein Vater hieb ihn im Stalle mit der Reitpeitsche dafür, daß er das Bein gebrochen hatte. —

In America scheint wirklich eine Umwandlung nahe zu sein, denn die Americaner fangen an, galant zu werden. Bei einem großen Festmahle wurde kürzlich folgender Toast ausgebracht: „Die Frauen! die allein erträgliche Aristokratie, die herrschen ohne Gesetze, richten ohne Jury, entscheiden ohne weitere Appellation und — doch nie Unrecht haben!“ —

Ein englisches Regiment in Ostindien hat einen Elephanten, der es nie verläßt und stets vor der Fronte marschirt; ein anderes hat einen Strauß, der richtig nach dem Tacte der Musik vor dem Regimente herschreitet und, wenn das Musikcorps auf einem Plage spielt, immer um dasselbe herumgeht und die Kinder fortjagt. Anfangs mußte man ihm den Schnabel zubinden, weil er die seltsame Laune hatte, den Musikern die Notenbücher zu fressen. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 19.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 8 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergarbinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Estève.

Novelle von Mad. Ch. Reybaud.

(Fortsetzung.)

Die Marquise war wieder zu sich gekommen, fühlte sich aber noch ungemein schwach. Sie lag auf ihrem Bett, die Augen gen Himmel gerichtet, und schien inbrünstig zu beten. Endlich winkte sie ihrer Schwester, alle Anwesenden zu entfernen und die Thüre ihres Zimmers zu verschließen. Dieses Zimmer, welches Madame Godefroi vorher noch nicht betreten hatte, war das Mädchenzimmer der Marquise gewesen und auch da hatte sich nichts verändert. Wohl aber bemerkte Madame Godefroi, daß dieser Schein von Ordnung und selbst Luxus einen absichtlichen Mangel auch der gewöhnlichsten Bequemlichkeiten verhüllte. Das Bett, das auf den ersten Anblick weich und weiß zu sein schien, war ärmlischer als das einer Carmeliterin; die gestickte Bettdecke verhüllte bloße Breter und ein Strohsack vertrat die Kissen. Die seit langer Zeit geschlossene Toilette war mit einem Fransenteppich bedeckt und diente als Betpult; unter dem Teppich versteckt lagen eine Sanduhr, eine Geißel und ein Totenkopf. Anfangs schien die Marquise ihrer Schwester Einiges entdecken zu wollen, aber ihre Bedenkllichkeiten und Besorgnisse hielten sie bald davon zurück und sie flüsterte bloß, indem sie die Hände faltete: „Estève, ach armes, unschuldiges Kind! Mein Gott, behüte ihn, gieb ihm die Kraft, Dir allein zu dienen. Mein Gott, erbarme

Dich meiner und gedenke, daß ich für sein Glück in dieser Welt, wie für sein Heil in der zukünftigen verantwortlich bin!“

Madame Godefroi, die sich über das Lager ihrer Schwester beugte, hörte diese Worte mit einer Art Hoffnung an, denn sie glaubte ein Mittel zu sehen, das Gewissen ihrer Schwester zu beruhigen.

„Liebe Cécilie,“ sagte sie, „fasse Muth, denn es giebt noch ein Mittel, das Schicksal Estève's zu ändern. Sende den Abbé Girou nach Rom und der heilige Vater wird Dich von Deinem Gelübde entbinden.“

— „Nein, nein, niemals! Es ist unmöglich,“ unterbrach sie die Marquise; „ich habe Gott freiwillig ein Opfer gebracht und es muß vollzogen werden.“

Die Abmattung, die immer auf heftige Krisen folgt, verhinderte sie weiter zu sprechen. Sie versank in Schläfrigkeit und äußerte ihre Schmerzen nur noch durch leises Jammern.

Madame Godefroi wachte die ganze Nacht an dem Bette ihrer Schwester. Gegen Morgen, als sie durch den Saal ging, um sich in ihr Zimmer zu begeben, erblickte sie den Abbé Girou, der am Fenster stand und sein Brevier im ersten Scheine des Morgens las; auch er hatte gewacht, ohne daß man es wußte, um bereit zu sein, wenn seine Gegenwart nöthig sein sollte. Madame Godefroi fühlte sich gerührt durch diese schweigende Aufopferung, trat zu dem Abbé und sprach: „meine arme Schwester befindet sich in einem Zustande, der mir das Herz zerreißt; sie leidet



Schmerzen, die sie umbringen werden. Herr Abbé, ich hoffe, um sie zu retten, auf Ihren guten Rath."

## 2.

Die Frau von Blanquesfort erholte sich von dieser Krisis, die ihr Leben in Gefahr gebracht; aber sie war darauf so erschöpft, so matt, daß ihre Schwester wohl einsah, sie könnte auch nicht die leichteste geistige Erschütterung ertragen. Sie zitterte bei dem Gedanken an einen neuen Besuch des Marquis und zum Glück entschuldigte sich derselbe bei ihr in einem sehr artigen Briefe mit den Pflichten seines Amtes, die ihn für jetzt zurückhielten.

Madame Godefroi wollte nur vierzehn Tage bei ihrer Schwester bleiben und sie hielt diese Zeit für sehr kurz zur Ausführung des Vorsahes, den sie gefaßt hatte. Die gute Frau, die an den Luxus ihres Hauses, an die Gesellschaft von Schönegeistern und an weltliche Vergnügungen gewöhnt war, würde sich hier auf dem Lande, in dem Umgange mit einem Geistlichen, einem Schüler und einer armen Kranken sehr gelangweilt haben, hätte sie nicht immer Zerstreuung in der Beobachtung jenes Knaben gefunden, dessen Schicksal sie so lebhaft interessirte.

Schon den Tag nach ihrer Ankunft hatte sich Madame Godefroi zu ihrem Neffen begeben, um ihn bei seinen Beschäftigungen zu überraschen. Estève und der Abbé Girou bewohnten in dem zweiten Stock ein großes Zimmer, das traurigste und kahlfte im ganzen Hause. Zwei Betten ohne Gardinen, ein Tisch, einige Stühle und ein Paar Breter zum Aufstellen einiger Gegenstände bildeten das ganze Meublement; auf dem Tische lagen einige alte Bücher neben einem Schreibzeuge und einer Sanduhr. Es herrschte eine genaue aber anmuthslose Ordnung in der Aufstellung dieses ärmlichen Mobiliars, bei dem man vergebens etwas von der Zierlichkeit gesucht haben würde, die sich auch die tiefste Armuth verschaffen kann.

„Laß Dich nicht stören, liebes Kind,“ sagte Madame Godefroi, indem sie Estève nöthigte, wieder an dem Tische Platz zu nehmen; „ich will, wenn es der Herr Abbé erlaubt, einmal Deinem Unterrichte beiwohnen; thue immer, als sei ich gar nicht da.“

— „Aber das wird Sie sehr langweilen,“ antwortete Estève.

„Warum? Langweilt auch Dich dieses Studiren?“

— „Bei mir ist es etwas Anderes. Die Arbeit

ist mir eine Pflicht und wenn ich sie mit Langeweile verrichtete, würde ich einen Fehler begehen.“

Madame Godefroi blieb nun während einer Unterrichtsstunde sitzen, in welcher Estève eine Legende aus dem Lateinischen übersezte. Darauf erhielt er die Erlaubniß, in den Garten zu gehen, und Madame Godefroi sprach eine Zeit lang mit dem Abbé über die Bestimmung des Knaben. Im Garten fand sie den Knaben nicht allein; eine alte Dienerin, die seit einem halben Jahrhunderte in dem Hause war, saß neben ihm und murmelte ihren Rosenkranz. Estève hatte die Elabogen auf die Knie gestützt und schien in traurige Gedanken versunken zu sein.

„Woran dachtest Du, mein Sohn?“ fragte Madame Godefroi.

— „Ich wage es kaum zu gestehen,“ entgegnete er und Thränen traten dabei in seine Augen. „Es kam mir ein Gedanke, den ich nicht ertragen kann; meine Mutter ist krank, ich habe sie heute nicht gesehen und fühlte plötzlich ein tiefes Weh im Herzen. Ich dachte zum ersten Male in meinem Leben an den Tod.“

„Still, junger Herr,“ fiel Babette ein, die auch die Thränen nicht zurückhalten konnte; „die Frau Marquise ist jung, noch nicht funfzig Jahre alt. Wer stirbt in diesem Alter? Ich zähle dreißig Jahre mehr und denke, Gott wird mich noch nicht zu sich rufen.“

— „Sie hat Recht; Du betrübst Dich ohne Ursache,“ setzte Madame Godefroi hinzu; „Deine Mutter leidet wohl, aber es ist nichts zu fürchten. Trockne also Deine Thränen, mein Kind, und ängstige Dich nicht mehr.“

Diese Worte beruhigten Estève vollkommen und einen Augenblick darauf rief ihn die Glocke des Angelus in die Kapelle. Er ging, Madame Godefroi aber hielt die alte Babette zurück, die ihm folgen wollte.

„Meine gute Babette,“ sagte sie, indem sie neben ihr Platz nahm, „weist Du, daß Du mir viel zu erzählen haben mußt? Es ist viel in der Familie geschehen, seit wir uns nicht gesehen haben.“

Babette nickte traurig.

„Es ist viel Unglück geschehen, Unglück, das ich nicht kenne. Meine Schwester ist mit dem Herrn von Blanquesfort nicht glücklich gewesen; er hat sie verlassen; seit langer Zeit liebt er sie nicht mehr.“

— „Er haßt sie und wünscht ihren Tod,“ antwortete Babette.



„Das ist mehr als ich vermuthete,“ entgegnete Madame Godefroi leise und bestürzt. „Eine so sanfte, so tugendhafte, so vollkommene Frau konnte solchen Haß einflößen? Vielleicht hat eine unbegründete Eifersucht ihn gegen sie aufgebracht?“

— „Nein, Madame, nein. Warum hätte er eifersüchtig sein sollen? Die Frau Marquise ist eine von den Frauen, die nicht einmal Argwohn erregen.“

„Nun denn, welche Ursache hat dieser Haß?“

— „Die Ursache! Wer würde es glauben und zu denken wagen, der es nicht mit eigenen Augen gesehen hat?“ entgegnete die Alte in ungewöhnlicher Heftigkeit. „Die Ursache! — das arme unschuldige Kind, das die Frau Marquise zu ihrem Unglücke geboren hat. Gott bewahre mich, daß ich die Achtung nicht vergesse, welche ich meinem Herrn schuldig bin; da Sie aber die Wahrheit wissen wollen, muß ich sie sagen. Der Marquis ist ein schlechter Vater. Er wollte nur einen Erben und als dies zweite Kind zur Welt kam, hat er es verflucht, ich weiß es, denn ich habe es gehört.“

„Ist es möglich, daß elender Stolz in ihm alle Gefühle der Bärtlichkeit und Gerechtigkeit ersticke? Ist es möglich, daß er diesen unnatürlichen Haß gegen sein eigenes Blut zu äußern wagte?“

— „Nein, nein, Madame, vor der Welt hat er nichts geäußert; das Ansehen vor den Menschen, das sein höchstes Gesetz ist, hielt ihn davon zurück; in dem Zimmer der Frau Marquise aber, hinter den verschlossenen Thüren, wenn ich allein bei ihr war, welcher Ungestüm! welche Verwünschungen! welche Thränen! welche Angst! Durch übele Behandlung, durch Beleidigungen, durch gräßliche Drohungen hat er die Mutter und das Kind von sich getrieben. Die Frau Marquise flüchtete sich hierher und dann erst wurde sie wieder ruhig.“

„Der Herr von Blanquefort besuchte sie niemals?“

— „Niemals. Viele Jahre lang hat die Frau Marquise so verlassen gelebt, ohne Jemanden zu sehen als den Herrn Abbé und den Vater Thomasius, ihren Beichtvater. Auch der Trost, ihren älteren Sohn zu sehen, wurde ihr versagt. Sie fügte sich in Alles ohne Murren, legte ihre Schmerzen nieder vor dem Kreuze des Heilandes und setzte ihre Hoffnung allein auf Gott. Unter den Leuten glaubt man, sie habe ihre Familie aus übergroßer Frömmigkeit verlassen; der Herr Marquis verbreitet auch überall dieses Gerücht und sagt, sie habe Alles aufgegeben, um sich nur mit ihrem Seelenheile zu beschäftigen. Er stellt sich, als füge er

sich in ihren Willen, und versichert, sie sei hier ganz glücklich, aber es ist nicht wahr, sie grämt sich zu Tode, wie Sie sehen.“

— „Nun verstehe ich,“ sprach Madame Godefroi, „meine arme Schwester hat ihr Kind Gott dargebracht und geweiht, um es dem Hasse seines Vaters zu entziehen. Mein Schwager hat Alles so berechnet, alle diese Lügen verbreitet, um einen Vorwand für sein Benehmen zu haben, um seine unnatürlichen Gefühle zu verhüllen, und er glaubte, meine Schwester würde ihn nicht Lügen strafen, würde die Wahrheit nicht zu sagen wagen, selbst mir nicht. Und sie ist auch wirklich dieser gewaltigen Aufopferung fähig; sie hat mir Alles verheimlicht und wird ohne Zweifel immer schweigen.“

„Sie wird gewiß den Herrn Marquis vor Ihnen niemals anklagen,“ erwiderte Babette; „sie wird es nicht thun, und wenn es ihr Leben gälte.“

— „Sie fürchtet ihn also mehr als den Tod?“

„Vielmehr die Gottesfurcht bestimmt sie; sie würde die geringste Klage für eine Sünde halten.“

— „Wer aber hat sie zu diesem Glauben gebracht?“ fragte Madame Godefroi; „wer hat sich in dem Maße ihres Geistes bemächtigt, wer hat ihr mit so großem Erfolge vorgepredigt?“

„Niemand,“ antwortete Babette, „gewiß Niemand. Die Frau Marquise ist mit einem Male fromm geworden, nach einem Unglücke, von dem sie Zeuge war. Sie war zwar immer eine gute Christin, verbrachte aber doch nicht ihre ganze Zeit in der Kirche; sie besuchte Bälle und war wie alle andern Frauen. Um diese Zeit war nur ein Kind im Hause und der Marquis noch nicht, was er seitdem geworden ist. Sie war jung, schön und überall gefeiert; sie dachte nicht viel an ihr Seelenheil; mit einem Mal aber änderten sich ihre Gedanken und sie wurde fromm nach einem Ereignisse, das hier, unter ihren Augen, geschah, — vor siebzehn Jahren.“

— „Davon hat mir meine Schwester nichts geschrieben, ich habe nichts davon erfahren,“ entgegnete Madame Godefroi erstaunt; „es ist dies zwar lange her, aber Du weißt gewiß noch Alles genau, denn ohne Zweifel warest auch Du zugegen.“

„Heilige Jungfrau! es ist mir, als geschähe es jetzt,“ sprach Babette, indem sie nach der Mondscheibe blickte, die am Horizonte heraufstieg. „Es war an einem Abend wie heute, in einer schönen Mondennacht; die Frau Marquise befand sich seit einer Woche hier auf dem Lande; der Herr sollte sie in den Ferien, die



am 1. Septbr. begannen, abholen. Am Tage des heiligen Lazarus also, am letzten August, war die Frau Marquise allein mit ihren Leuten und dem kleinen Grafen Armand, der im zehnten Jahre stand. Es konnte ungefähr Mitternacht sein; die Leute waren bereits zur Ruhe gegangen; die Frau Marquise hatte auch mich entlassen; sie las noch in dem Salon und ich ging in mein Stübchen und betete da, als ich draußen auf der Straße einen Flintenschuß und bald darauf noch zwei andere hörte, dann das Geräusch eines heranrollenden Wagens vernahm. Wir erwarteten den Herrn erst am nächsten Tage, ich glaubte aber gleich, daß es sei, denn die Hunde bellten nicht. Ich ging also hinunter und traf auf der Treppe die Frau Marquise, die leichenblaß war und so zitterte, daß sie sich auf den Stufen niedersehen mußte. „Babette,“ sagte sie, „hast Du gehört? Gewiß ist ein Unglück geschehen.“ In demselben Augenblicke wurde an dem Thore geklopft. Die Frau Marquise stand auf; die ängstliche Besorgniß um den Herrn Marquis gab ihr plötzlich eine ungewöhnliche Kraft und so öffnete sie das Thor selbst. Als sie den Wagen des Herrn erkannte, stieß sie einen Schrei aus und stützte sich auf mich, ohne daß sie zu fragen wagte, was geschehen sei. Ich sah zuerst in den Wagen hinein und erblickte da einen Körper, der auf dem Kissen lag. Der Herr Marquis saß auf dem Vorderste und hatte Saint Jean neben sich.

„Anfangs konnte die Frau Marquise sich nicht erklären, was geschehen sei; sie war so sehr erschrocken. Der Herr Marquis stieg aus; er war ganz mit Blut bedeckt, ging aber, ohne darauf zu achten, auf seine Frau zu und sagte: „ängstige Dich nicht, ich bin nicht verwundet; aber da liegt ein Todter — der Vicomte Gabriel von Entrevaur.“

Die Frau Marquise schrie laut auf und verhüllte sich das Gesicht; die Sinne vergingen ihr bei dem Anblicke des Blutes und der Leiche vor ihr. Der Herr aber fuhr mit einer Ruhe fort, die von seiner Hartherzigkeit zeugte: „ich wollte Dich heute Abend überraschen und traf den Herrn Vicomte, der auf die Jagd ging. Wir machten den Weg zusammen, aber etwa hundert Schritte von hier wurden wir von Menschen angefallen, die da im Hinterhalte lagen. Ich war ohne Waffen, Saint Jean aber, der zu Pferde folgte, hatte Pistolen in den Holstern; er schoss zwei Mal, die Räuber antworteten und Entrevaur erhielt eine Kugel vor den Kopf.“

— „Ach, nun weiß ich auch,“ fiel Madame So-

desroi ein, „warum meine Schwester gestern Abend die Farbe wechselte, als ihr Mann sagte, er fürchte sich vor Räubern nicht, warum sie ein so peinliches Gefühl zu quälen schien, so oft ihre Augen denen des alten Saint Jean begegneten. Aber, sage mir, wer war Entrevaur? Ein Verwandter des Marquis wahrscheinlich oder ein Freund der Familie?“

„Keineswegs,“ antwortete Babette; „die Frau Marquise hatte ihn vielleicht vier Mal in ihrem Leben gesehen. Es war ein schöner, galanter Herr, die Blüte des jungen Adels der Umgegend. Der Herr Marquis sah solche Leute nicht bei sich.“

— „Wie konnte aber in diesem Falle meine Schwester sein trauriges Ende sich so zu Herzen nehmen?“

„Nicht der Schrecken wendete ihre Seele plötzlich der Frömmigkeit zu, sondern der Anblick, den sie die ganze Nacht hindurch vor Augen hatte. Denken Sie sich, Madame, sie fiel halbohnmächtig auf der Treppe nieder als sie die Leiche sah, welche Saint Jean und der Kutscher an den Füßen aus dem Wagen zogen. Auch mir wurde es unwohl, als ich den blutigen Leichnam des schönen jungen Mannes sah, der wenige Minuten vorher lebenskräftig gewesen war und nicht gahnet hatte, daß er so bald vor Gott werde erscheinen müssen. Der Herr Marquis ließ ihn in das Haus tragen; man legte ihn auf das Sopha in dem Saale unten und breitete ein Betttuch über ihn. Welche Nacht haben wir da verbracht! Alle Diensteute wachten in dem Vorzimmer. Die Thüren und Fenster des Saales standen offen. Vor dem Sopha hatte man eine Kerze angezündet. Auch der Herr Marquis wollte sich nicht zur Ruhe begeben und er wachte ebenfalls in dem Saale, mit einem Gebetbuche in der Hand.“

— „Meine Schwester war aber doch gewiß nicht da geblieben?“

„Sobald Sie sich von ihrer Ohnmacht ein wenig erholt hatte, befahl ihr der Marquis, ihm diese schreckliche Nacht hindurch Gesellschaft zu leisten. Die Frau Marquise gehorchte. Sie kniete vor einem Sessel nieder und hielt dabei ihr Gebetbuch in der Hand. Sie las nicht; ihre Augen konnten sich von dem Todten nicht trennen. Bisweilen redete der Marquis sie an, aber sie antwortete nicht. So verging die ganze Nacht. Früh am Morgen kamen Männer des Gerichtes und nachdem sie ihr Protokoll aufgenommen hatten, brachte man den Leichnam in die Kapelle. Noch denselben Tag erschienen die Verwandten und die gesammte Geistlichkeit von Aix zum Begräbnisse. Am Tage darauf



wurde der Vicomte beerdigt. Die Frau Marquise hatte den ganzen Tag im Gebete verbracht. Der Vater Thomasius, ihr Beichtvater, kam Abends und von da an zeigte sich ihre Sinnesänderung. Sie dachte an nichts mehr als an den Tod und bereitete sich vor auf denselben, als ob er ihr ganz nahe sei. Bisweilen, Ihnen kann ich es wohl sagen, fürchtete ich, sie würde wahnsinnig werden. Erst die Geburt ihres zweiten Sohnes brachte sie von ihren düstern Gedanken zurück. Sie sprach seitdem nicht mehr von dem Tode, aber ihre Frömmigkeit wurde immer größer.“

— „Hat man die Mörder des Vicomte nicht entdeckt und gehängt?“

„Leider nicht. Sie bekamen in der Nacht einen zu großen Vorsprung, so daß die Leute, die man ihnen nachsandte, sie nicht einholen konnten. Der Marquis scheute keine Mühe, aber Alles war vergebens.“

— „Das ist eine traurige Geschichte,“ sprach die alte Dame, indem sie unwillkürlich näher an Babetten rückte. Trotz ihrer Seelenstärke fühlte sie einen gewissen Schauer und bald ersuchte sie die alte Dienerin, mit ihr in das Haus zurück zu kehren.

Es vergingen mehrere Tage in der eintönigen Einförmigkeit dieses einsamen Lebens, an das die Bewohner von Tuzelle seit so langer Zeit gewöhnt waren. Die Anwesenheit der Madame Godefroi und des Gefolges derselben vermochte das leere stumme Haus nicht zu beleben. Man sprach leise, man lachte niemals, man erstarrte gewissermaßen in den ängstlich-sorgfältigen Beobachtungen aller Vorschriften der Kirche. Die beiden Diener der Madame Godefroi verbrachten die Zeit in dem untern Saale, in dem sie entweder schliefen oder insgeheim Karte spielten. Andrette, das pariser Kammermädchen, weinte aus Langeweile den ganzen Tag. Madame Godefroi verließ die Marquise nicht, die wegen völliger Erschöpfung in dem Zimmer bleiben mußte. Die beiden Schwestern sprachen wenig; es fand kein Gedankenaustausch zwischen ihnen statt; alles beschränkte sich auf zärtliche Pflege auf der einen und auf Aeußerungen dankbarer Liebe auf der andern Seite. Trotz dem Schweigen aber über gewisse Fragen verstanden die beiden Schwestern einander und machten einander, fast unbewußt, gegenseitig Concessionen. Madame Godefroi sah, ohne sich zu erzürnen, die Verehrung, die ein alter Mönch, der Vater Thomasius, der Marquise einflößete. Sie duldete die Andachtsübungen, die sie anfangs gemißbilliget hatte; sie mußte sogar den alten frommen Mönch selbst achten. Auf der

andern Seite ließ die Frau von Blanquesfort von ihren strengen Bußübungen etwas nach; sie willigte ein, das Haarhemd abzulegen und auf einem besseren Bette zu liegen. Am nächsten Sonntage ging sie sogar noch weiter. Als sie trotz ihrer Schwäche aufstehen wollte, um ihre religiösen Pflichten zu erfüllen, bat Madame Godefroi sie dringend, nur dieses einzige Mal sich davon zu dispensiren; sie gab ohne Widerstand nach und begab sich nicht in die Messe.

Madame Godefroi bemerkte bald, daß ihre Schwester zu den Frauen gehöre, bei denen die Mutterliebe zu einer wahren Leidenschaft wird. Sie konnte den Namen ihres älteren Sohnes nicht hören, ohne daß ihr die Thränen in die Augen traten. Die Gegenwart Estève's war ihr Trost, ihr Glück, ihre einzige Freude, die nur durch den Gedanken an die unvermeidliche und vielleicht nahe Trennung getrübt wurde. Ihre gewöhnlich melancholischen Züge erhielten einen heiteren Ausdruck, wenn dieser Knabe bei ihr war; ihr Gemüth schien, sobald sie ihre großen traurigen Augen auf ihn richtete, einen Augenblick in der Sonne dieses Anblicks auszuruhen; aber selbst die Liebkosungen, die Liebesworte versagte sie sich, mit denen die Mütter sonst so freigebig sind, und hielt die Aeußerungen ihrer Liebe mit Gewalt zurück. Estève erwiederte diese ernste und scheinbar ruhige Liebe durch eine unbegrenzte Zärtlichkeit und die tiefste Verehrung. In den Aeußerungen dieser seiner Zärtlichkeit lag noch etwas Kindliches, so daß selbst die traurige Mutter bisweilen darüber lächeln mußte. Er setzte sich gern zu ihren Füßen nieder und lehnte den Kopf auf ihre Knie, immer bereit, irgend eine Erzählung oder die Geschichte von einem Kinde zu hören, das ein Heiliger geworden. Zu seiner Mutter flüchtete er sich in seinen Tagen der Trauer, wann der Abbé Girou ihn wegen eines geringen Vergehens einmal fast streng angeblickt hatte, oder wann eine dunklere Besorgniß seiner Seele sich bemächtigte, wann Ideen, die er nicht zu bemeistern und zu begreifen vermochte, gleich den Keimen in seinem Gehirn entstanden, die, zu tief im Schooße der Erde versteckt, nicht zu Tage kommen können und aus Mangel an Luft und Sonne dahinstorben. Aber diese Augenblicke der Trauer waren selten. Meist kam Estève ruhig und zufrieden zu seiner Mutter; er blieb die ganze Zeit über, die ihm zur Erholung gestattet wurde, bei ihr und, wann die Arbeitsstunde wieder schlug, begann er seine gewöhnliche Thätigkeit ohne Ungebuld und ohne Langeweile. Die Anwesenheit der Madame Godefroi störte ihn anfangs,



balb aber liebte er auch sie von ganzem Herzen, wenn er sich auch nie eine gewisse Vertraulichkeit erlaubte. In den Gesprächen, welche die alte Dame herbeiführte, zeigte er einen beschränkten und trägen Geist; kein Strahl erhellte das Dunkel seines Verstandes, keine Saite erklang in seiner schlummernden Seele. Sobald aber sein Gefühl erregt war, sobald Fähigkeiten, die sich hatten entwickeln können, in Anspruch genommen wurden, drückte er sich oft in einer Weise aus, daß Madame Godefroi sich verwunderte und bei sich dachte: „könnte ich ihn doch vor dem Kloster bewahren!“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Sicilianische Anekdoten.) Zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Messina ein gewisser Richter Gambo, ein fleißiger Arbeiter, ein rechtlicher und gewissenhafter Mann, der bei Allen, die ihn kannten, in verdienter Achtung stand und dem man keinen andern Vorwurf machen konnte, als daß er die damals bestehenden Gesetze zu buchstäblich nahm.

Eines Morgens, als er frühzeitig aufgestanden war, hörte er auf der Straße um Hilfe rufen, er trat deshalb auf den Balcon und erschien daselbst gerade als ein Mann einem andern einen Dolchstoß versetzte. Der Angegriffene sank todt nieder und der Mörder, den Gambo nicht kannte, dessen Gesicht er aber deutlich erkennen konnte, entfloh und ließ den Dolch in der Wunde zurück.

Zunfzig Schritte weiter hin warf er auch die Dolchscheide weg, worauf er in einem Nebengäßchen verschwand.

Fünf Minuten darauf trat ein Bäckerbursche aus einem Hause, stieß mit dem Fuße an die Dolchscheide, hob sie auf, besah sie, steckte sie ein und ging weiter. Bald gelangte er vor das Haus Gambos und sah da den Ermordeten liegen, dem er Hilfe zu leisten versuchte. In diesem Augenblicke hörte man eine Patrouille herbei kommen. Der Bäckerbursche fürchtete, als Zeuge in eine Criminaluntersuchung verwickelt zu werden und entfernte sich, war aber bereits gesehen worden. Die Patrouille eilte herbei, sah den Leichnam und umstellte das Haus, in welches sie den muthmaßlichen Mörder hatte fliehen sehen. Der Bäckerbursche wurde verhaftet; man fand bei ihm die Dolchscheide, die er aufgehoben hatte, und verglich sie mit dem Dolche in der Brust des Ermordeten; Scheide und Dolch paßten vollkommen ineinander und man zweifelte nicht mehr, daß man den Schuldigen gefunden.

Der Richter Gambo hatte Alles gesehen, die Ermordung, die Flucht des Mörders, die Verhaftung des Unschuldigen und doch schwieg er, rief Niemanden und ließ den Bäckerburschen in das Gefängniß abführen.

Um sieben Uhr früh erhielt er die officielle Anzeige von dem Vorfalle; er hörte die Zeugen ab, nahm das Protokoll auf, be-

gab sich in das Gefängniß, verhörte den Gefangenen und schrieb die Fragen und Antworten mit der gewissenhaftesten Genauigkeit auf. Natürlich läugnete der Bäckerbursche hartnäckig.

Der Prozeß begann; Gambo führte den Vorsitz; die Zeugen wurden abgehört und belasteten den Angeklagten immer mehr; der Hauptbeweis aber war die bei ihm gefundene Dolchscheide. Der Bäckerbursche läugnete fortwährend, rief den Himmel als Zeugen an, sah aber eine Menge halber Beweise auf sich gehäuft, welche die Anwendung der Folter rechtfertigten.

Es wurde ein Antrag darauf an Gambo gerichtet, der ihn sofort genehmigte.

Der Schmerz, den der arme Bäckerbursche auf der Folter erlitt, war für ihn unerträglich und er erklärte, der Mörder zu sein.

Gambo sprach das Todesurtheil über ihn aus. Der Verurtheilte wendete sich an die Gnade des Königs, wurde aber mit seinem Gesuche abgewiesen. Drei Tage darauf wurde er gehangen. Es verging ein halbes Jahr und der wirkliche Mörder wurde bei einem andern Morde ergriffen. Er gestand, daß ein Unschuldiger an seiner Stelle gestorben und daß er den ersten Mord begangen habe. „Ich wundere mich nur,“ setzte er hinzu, „daß der Richter Gambo das Urtheil hat sprechen können, da er während der That auf seinem Balcon stand und Alles gesehen haben muß.“ Gambo erklärte auf eine deshalb an ihn gerichtete Frage, daß dies allerdings gegründet und er Zeuge des Mordes gewesen sei. Der König, der sich gerade in Palermo befand, hörte von diesem seltsamen Vorfalle und ließ Gambo zu sich rufen. „Warum,“ redete er ihn an, „hast Du einen Unschuldigen verurtheilen lassen und den wahren Schuldigen nicht angezeigt, da Du doch Alles kanntest?“

„Sire,“ antwortete Gambo, „weil das Gesetz sich bestimmt darüber ausspricht; es sagt, der Richter könne weder Zeuge noch Ankläger sein; ich würde also gegen das Gesetz gehandelt haben, wenn ich den Schuldigen angezeigt oder den Unschuldigen begünstiget hätte.“

— „Aber Du hättest ihn doch wenigstens nicht verurtheilen sollen.“

„Ich konnte nicht anders, Sire; die Beweise genügten zur Anwendung der Folter und auf der Folter gestand er, daß er der Mörder sei.“

— „Nun ja, die Schuld liegt nicht an Dir, sondern an der Folter.“

Die Folter wurde darauf in Sicilien aufgehoben und der Richter blieb in seinem Amte.

Bekanntlich feiert man in Sicilien namentlich das Fest der heiligen Rosalie sehr glänzend, aber auch andere Heilige werden dort sehr hoch gehalten und wehe dem Fremden, der einem solchen Heiligenbilde, welches das Volk in Procession herumträgt, nicht die gebührenden Ehren erweist. Das erfuhr zu seinem Schaden ein Engländer, ein Schiffsofficier, der an das Land gegangen war, um in der Umgegend der Stadt Augusta



zu jagen. Nachdem er mehrere Stunden lang fruchtlos umhergewandert war, kehrte er, sein Jagdgewehr auf der Schulter, zurück und sah in der Stadt mit einem Male an der Ecke einer Straße eine große Volksmenge auf sich zu kommen, die auf einem geschmückten von stattlich herausgeputzten Pferden gezogenen Wagen das vergoldete Bild des heiligen Sebastian umherfuhr. Der Officier drückte sich an die Wand und blieb stehen, um den Zug vorüber zu lassen; da er aber in Uniform war und ein Gewehr trug, so kam seine Unbeweglichkeit der Menge unehrerbietig war und sie rief ihm zu, er solle das Gewehr präsentiren. Der Engländer verstand kein Wort Sicilianisch, rührte sich also trotz der wiederholten Aufforderung nicht. Da begann das Volk ihm zu drohen und schrie ihm tausendstimmig den Befehl zu, dem Heiligen die militairischen Ehren zu erzeigen. Dem Engländer wurde es ängstlich zu Muth und er versuchte sich zu entfernen, aber er konnte durch den Volkshaufen nicht hindurch, der mit immer drohenden Geberden bald auf den Heiligen, bald auf das Gewehr zeigte. Der Engländer, der nicht vermuthen konnte, daß der Zorn ihm gelte, da er ja Niemanden beleidiget, meinte endlich, der Heilige sei die Ursache; er erinnerte sich gelesen zu haben, daß die Italiener bisweilen sich gegen einen Heiligen erzürnen, wenn er ihre Wünsche nicht erfüllt. Diese Erinnerung war ein Lichtstrahl für ihn und da die Hindeutungen auf sein Gewehr fortbauerten, so meinte er, er habe, um das Volk zu befriedigen, weiter nichts zu thun, als nach dem Heiligen zu schießen. Gedacht, gethan; der Engländer legte an und zerschmetterte dem Heiligenbilde dem Kopf.

Im nächsten Augenblicke war der Officier von mehr als zwanzig Dolchstichen durchbohrt.

(Der Gott der Wilden.) Jeder Wilde in Nordamerika verläßt, wann er vierzehn bis funfzehn Jahre alt geworden ist, eines Morgens die väterliche Hütte und begiebt sich in die Einöde in der Nähe, ohne an die Gefahr zu denken, die ihm drohen kann. Er faßt streng, betet fortwährend laut zu dem „großen Geiste“ und irrt auf Geradewohlt umher, bis er erschöpft und schläfrig niedersinkt. Der erste Vogel, das erste Reptil, das sich ihm im Traume zeigt, wird ihm, wie er glaubt, durch den großen Geist als sein geheimnißvoller Beschützer im Leben offenbart. Er kehrt darauf zu seiner Familie zurück und erzählt seinen Traum, stillt seinen Hunger und Durst, bricht dann von Neuem auf, diesmal aber mit Waffen und Schlingen versehen, und kehrt nicht eher zurück, bis er das geträumte Thier sich verschafft hat. Er zieht ihm sorgfältig die Haut ab und macht aus dieser ein Säckchen, das er so schön als möglich verzieret und dann immer bei sich tragen muß; es ist für ihn ein kostbarer Talisman, sein Schutz und Schirm, fast sein Gott, denn er verehrt es auf eine gewisse Art, opfert ihm bisweilen Hunde oder Pferde und legt sich, wenn er diesen Gott beleidiget zu haben glaubt, harte Buße auf. Nach seinem Tode wird dieser sein Fetisch mit ihm begraben. Seltener Weise heißt dieser heilige Gegenstand das „Medizinsäckchen“ oder auch nur „die

Medizin“ und zwar aus folgendem Grunde: die Wilden nennen alles „Medizin“, was ihnen unverständlich, unerklärlich, geheimnißvoll vorkommt und von dem sie sich keine Rechenschaft ablegen können. So heißt in ihrer armen Sprache ein Dampfschiff „eine große Medizin.“ Der Werth des „Medizinsäckchens“ ist unschätzbar. Derjenige, welcher es verkaufte oder verschenkte, würde allgemein von seinem Stamme verachtet werden, was auch geschieht, wenn er es verliert und wäre es im Kampfe. Um sein früheres Ansehen wieder zu erlangen, muß der, welcher mit dem Schimpfnamen „der Mann ohne Medizin“ gebrandmarkt ist, seinen Talisman durch den eines Feindes ersetzen, den er mit eigener Hand auf dem Schlachtfelde erschlug.

(Königstitel.) Man hat oft schon über die seltsamen Titel gelächelt, welche die orientalischen Fürsten zur Andeutung ihrer Macht und ihres Glanzes sich beilegen lassen; so heißt z. B. der König von Aracan: „der Besizer der weißen Elephanten und der zwei Dhrringe;“ Se. Majestät von Ava wird genannt: „der Bruder der Sonne und der König der vierundzwanzig Sonnenschirme;“ einige der Titel der Könige von Archan sind: „ein König, geistig wie eine Kugel rund ist, der, wenn er sich erhebt, sein ganzes Volk beschattet und von dessen Füßen ein lieblicher Wohlgeruch ausgeht;“ der Fürst von Monomotapa heißt: „der große Zauberer“ und „der große Dieb“ und der Schah von Persien ist „der Zweig der Ehre, der Spiegel der Tugend und die Rose der Bönne.“ Dagegen, bemerkt eine englische Zeitung, vergift man, daß die Titel und Bezeichnungen der britischen Majestät nicht minder bombastisch und seltsam sind als die der orientalischen Fürsten, die man verspottet, denn nach der englischen Constitution ist der Souverain „unsündbar, absolut vollkommen, unbestechlich, allgegenwärtig und unsterblich, die Quelle der Gerechtigkeit, die Quelle der Gnade und die Quelle aller Ehren.“

(Fanatiker in Algier.) In dem Gebiete von Algier giebt es eine fanatische Secte, die Aqaoua, die unter der Einwirkung ihres Mocabbam oder Magnetiseurs in den seltsamsten Zustand verfallen und die sonderbarsten Gebräuche üben. Eine algierische Zeitung theilt einige Details darüber mit. Nachdem sie sich in ihren Versammlungen durch Gesänge, durch Tänze u. dergleichen aufgeregert haben, bildet sich jeder ein, in ein Thier verwandelt zu sein, in ein Kameel, einen Löwen, Schakal u. dergleichen, dessen Stimme sie nachahmen, während sie die stacheligen Blätter des Cactus kauen. Andere stellen sich, als würden sie durch den heftigsten Durst gequält, und man bringt ihnen, den Durst zu löschen, große eiserne Schaufeln, die man im Feuer zur Rothglühigkeit erhitzt hat und welche sie mit einer grauenhaft anzusehenden Gier auf die Zunge und die Lippen drücken. Noch andere verzehren gestoßenes Glas und verschlucken Nägel, während zwei sich um eine Schlange streiten. Dem Schauspiel wohnt auf einer Galerie eine große Anzahl Muselmänner in hoher Andacht bei. Der Franzose, welcher dies erzählt, setzt



hingu, um sich zu überzeugen, ob es wahr sei, daß diese Acaoua Schlangen und Scorpionen äßen, hätte er mehrere der letzteren Geschöpfe mit in die Versammlung gebracht. Kaum, sagt er, hatten die Acaoua die Scorpionen bemerkt, als sie gierig herbei stürzten. Ich gab einem der eifrigsten eines dieser Thiere, das derselbe, nachdem er es auf alle mögliche Weise gereizt hatte, zwischen die Lippen nahm und mit den Zähnen leicht hielt. Ich trat so nahe hingu, um mich zu überzeugen, daß mein Scorpion noch alle seine Vertheidigungswaffen besaß. Endlich biß der Acaoua zu, kauete den Scorpion und verschluckte ihn. Nach Allem, was ich gesehen habe, besteht zwischen der Extremität der Acaoua und dem magnetischen Somnambulismus eine sehr große Aehnlichkeit, setzt der Franzose hinzu, wir aber meinen, die sogenannten Acaoua sind höchst wahrscheinlich nichts weiter als ganz vorzügliche — Gaukler.

### Generalcorrespondenz.

Alexander Dumas erzählt in der sehr unterhaltenden Schilderung seines Aufenthaltes in Sicilien unter anderm auch, er sei einmal, da er nichts anderes zur Stillung seines Hungers gefunden, verführt worden, eine Wurst zu kaufen. Sobald er aber in dieselbe hinein gebissen, habe er sie mit Ekel wegwerfen müssen und den Mann gerufen, der sie ihm verkauft. „Wie nennen Sie das da?“ fragte er, indem er ihm den Gegenstand zeigte, der ihn so sehr getäuscht hatte.

— „Wurst,“ antwortete der Mann.

„Voraus macht man aber bei Ihnen die Wurst?“

— „Aus was? Nun, aus was sonst als aus Blut, — Chocolate und Gurken?“ —

In dem Invalidenhanse in Paris kann man alle Tage zwei alte Soldaten sehen, die sich immer zusammen halten, weil beide zusammen kaum einen Menschen ausmachen. Der eine ist blind, der andere hat beide Arme verloren. So sitzen sie meist einander gegenüber; der Blinde hält auf seinen Knien ein Buch (die „Siege und Eroberungen der Franzosen“), während der andere ohne Arme seinem Gefährten vorliest. Meist suchen sie die Beschreibung der Kämpfe auf, in welchen sie verkrüppelt wurden und diese wird gelesen. Dadurch versehen sie sich in die Zeit zurück, die sie nie vergessen, und sie fühlen sich, trotz ihrem bedauerlichen Zustande, vollkommen glücklich. —

Frankreich schreibt jetzt dem Denis Papin bestimmt die erste Erfindung der Dampfmaschine zu, während mehrere Länder um die Ehre streiten, den Erfinder dieser neuen Kraft, welche die Welt umgestaltet, geboren zu haben. Die Stadt Blois, in welcher Papin am 22. August 1647 geboren wurde, will ihm ein prachtvolles Denkmal errichten. —

Die Kosten des Denkmals, welches England Walter Scott errichten will und die auf 13,000 Pf. St. (90,000 Thlr.) veranschlagt wurden, sind noch immer nicht vollständig zusammen-

gebracht. Es fehlen noch wenigstens 10,000 Thlr., um den gothischen Thurm und die Marmorsäule vollenden zu können. —

Wir haben vor einiger Zeit erwähnt, zu welchem hohen Preise bisweilen ein ausgezeichneter Electoralbock verkauft wird; jetzt melden englische Blätter, daß in England auch anderes veredeltes Vieh mit bedeutenden Summen bezahlt wird. Ein berühmter Viehzüchter in Durham erhielt vor wenigen Tagen für ein — Kalb nicht weniger als zweihundert und funfzig Thaler. —

Die Engländer werden mit einem Male musikalisch; nachdem man lange geglaubt, sie wären nur gut, durch ihre Suisnee fremde Künstler zu bereichern, treten plötzlich unter ihnen mehrere Virtuosen und Sänginnen auf (wir erwähnen nur die Damen Kemble, Novello, Shaw, Thillon, den Harfenvirtuosen Parity Alvars, den Pianisten Bennet); in Paris ist sogar ein englisches kleines Mädchen von acht Jahren erschienen, das sich auf dem Piano hören ließ und die schwersten Stücke mit außerordentlicher Virtuosität spielte. —

In England wird jetzt die größte Dampfregatte gebaut, welche alles übertreffen soll, was man in dieser Art gesehen hat. Die Maschinen haben eine Kraft von 650 Pferden; in dem Maschinenraume können 12,000 Centner Kohlen aufgespeichert werden. Außerdem giebt es Raum für 1000 M. Soldaten, außer den 450 Matrosen, und für Lebensmittel und Kriegsmaterial auf vier Monate für diese ganze Mannschaft. —

In Dublin beschäftigen sich 30,000 Personen mit Schuhschmiedearbeit. —

Die Königin von England besitzt allein in dem Marstalle zu Brighton hundert Pferde, die meist von hohem Werthe sind. —

Die erste Vorstellung der deutschen Operngesellschaft in Paris, „der Freischütz,“ ist so ziemlich verunglückt, da nur Madame Walker und die Chöre sich Beifall verdienen konnten. —

Das „Frankfurter Conversation-Blatt“, der „Correspondent von und für Deutschland“, zwei bekannte Wiener und andere Blätter, welche ihr Feuilleton durch Entlehnung füllen, dabei auch die „Allgemeine Modenzeitung“ regelmäßig ausplündern, aber immer vergessen, die Quelle anzugeben, aus der sie schöpfen, werden hierdurch wiederholt daran erinnert, ihre Pflicht zu thun, d. h. unsere Zeitung zu nennen, wenn sie Artikel aus ihr abdrucken. Eine jener Zeitschriften entblödet sich sogar nicht, wöchentlich regelmäßig den größern Theil unserer Modenberichte nachzudrucken; sie hat dies seit wenigstens einem Jahre gethan und noch niemals ist es ihr eingefallen, beiläufig zu bemerken, daß ihr „Moden-Bazar“ der Allgemeinen Modenzeitung — entlehnt sei.

Leipzig, den 30. April 1842.

Die Redaction der „Allgemeinen Modenzeitung“.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 20.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Plüts, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Estève.

Novelle von Mad. Ch. Reybaud.

(Fortsetzung.)

So vergingen vierzehn Tage und das einförmige Leben begann selbst auf den Character der Madame Godefroi einzuwirken und deren geistige Lebendigkeit in ruhigere Schwingungen zu bringen. Die Zeit ihrer Abreise rückte indeß heran; sie hatte nur noch eine Woche bei ihrer Schwester zu bleiben, obwohl sie noch nichts gethan, noch nichts versucht hatte, um dem Knaben seine Freiheit, seine Rechte, den ihm gebührenden Platz in dem Vaterhause zurückzugeben. Nur mit dem Abbé Girou sprach sie bisweilen davon, der ihr wenig Hoffnung machte und selbst über den Gedanken eines solchen Versuches zu erschrecken schien.

An einem Nachmittage befanden sich die beiden Schwestern in dem Zimmer der Marquise, die noch schwächer war als gewöhnlich. Die Luft war drückend heiß; die Frau von Blanquefort hatte sich in die Kapselle begeben wollen, in welcher der Pater Thomasius eine Todtenmesse gelesen, und sie betete lange. Ihre Schwester hatte nicht versucht, sie davon abzuhalten; sie wunderte sich nicht mehr über diesen Trauergottesdienst, denn Babette hatte am vorigen Tage zu ihr gesagt: „morgen ist St. Lazarus, der Jahrestag jenes schrecklichen Ereignisses. Die Frau Marquise wird den ganzen Tag im Gebete verbringen, damit Gott die Seele des armen Entrevaux rette, der ohne Beichte starb.“

Einen Augenblick hatte die Frau von Blanquefort ihre Andachtsübungen ausgesetzt; sie saß neben ihrer Schwester mit geneigtem Haupte, mit halbgeschlossenen Augen, die Hände gefalten auf die Knie gestützt. Man sah es ihr an, daß ein tiefer Schmerz an ihr nagte, den sie vergebens zu bewältigen suchte. Madame Godefroi betrachtete sie traurig und wagte die scheinbare Ruhe nicht zu stören; sie hatte keine Worte, dieses betrübte Herz zu beruhigen; ihre Phantasie vermochte nichts bei dieser armen Frau, die litt und glaubte, ohne zu grübeln. Endlich ergriff sie liebevoll die hagere brennende Hand der Marquise und sprach sanft zu ihr:

„Woran denkst Du, Cécilie? Die Stunde der Erholung ist gekommen; Estève wartet vielleicht schon draußen auf die Erlaubniß einzutreten.“

Eben als sie diese Worte sprach, hörte man in der Ferne einen Wagen rollen; die beiden Frauen horchten einen Augenblick und sahen einander schweigend und erschrocken an; dann sprach die Marquise mit fast erloschener Stimme:

„Es ist Blanquefort. Ach, ich habe es wohl geglaubt, daß er kommen würde. Ich ahne irgend ein Unglück. Mein Gott, erbarme Dich meiner!“

— „Was kannst Du aber fürchten, liebe Schwester?“ entgegnete Madame Godefroi; „warum zitterst Du vor Deinem Manne? Weil er ungerecht und ungestüm war, weil er Dich verkannte und mit Füßen trat? Es ist Zeit, endlich gegen das gehässige und ungerechte Benehmen dieses Mannes zu protestiren. Sechs-



zehn Jahre lang hast Du geschwiegen, hast Du ohne Klage so viele Schmerzen und Kränkungen getragen und die Knie gebeugt vor der Hand, die Dich schlug; heute wirst Du Dich aufrichten, Schwester, und wenn Dir die Kraft gebriert, werde ich Dir beistehen."

"In des Himmels Namen, sprich nicht also, Uebelheid," entgegnete die Marquise mit Thränen in den Augen; "Du weißt nicht, .. Du kennst den Herrn von Blanquefort nicht. Nein, nein, keine Ausföhnung, keinen Widerstand, kein Wort des Vorwurfs!"

— "So werde ich, allein und bloß in meinem Namen sprechen."

"Nein, nein, sage ich Dir," unterbrach sie die Marquise; "schweige, liebe Schwester, was auch geschehen möge; es gilt mein, es gilt meines Sohnes Leben. Versprich mir, schwöre mir, an Dich zu halten und zu schweigen."

Madame Godefroi versprach, erstaunt und erschrocken über diese Angst und Verzweiflung, zu schweigen. Die Marquise dagegen sank vor ihrem Betstuhle auf die Knie und wartete. Einen Augenblick nachher fuhr der Wagen des Marquis in den Hof ein. "Ist er allein?" fragte die unglückliche Mutter Madame Godefroi, die hinunter sah.

— "Er ist allein," antwortete diese und kehrte zu ihrer Schwester zurück. "Fasse Dich, Cécilie, und sei wenigstens ruhig."

"Ich bin es, Gott erzeigt mir diese Gnade," sprach die Marquise gefast, als habe das kurze Gebet ihr einen gewissen Muth gegeben.

Der Marquis erschien vor seiner Frau und Schwägerin mit derselben kalten Ruhe und derselben ernsten Höflichkeit, die er bei seiner ersten Anwesenheit gezeigt hatte. Er entschuldigte den Grafen Armand, der einem Diner beiwohnen müsse und ihn deshalb nicht habe begleiten können, und dann sprach er eine halbe Stunde von den gleichgiltigsten Dingen. Die beiden Frauen nahmen nur geringen Antheil an diesem Gespräche; sie suchten ruhig zu erscheinen, aber man konnte leicht errathen, daß die Marquise gegen eine geheime Angst ankämpfte und der Madame Godefroi benahm die Besorgniß viel von ihrer gewöhnlichen Unbefangenheit. Mitten in dieser Unterhaltung wendete sich der Marquis an seine Frau und sagte ohne alle Einleitung: "mein Besuch heute hat einen andern Zweck als das Vergnügen, meiner Schwägerin meine Achtung zu bezeigen; ich komme, um zu fragen, ob Du darauf be-

stehst, das Gelübde wegen Deines zweiten Sohnes zu erfüllen."

"Ja," antwortete die Marquise ohne Zögern, aber mit kaum vernehmlicher Stimme.

— "In diesem Falle habe ich beschlossen, Eteve nächstens sein Noviziat antreten zu lassen; es ist Zeit, die Vorbereitungen zu seiner Reise zu beginnen; er wird sich mit der Frau Schwägerin entfernen."

Madame Godefroi sah ihren Schwager mit einer Geberde des Zweifels und des Erstaunens an; sie war versucht, seine Worte für einen Spott zu nehmen. Die Marquise aber hatte die Absicht ihres Mannes besser errathen und sprach zitternd:

"Das Kind soll mit meiner Schwester abreisen; wohin soll sie es bringen?"

— "Hast Du es nicht schon errathen?" antwortete der Marquis von Blanquefort kalt; "in das Haus eines meiner nahen Verwandten, des ehrwürdigen Vaters Anselm, der Prior der Abtei von Chaalis ist."

"So weit von mir, ach Gott! so weit, daß ich ihn niemals wiedersehen werde?" flüsterte die Marquise in Verzweiflung. "Ach, ich hatte gehofft, Du würdest ihn nicht so von mir nehmen, er würde mich bisweilen wiedersehen können. Das Opfer, das Du verlangst, geht über meine Kräfte."

Der Marquis sah sie unverwandt an und entgegnete mit derselben Ruhe: "es hängt nur von Dir ab, das Opfer nicht zu bringen. Du hast ja über das Schicksal dieses Kindes entschieden, Du selbst hast es Gott geweiht; Du kannst es zurücknehmen; der Papst wird Dich von Deinem Gelübde entbinden."

"Liebe Schwester," fiel Madame Godefroi ein, die nicht länger an sich halten konnte, "liebe Schwester, dazu fordern Dich die Vernunft, das Recht und das Muttergefühl auf. Welche Bedenklichkeit, welche Angst kann Dich zurückhalten?"

— "Ja, Frau, sprich es aus," setzte der Marquis hinzu, ohne von seiner Frau die Augen abzuwenden, aus denen ein grausamer Hohn, eine mit Mühe gezügelte Wuth sprachen; "erkläre, wenn Du es vermagst, die Bedenklichkeiten Deines Gewissens und die Gedanken, welche dasselbe peinigen."

Die Marquise schwieg und verhüllte das Gesicht mit dem Taschentuche, als wollte sie die Thränen zurückhalten. Der Herr von Blanquefort fuhr langsam fort:

"Du schweigst? ich will nicht weiter in Dich dringen, denn ich maße mir das Recht nicht an, Dich



wie ein Beichtvater zu fragen. Du bist über den Zustand Deiner Seele nur Gott und dem Vater Thomasius Rechenschaft schuldig. Jetzt hast Du mir Deinen Entschluß zu erkennen gegeben und wiederholt, daß Du bei dem Gelübde verharrest, welches Dir Deine Frömmigkeit und die Sorge für Dein Seelenheil dictirte. Mir kommt nun die Ausführung des Gelübdes zu. Das Haus, in welchem Estève Profess thun soll, ist eine der reichsten Abteien des Landes. Auch die Bande der Verwandtschaft bestimmten mich zu dieser Wahl. Die Großmutter des Priors von Chaalis war eine Blaquefort. Der Vater Anselm ist ein Priester wie es jetzt leider nur noch wenige giebt, voll seltenem Glaubenseifer und seltener Sittenstrenge. Du siehst, daß ich in Deine gottseligen Absichten eingegangen bin."

Die Marquise entgegnete nichts. Auch Madame Godefroi schwieg, da ihr Versprechen sie band. Endlich sagte der Marquis zu ihr in dem natürlichsten Tone: „es bleibt mir nur noch übrig, Sie um Entschuldigung zu bitten wegen der Belästigung, die Ihnen der Knabe verursachen wird."

„Keineswegs," antwortete sie kalt; „als ich hierher kam, hoffte ich von Ihnen und seiner Mutter die Erlaubniß zu erhalten, ihn auf einige Monate mit mir nach Paris zu nehmen."

— „Sie können ihn auch einige Tage bei sich behalten und, wenn Sie es für passend finden, durch eine vertraute Person nach Chaalis bringen lassen."

„Nein, nein, so soll er uns nicht verlassen," unterbrach ihn Madame Godefroi; „kann Estève wirklich seiner Bestimmung nicht entgehen, so werden wir ihn Alle, mein Mann, meine Kinder und ich, bis an die Pforte der Abtei begleiten, damit er erkenne, daß doch eine Familie ihn bedauert."

Bei dieser Antwort richtete sich der Marquis mit einer heftigen Geberde gegen seine Frau und sagte: „wahrhaftig, wenn man Deine Schwester hört, könnte man glauben, ich legte Deinem Willen irgend einen Zwang auf und sei ein unnatürlicher Vater, der Tyrann, die Geißel meiner Familie."

„Wer sollte dies zu denken, wer sollte sich zu beklagen wagen? Ich gewiß nicht."

Madame Godefroi wendete die Augen ab und setzte sich bei Seite nieder, als sie hörte, daß ihre Schwester ihre Unterwürfigkeit auf diese Weise betheuerte. Der Marquis seiner Seite ging einige Male im Zimmer auf und ab, als wollte er seine Aufregung sich beruhigen lassen, und trat dann wieder zu seiner Frau.

„Da so Alles geordnet und beschlossen ist," sagte er, „so werde ich mich wieder entfernen und noch heute Abend in der Gesellschaft anzeigen, jenes Gott geweihte Kind siehe auf dem Punkte das Gelübde zu erfüllen, das Du in seinem Namen gethan hast. Man kennt Deine große Frömmigkeit und Niemand wird sich darüber verwundern."

Darauf trat er zu Madame Godefroi, um auch von ihr Abschied zu nehmen. Diese sagte zu ihm: „binnen vier Tagen werde ich zurückreisen; vielleicht können Sie nicht noch einmal hierher kommen, um mein Lebewohl zu hören, ich werde deshalb morgen, wenn Sie es erlauben, Ihnen einen Besuch in Aix machen und meinen Neffen, den Grafen Armand, zum letzten Male umarmen."

„Ich werde bereit sein, Sie morgen zu empfangen," entgegnete er.

Dann schritt er hinaus und die beiden Frauen hörten schweigend den Wagen aus dem Hofe hinausrollen. Da trat Madame Godefroi wieder zu ihrer Schwester und sagte: „Du wagtest nicht, Dein Kind und Dich selbst zu vertheidigen; ich mußte schweigen, da mich mein Versprechen band; aber ich schwöre Dir, der Herr von Blaquefort soll seinen Plan nicht so leicht ausführen; morgen werde ich mit ihm reden."

— „Was willst Du thun?" rief die Frau von Blaquefort auffahrend.

„Ich will Deinem Manne sagen, was ich schon heute gesagt haben würde, wenn Du mir nicht den Mund geschlossen hättest. Ich fürchte den Mann nicht."

— „Mein Gott, so soll ich denn verloren sein!" jammerte die Marquise außer sich.

„Abelheid, gib diesen Vorsatz auf, ich beschwöre Dich. Willst Du mir nicht glauben, wenn ich Dir sage, daß es sich um mein Leben und die Ehre unserer Familie handelt?"

— „Eben im Namen dieser Ehre werde ich sprechen," entgegnete Madame Godefroi; „ich werde Deinen Mann durch die Furcht vor öffentlichem Tadel und durch den Stolz, der sein Gott ist, zu fassen wissen. Deine Besorgnisse verblenden Dich; es ist nicht so gefährlich als Du glaubst, ihm die Wahrheit zu sagen. Er giebt sich den Anschein, als gäbe er Deinen Absichten nach bei der Aufopferung seines zweiten Sohnes und befriediget so ungestraft den Haß, den er gegen sein eigenes Blut hegt. Und er soll nicht zittern, wenn ich ihm drohe, alle seine Schändlichkeiten zu veröffent-



lichen und Alles zu sagen, was Du seit sechszehn Jahren gelitten hast? Ich werde ihn aufsuchen und ihm die Maske vom Gesichte reißen. Muth, Schwester! Was kannst Du fürchten? Du hast ja für Dich die Wahrheit, das Recht und das Gesetz."

"Nein, nein, Schwester," entgegnete die Marquise in entsetzlicher Unruhe; "nein, der Schein trügt."

Dann sank sie plötzlich auf ihre Knie und setzte hinzu: "Blanquefort ist streng, bis zur Grausamkeit unbeugsam, aber — gerecht gewesen. Er handelt nur gerecht, wenn er das Kind, das — nicht das seinige ist, aus seinem Hause treibt."

Diese Erklärung, dieses Geständniß eines Vergehens, das sie nicht im Entferntesten geahnet hatte, traf Madame Godefroi wie ein Blitzstrahl, wie ein Donnerschlag. Mit einem Blicke erkannte sie die ganze Wahrheit und den ganzen Umfang des Unglücks der Marquise. Sie beugte sich erst über die Frau, die zu ihren Füßen schluchzete und todtenbleich war, dann richtete sie dieselbe auf, drückte sie an ihren Busen und sagte nach einiger Zeit — "aber Dein Mann hat sich gerächt. Der, welchen Du liebtest, lebt nicht mehr."

"Blanquefort hat sich mit eigener Hand Recht verschafft," antwortete die Marquise mit einer Ruhe, die noch grauenvoller war als der ungestüme Schmerz, die sie empfunden und geäußert hatte; "ja, er war gleichzeitig Richter und Henker und, als Alles vorüber war, schleppte er den blutigen Leichnam dessen, den er ermordet hatte, vor meine Augen. Heute ist der Jahrestag der schrecklichen That."

— "Ach, Du Unselige!" flüsterte Madame Godefroi.

"Du siehst nun, Schwester, wie mein Vergehen gestraft worden," fuhr die Marquise fort, "wie schrecklich ich und ich nicht allein gestraft wurde. Ich brachte den Rest meines Lebens in Buße Gott dar und der Herr des Himmels hat es nicht verschmähet. Als jenes arme Kind zur Welt kam, übergab ich es Gott, um es zu retten, brachte es ihm dar, damit er es bewahre, denn ich selbst vermochte es nicht zu schützen und zu vertheidigen. Herr Gott, was wäre aus uns geworden, wenn Du Dich meiner Noth nicht erbarmt und meine Reue nicht gnädig aufgenommen hättest!"

— "Ach," entgegnete Madame Godefroi, "warum erinnertest Du Dich nicht, daß in der Welt noch eine Schwester lebte, zu der Du Dich flüchten konntest? Warum kamst Du mit Deinem Kinde nicht zu mir?"

"Ich dachte wohl daran, liebe Schwester," antwor-

tete sie, "aber Blanquefort würde mich auch bei Dir nicht haben in Frieden leben lassen. Seine Rache würde nicht befriediget gewesen sein, wenn ich mit dem unglücklichen Kinde Beschützer, eine Familie gefunden hätte. Er haßt es als das lebende Zeugniß meiner Schande und seiner Entehrung und er würde sich, zweifelte nicht daran, zum zweiten Male gerächt haben; Esteve wäre sicherlich von seiner Hand gestorben, hätte ich dieses Kind der Welt nicht entzogen, indem ich es Gott weihete."

— "Dieses Gelübde befriedigte ihn," fiel Madame Godefroi traurig ein. "Esteve entsagt, wenn er Profess thut, allen Ansprüchen auf den Nachlaß dessen, der in den Augen der Welt und des Gesetzes sein Vater ist; er legt sogar seinen Namen ab; Esteve von Blanquefort wird nur noch der Bruder Esteve sein. Aber warum verlangt der Marquis, daß das Schicksal des Knaben schon jetzt erfüllt werde? Warum läßt er ihn nicht noch einige Jahre hier bei Dir leben, wie er so lange gelebt hat? Vielleicht ließe sich dieser Aufschub erlangen, wenn ich meine Bitten mit den Deinigen vereinigte."

"Nein, nein, Schwester," antwortete die Marquise; "ich durchschaue seine Absichten; er fürchtet zu sterben bevor die Erfüllung eines Gelübdes geschehen ist, von dem nur der heilige Vater mich entbinden kann; Esteve soll unauslöslich gebunden sein, bevor mein ältester Sohn das Haupt der Familie wird."

— "Da muß man sich freilich fügen," entgegnete Madame Godefroi. "Ich habe Dir, liebe Schwester, keinen Rath mehr zu geben, aber Du wirst bei mir immer Trost und Hilfe finden. Was kann, was soll ich in Deiner schrecklichen Lage für Dich thun?"

"Nichts, nichts mehr, meine liebe Adelsheid," antwortete die Marquise, indem sie reuevoll das Haupt sinken ließ; "ich wage Dich nicht einmal um Deine Freundschaft zu bitten; Du bist immer eine verständige Frau, eine treue Gattin gewesen und mußt vom Grunde des Herzens eine Unglückliche verachten, welche ihre Pflicht verlegte."

— "Liebste Cäcilie, nichts in der Welt kann Dir meine Liebe entziehen," entgegnete Madame Godefroi. "Bärst Du tausend Mal schuldiger, würdest Du von Allen verachtet und verstoßen, Deine Schwester würde Dir doch bleiben und Dich immer lieben."

Sie sanken einander weinend in die Arme wie sonst, als sie traurig von einander Abschied nahmen. Damals aber lag in ihren Herzen die Hoffnung; jetzt



dagegen am Ende ihrer Zukunft weinten sie über ein Unglück, das nie wieder gut zu machen war.

„Schwester,“ sprach endlich die Marquise, die mit Gewalt ihren Schmerz und ihre Rührung niederkämpfte, „laß uns ruhig sein; es ist mir für das, was ich noch zu thun habe, nur wenig Zeit übrig. Zuerst habe ich eine Bitte an Dich zu richten, ein Versprechen von Dir zu verlangen. Du wirst mein Kind mit Dir nehmen; bedenke, daß die Berührung mit der Welt ihm verderblich werden kann; vergiß nie, daß sein Heil und Verderben von seinem Glauben abhängen. Das Versprechen, das ich von Dir verlange, kommt Dir vielleicht seltsam vor, verletzt Dich vielleicht sogar; aber verzeihe der Angst und Besorgniß einer Mutter. Du theilst unsern Glauben nicht, Schwester; Du denkst und zweifelst da, wo wir glauben und anbeten; ein Wort aus Deinem Munde könnte auch in der Seele Estève's den Zweifel wecken; ein einziger Blick in die Welt außerhalb des Klosters, in welchem er sein Leben verbringen soll, könnte ihm zu einer verderblichen Erinnerung werden. Versprich mir also, ihn davor zu bewahren; versprich mir, ihn durch das große Babel, in welchem Du wohnst, nur hindurch zu führen; versprich mir, ihm auch niemals die Hoffnung zu geben, Dich wieder zu sehen, wann Du an der Pforte der Abtei von ihm Abschied nimmst.“

— „Ich verspreche es, liebe Schwester,“ antwortete Madame Godefroi.

„Nun laß mich allein, Adelheid,“ setzte die Marquise hinzu; „ich fühle das Bedürfniß zu beten. Nach einer Stunde wirst Du mich in der Gesellschaft meines Sohnes und des Abbés finden.“

Sie schloß sich in ihr Zimmer ein. Im Hause wußte man von dem gefaßten Beschlusse noch nichts. Der Abbé war in den Garten hinuntergegangen, um sein Brevier zu lesen; Estève, der seine Mutter in dem Saale nicht gefunden hatte, ging traurig umher und dachte vielleicht über den neuen Besuch des Marquis nach, den er diesmal gar nicht hatte sehen dürfen.

Nach einer Stunde trat Madame Godefroi still in das Zimmer der Marquise; Estève folgte ihr mit dem Abbé Girou. Die Frau von Blanquefort saß vor ihrem Betstuhle; eine entseßliche Blässe bedeckte ihre leichenartigen Züge; doch schien sie ruhig zu sein und ihre Stimme klang selbst hell und fest. Sie forderte Estève auf, näher zu ihr zu kommen, und er kniete neben ihr nieder. Da kündigte sie ihm ohne sichtbare Schwäche

und Aufregung an, daß er mit seiner Tante abreisen, daß er sehr bald bei den Benedictinern von Chaalis sein Noviziat antreten würde.

Bei dieser Nachricht ließ der Knabe das Haupt sinken und weinte bitterlich. Es folgte eine lange Pause. Madame Godefroi verhüllte sich das Gesicht mit dem Taschentuche; der Abbé Girou trocknete große Thränen tropfen ab, die ihm über das ehrwürdige Angesicht rannen; nur die Marquise schien ruhig zu sein und ihr Blick, der auf dem Crucifixe auf ihrem Betstuhle ruhte, hatte einen unbeschreiblichen Ausdruck von heiterer Ergebung.

„Mein Sohn,“ sprach sie sanft, indem sie alle Zeichen einer Rührung unterdrückte, welche den Schmerz Estève's vermehrt haben würde, „mein Sohn, warum weinst Du so? Warum lehnt sich Dein Herz auf gegen den Gedanken, mich zu verlassen? Du gehst ja, um Dein Leben Gott zu weihen, dem ich Dich noch vor Deiner Geburt gelobt habe; Du begiebst Dich zu Deinen Brüdern in Christo und trittst ein in eine Familie, die durch die Bande des Friedens und der Liebe vereinigt ist. Vielleicht habe ich einst das Glück, Dich in dem heiligen Hause wieder zu sehen, in welches Du eintreten sollst; wird mir aber dieser Trost versagt, soll ich fern von Dir sterben, so bete Du den Willen des Höchsten an und bedenke, daß es für die, welche in dem Gedanken des Heils gelebt haben, keine ewige Trennung giebt; bedenke, daß ich nur voraus gegangen bin, um Dich im Himmel, zu den Füßen Gottes zu erwarten.“

Sie schwieg, denn ihre Kräfte waren erschöpft, wenn auch nicht ihre Hingebung, ihre Ergebenheit. Mit einem Winke bat sie den Abbé, Estève hinwegzuführen, denn sie meinte, er würde sich fern von ihr früher beruhigen und, sobald die erste Erschütterung vorüber sei, durch die Ermahnung des bejahrten Priesters sich trösten lassen. Und wirklich, Estève dachte noch denselben Abend, ob er gleich tief betrübt darüber war, daß er seine Mutter verlassen sollte, ohne Widerwillen und ohne Schrecken an das neue Leben, das ihn erwartete, denn er war ja bereits an die Vorstellung gewöhnt, das Mönchsgewand anzulegen.

Die Marquise war allein mit ihrer Schwester geblieben. Unbeweglich saß sie an einer und derselben Stelle, zu schwach, um zu sprechen oder etwas zu lesen, und schien still zu beten. Von Zeit zu Zeit nahm Madame Godefroi ein Buch, das auf dem Betpulte lag, und las laut einige Stellen aus der „Nachfolge



Jesus". Babette weinte still in einer Ecke des Zimmers. Madame Godefroi kniete, ehe sie sich zurückzog, an dem Bette ihrer Schwester nieder, die sich zur Ruhe begeben hatte, und sprach zu ihr:

„Gern gäbe ich Jahre von meinem Leben hin, könnte ich Dich von Deiner Seelenangst befreien; leider aber vermag ich es nicht. Nur die Verzögerung dieser grausamen Trennung hängt von mir ab. Ich wollte nach vier Tagen abreisen, will aber nun länger, viel länger bleiben, so lange, bis man mich von Paris abholt.“

„Nein, meine liebe Schwester,“ entgegnete die Marquise mit leiser Stimme, indem sie die Hand der alten Dame an ihre bleichen Lippen drückte; „nein, dieser Zustand darf und kann nicht länger währen; in der Erwartung und der Voraussicht einer so schmerzlichen Trennung vermag Niemand lange zu leben. Meine Kräfte würden mich verlassen.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Noch eine Anekdote von Peter dem Großen.)  
Eines Tages und zwar kurz nach seiner Vermählung mit Katharina, schickte Peter der Große seinen Günstling Willebois nach Strelamög, wo sich die Kaiserin befand, mit einer Depesche, von deren Inhalt nur sie allein Kenntniß erhalten sollte. Willebois war ein eifriger Verehrer des Bacchus und, da es gerade sehr kalt war, so trank er unterwegs sehr viel. Die Kaiserin lag auf einem Sopha, als er ankam. Der schnelle Uebergang von der Kälte in die Wärme machte Willebois schnell berauscht; er vergaß den Zweck seiner Sendung, den Ort, wo er sich befand, den Rang der Dame, welcher er gegenüber stand, und wagte, dieselbe zu küssen. Erstaunt über diese unerhörte Frechheit, rief die Kaiserin sogleich um Hilfe. Willebois wurde ergriffen und in ein Gefängniß gebracht, in welchem er ruhig einschlief, als habe er sich weder etwas vorzuwerfen, noch etwas zu fürchten.

Der Kaiser erfuhr bald, was geschehen war, eilte herbei, um seine Gemahlin zu trösten und entschuldigte die unglaubliche Unvorsichtigkeit seines Günstlings mit dessen Trunkenheit. Die Kaiserin verlangte eine schnelle und schreckliche Bestrafung. Peter, der seine Straflaune eben nicht hatte, überließ der Kaiserin die Bestimmung der Züchtigung, und sie entschied für hundert Knutenhiebe. Der Kaiser gab seine Einwilligung. Er ließ Willebois holen und fragte ihn, wie er sich seines Auftrags entlediget habe. Willebois, der noch immer halb betrunken war, antwortete, er habe den Befehl, welchen er erhalten, ausgeführt, wisse aber nicht, wo, wann und wie; er erinnere sich nur des einen, daß er im Traume eine so schöne Göttin gesehen, daß er dem Zauber nicht zu widerstehen vermocht habe, auf seine Knie

gesunken sei, um sie anzubeten, und das Glück gehabt habe, ihr einen Kuß zu rauben, für den er gern sein Leben hingeben wolle.

Der Kaiser lächelte; das strenge Gesicht der Kaiserin erhielt plötzlich einen sanftern Ausdruck und sie betrachtete den Schuldigen mit einem gewissen Mitleiden, das den Kaiser in einige Verlegenheit zu setzen begann, weshalb er in seinem rauhesten Tone sprach:

„Das Urtheil, das Sie gesprochen haben, muß vollzogen werden. — Es thut mir leid, mein lieber Willebois, aber an dem russischen Hofe werden Träume von der Art des Ihrigen mit hundert Knutenhieben bestraft.“

— „Wie, Sire!“

„Die Kaiserin hat es so beschlossen und Du mußt Dich fügen. Entblöße also Deine Schultern, denn von der Hand der Kaiserin sollst Du die Züchtigung erhalten.“

Willebois war ganz betäubt von dem, was er hörte und schickte sich schweigend an, dem Befehle seines Gebieters zu gehorchen. Man ließ das Gefolge der Kaiserin, so wie alle Damen derselben eintreten. Katharine, welche das von ihr gefällte Urtheil selbst vollziehen sollte, ergriff die Knute, schwang sie hundert Male hinter einander, aber ohne ein einziges Mal Willebois damit zu berühren, und übergab das Instrument der Züchtigung darauf einem Mubschil mit den Worten, der Capitain dürfe bloß dem Scheine nach bestraft werden, da er nur im Traume gesündigt habe. Der Kaiser genehmigte lächelnd diesen letzten Ausspruch und die Kaiserin verheiratete später Willebois mit der jungen Tochter eines Bojaren.

(Eine Löwin.) Ich hatte mich eines Tages, erzählt ein englischer Officier, auf einem schnellfüßigen arabischen Pferde, begleitet von einem Duzend Dienern zu Fuße und bewaffnet mit einem sicher treffenden Gewehre, in Indien auf die Jagd begeben, als Einer meiner Leute die Fährte eines Löwen auf der sandigen Ebene bemerkte, über die wir hingingen. Ich stieg sogleich ab, um die Fährte genauer zu untersuchen, plötzlich aber hörte ich einen Angstschrei, so daß ich aufsehen mußte. Unmittelbar vor mir erblickte ich eine prächtige Löwin, welche plötzlich aus dem etwa zweihundert Ellen entfernten Dickichte herausgesprungen war. Es durfte keine Zeit verloren werden und ich eilte deshalb sogleich zu meinem Pferde; der Diener aber, der es zu halten hatte, war entflohen und so vergingen mehrere Minuten, bevor ich im Sattel saß. Alle meine Diener entflohen so schnell, als ihre Füße sie trugen. Ich war also allein. Die Löwin gedachte aller Wahrscheinlichkeit nach mich anzugreifen. Ich legte deshalb mein Gewehr auf sie an und feuerte in demselben Augenblicke, als sie auf mich springen wollte. Eine Zeitlang wußte ich nicht, ob ich sie getroffen oder gefehlt hatte. Sie hielt indessen inne, warf den Kopf empor und brüllte gräßlich. Sie war also offenbar verwundet, leider nicht lebensgefährlich. Ich warf mein Gewehr weg und entfloh in meiner Angst. In der nächsten Secunde erkannte ich freilich den Irrthum, den ich begangen hatte. Ich hörte das wüthende Thier



nahe bei mir; mein Schicksal konnte nicht mehr zweifelhaft sein. Ich sprang von dem Pferde herunter und die Löwin setzte über mich hinweg. Ich hörte einen Schuß und ein schrecklicher Schrei des Thieres sagte mir, daß es wiederum getroffen sei, aber ich wagte nicht aufzublicken. Nach etwa einer halben Minute konnte ich der Versuchung nicht länger widerstehen. Ich sah mich, vielleicht zum letzten Male im Leben, um und die Löwin leckte ihre Pfote, die offenbar verwundet war, während auch von dem Kopfe Blut floss. Kaum aber hatte sie meine Bewegung bemerkt, als sie aussprang und im nächsten Augenblicke fühlte ich ihre Zähne im Nacken, während eine ihrer Klauen mir das Fleisch von der Schulter riß; gleich darauf hob sie mich empor und trug mich fort, was ihr indes offenbar schwer wurde. Ich schrie, schlug um mich und wünschte mir den Tod. Meine Diener, die allmählig wieder heran kamen, schienen nicht zu wagen, auf das Thier zu schießen, aus Furcht, mich zu treffen. Nachdem mich die Löwin vielleicht hundert Schritte weit getragen hatte, ließ sie mich fallen und fing an das Blut abzulecken, das aus meinen Wunden floss. Ich fühlte ihren warmen Athem, während die rauhe Zunge die Wunde zerriß. Ein Biß an die Kehle und Alles mußte vorüber sein. Ich versuchte sogar mich umzudrehen, um ihr dieselbe darzubieten, damit meine Schmerzen ein Ende fänden. Mit einem Male richtete sie sich auf, packte mich am Arme und versuchte, mich weiter zu schleppen. Zwei Mal riß das Fleisch an meinem Arme, an dem sie mich faßte und zwei Mal biß sie stärker zu, bis sie mich wirklich bis an das Dickicht brachte. Hier ruhete sie aus. Es fielen einige Schüsse, aber keine Kugel traf sie. Endlich trat sie einige Schritte zurück, nahm ihre Kräfte zu einem gewaltigen Sprunge zusammen und stürzte so mit offenem Rachen auf mich. Ich fühlte ihre Zähne, aber sie schlossen sich nicht; sie lag lastend auf mir, ohne sich zu rühren. Im nächsten Augenblicke vernahm ich eine menschliche Stimme. Ich wurde von der Last befreit und aufgehoben; die Löwin lag todt zu meinen Füßen. In dem Versuche, mich vollends umzubringen, war sie verschieden. Ich wurde ohnmächtig. Man brachte mich fort und zwei Jahre lang litt ich an den Wunden, die ich an jenem schrecklichen Tage erhielt.

(Spielerglück.) Der Fürst G., einer der reichsten Männer in seinem Vaterlande, saß einst beim Spiele und verlor; seine Güter, seine Renten, seine Häuser, seine Meubles, seine Juwelen, Alles ging dahin; es blieb ihm nur sein Wagen übrig, der vor der Thüre des Hauses auf ihn wartete. Er setzte ihn und bald war er verloren.

„Meine Pferde!“ rief er.

Eine Minute darauf waren die Pferde ebenfalls verspielt.

„Das Geschirr, das reich mit Silber besetzt und ganz neu ist, habe ich nicht mitgegeben; jetzt gilt es!“

Es wurde um das Geschirr gespielt, und in diesem Augenblicke schlug plötzlich das Glück gänzlich um und wurde für den Fürsten so günstig, wie es ihm vorher ungünstig gewesen war. In wenigen Secunden hatte er nicht nur die Pferde, den Wa-

gen, und die Juwelen wieder gewonnen, sondern auch alles Uebrige, Renten und Güter. Der Fürst war aber auch nicht un dankbar gegen das Werkzeug seines Glückes, jenes Pferdegeschirr. In dem schönsten Zimmer seines schönsten Palastes hängt es noch heute unter Glas als kostbare Reliquie, als Zeugniß des seltsamsten Wechsels im Spiele.

(Ein Diamant.) In dem englischen Club in Moskau erschien vor einiger Zeit ein Italiener, an dessen Finger ein Ring mit einem Diamanten vom schönsten Wasser und von seltener Größe funkelte. Ein vornehmer Russe bemerkte ihn und bat um die Erlaubniß, ihn genauer betrachten zu dürfen. „Auch Sie lassen sich täuschen?“ sprach der Italiener; „was Sie für einen Diamanten halten, ist nur eine wenn auch sehr gelungene Nachahmung.“

— „Eine solche Nachahmung habe ich nie gesehen und ich möchte den Stein wohl meinem Juwelier zeigen, um ihm zu beweisen, wie weit man es in der Kunst gebracht hat.“

Der Italiener vertraute dem Russen den Ring ohne Umstände an. Dieser ging sofort zu dem Juwelier und fragte denselben, wie viel ein solcher Stein wohl werth sei. Der Kaufmann entgegnete, nie einen so schönen Diamant gesehen zu haben. Der vornehme Russe versicherte ihn zwar, es sei nur ein nachgemachter, aber der Juwelier blieb dabei, daß der Stein ächt und wohl 100,000 Rubel werth sei; 50,000 würde er selbst sogleich dafür zahlen. Der Russe kehrte in den Club zurück, wo der Italiener ruhig spielte, den er fragte, ob er den Ring nicht verkaufe. Der Italiener versicherte, kein Geld zu brauchen, und wiederholte, daß der Ring auch nichts werth sei, daß er ihn nur als Andenken trage, der Russe aber bot, um wo möglich einen großen Gewinn dabei zu machen, zehntausend, dann zwanzig und endlich dreißigtausend Rubel. Der Italiener blieb unerbittlich. Der Russe bot endlich funfzigtausend Rubel und nun sagte der Italiener: „da Sie denn durchaus darauf bestehen, so sei es, aber die Herren hier alle sind Zeugen, daß man mich gewissermaßen nöthiget, einen unächten Stein für funfzigtausend Rubel zu verkaufen.“

„Geben Sie nur her,“ fiel der Russe ein, der so schnell als möglich in den Besitz des kostbaren Ringes zu kommen wünschte.

Der Italiener zog denselben vom Finger und übergab ihn dem Russen, der sogleich eine Anweisung von funfzigtausend R. auf seinen Banquier ausstellte, welcher nach einer Stunde das Geld bezahlte.

Am nächsten Morgen begab sich der glückliche Käufer wieder zu dem Juwelier und zeigte ihm an, daß er ihm jenen kostbaren Diamanten verkaufen wolle.

„Dieser da,“ entgegnete der Italiener, „ist unächt, wenn gleich sehr schön. Es ist merkwürdig, wie sehr er dem Solitaire gleicht, den Sie mir gestern zeigten. Ein Anderer als Sie würde damit leicht betrogen worden sein. Der bestürzte Russe erzählte, wie die Sache gekommen; er war durch einen schlaunen Betrüger hintergangen worden. Während des Handels hatte



der Italiener gewandt den ächten Diamant entfernt und an dessen Stelle einen ganz ähnlichen falschen gebracht. Man suchte ihn in der ganzen Stadt, erfuhr aber bald, daß er einige Stunden, nachdem er die funfzigtausend Rubel erhalten, mit der Post abgereiset sei.

### Generalcorrespondenz.

Bei der holländischen Schauspielergesellschaft in Batavia befinden sich noch immer keine weiblichen Individuen, die deshalb, wie auf den Bühnen der Alten, durch Männer ersetzt werden müssen. Es erregte aus diesem Grunde unter den Bewohnern von Batavia eine große Freude, als eine französische Schauspielergesellschaft ankam, zu welcher auch Damen gehören, die auf der Bühne auftreten, was dort noch nie oder doch sehr selten vorgekommen sein soll. —

Großbritannien besitzt, außer seinem Eisenbahnenetz, 180 Canäle, die eine Ausdehnung von 2682 (engl.) Meilen haben und deren Herstellung einen Selbstaufwand von zweihundert Millionen Thalern erforderte. —

Die besten und ausgezeichnetsten arabischen Pferde sind bekanntlich diejenigen, welche Nedsch heißen. Diese Pferde füttert man mit Kameelmilch, Fleischbrühe, Mehl, Datteln und selbst mit Fleisch. Nur vierzig Tage lang im Jahre giebt man ihnen Gras. Die Eingeborenen behaupten, ein längerer Genuß von Grünfütter würde die Knochen dieser Pferde erweichen. Da die Araber Kameele und Schafe in großer Anzahl besitzen, so füttern sie ihre Pferde mit dem Fleische sehr junger Kameele und Schafe; sie kochen dieses Fleisch und legen es sodann auf eine Tafel, um die herum die Pferde stehen. In die Kameelmilch, die man ihnen giebt, mischt man Datteln. Sind die Pferde durch anhaltende Anstrengung sehr ermattet, so erhalten sie durch den Genuß solcher thierischen Nahrung in wenigen Tagen ihre ganze frühere Kraft wieder. Sie zeichnen sich durch eine seltene Schönheit und Gelehrigkeit aus; ihre von aller Vermischung frei erhaltene Race wird von den Arabern bis zu den Zeiten des Propheten zurückgeführt. Sie sind jung bis zum fünf und zwanzigsten Jahre und leben im Durchschnitt fünf und dreißig bis vierzig Jahre, oft aber noch viel länger. Sie können zwei, ja selbst drei Tage laufen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, sobald sie nur vor dem Ausbruche reichlich Kameelmilch erhalten haben. — Das ist, nach einem französischen Pferdebekenner, den seine Regierung zum Ankaufe vorzüglicher Pferde nach Aegypten sandte, das ächte arabische Pferd, das allein verdient, diesen Namen zu führen. —

Die Statuetten verdrängen jetzt in Paris die Portraits fast ganz und die Portraitmaler empfinden bereits diese neue Richtung der Mod. Die Liebenden geben einander gegenseitig Statuetten und die Damen in der großen Welt, die „viel geliebt haben und viel lieben,“ sind daran vorzüglich Schuld; sie kön-

nen nicht sehr viele Portraits verschenken, weil dies eine zu große Ausgabe sein würde, während es mit den Statuetten wie mit den Haaren ist; man hat dergleichen noch zu verschenken, wenn man auch selbst keine mehr besitzt; die Coiffeurs und die Gipsgruben gnügen für alle Bedürfnisse. Die Dichter richten ihre Verse nicht mehr an ein Portrait; sie schreiben Meditationen vor eine Statuette. Da zumal in einer Statuette Jedermann häßlich aussieht, so bemühen sich die von Natur häßlichen Personen vorzugsweise, die kleinen Figuren immer beliebter zu machen, weil sie dadurch eine Art allgemeiner Gleichheit bewirken. Ein anderer Vorzug ist ferner der, daß bei den Statuetten die Runzeln im Gesichte nicht anzudeuten sind, weshalb sie bei den Damen so großen Beifall finden, welche eben nicht mehr jung sind. —

Man begreift oft nicht, wie es möglich sein konnte, ein großes Vermögen schnell durchzubringen. Die Sache ist aber sehr einfach und eine Probe davon dürfte die nachstehende sein. Vor einigen Tagen befand sich ein bekannter Componist bei einer Sängerin in Paris, die eine ungeheure Sage bezieht, aber doch immer in Selbstverlegenheit ist. Während des Gesprächs wurde ihr gemeldet, daß das Frühstück aufgetragen sei, und sie äußerte gegen den Componisten, sie könne ihn unmöglich auffordern, ihr Frühstück zu theilen, da es zu einfach sei, nämlich nur aus Brod, Wasser und Früchten bestehe. Der Componist begleitete indes die Sängerin in den Speisesaal und überzeugte sich, daß das Frühstück allerdings sehr frugal war; es bestand nur aus einer großen Salatschüssel voll — Erdbeeren, von denen das Stück mit einem Fr. (6 Gr.) bezahlt worden war. —

In Paris starb in diesen Tagen der älteste dortige Literat, Bouilly, der Dichter des „Wasserträgers,“ des „Abbé de l'Épée,“ der „Fanchon“ etc., der Verfasser der so viel geleseenen „Contes à ma fille,“ in seinem 79. Jahre. —

Der bekannte reiche Engländer Hope hat sich, wie wir früher schon erwähnten, in Paris ein kostbares Haus bauen lassen, das er vor Kurzem durch einen glänzenden Ball einweihete. Kein Privatmann in ganz Europa besitzt einen solchen Palast; alles darin ist wahrhaft königlich. Ueberall sieht man Bronzen, Girandolen, Candelabres, Lustres, prachtvolle Meubles, Porzellan, Glas, Vergoldung, Gemälde, Meisterwerke aller Art. Bewundert wird, außer dem Salon, den man für den schönsten in Europa hält, besonders auch der Speisesaal, der 23 Metres lang, 15 Metres breit und 12 Metres hoch und bis an den Fries mit dem seltensten und kostbarsten Marmor und dem schönsten Porphyrt belegt ist. —

Man hat die Bemerkung gemacht, daß das blaue oder violette Glas die Entwicklung der Vegetation ungemein begünstiget, das rothe und gelbe sie aufhält und das weiße gar keinen Einfluß hat. Man fängt deshalb an, zu den Fenstern in Gewächshäusern blaues Glas zu verwenden und will davon die merkwürdigsten Folgen gesehen haben. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 21.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Perücken (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Estève.

Novelle von Mad. Ch. Reybaud.

(Fortsetzung.)

Der ganze nächste Tag verging ruhig. Die Frau von Blanquefort behielt ihren Sohn bei sich und sprach lange mit ihm über seinen Beruf, über seine Pflichten und seine Zukunft. Madame Godefroi und der Abbé Girou hörten ihr zu, zu Thränen gerührt und höchst verwundert, denn es war in ihr eine seltsame und wunderbare Veränderung vorgegangen. Die Frau, welche bis dahin die Religion in Andachtsübungen, in grausamer Strenge gegen sich selbst, in den ängstlichen Beobachtungen aller Vorschriften gesucht hatte, erhob sich mit einem Male zu den höchsten Höhen der christlichen Philosophie. Sie fand zur Ermuthigung ihres Sohnes Gedanken und Worte, wie sie Gott der frommen Mutter des heil. Augustin eingab. Estève, der an ihrem Bette kniete, hörte diese Reden mit eifriger und schmerzlicher Aufmerksamkeit an, und es prägte sich seinem Herzen weniger der tiefe Sinn, als der Ton der Marquise ein.

Die Festigkeit und die Selbstverläugnung der Frau von Blanquefort verläugneten sich in den traurigen Tagen vor der Abreise Estève's nicht. Selbst der Abbé Girou besaß weniger Kraft; sein Herz brach fast bei dem Gedanken, dieses Kind zu verlassen, den Gegenstand so trauriger Sorgfalt und er konnte seinen tiefen Schmerz nicht verbergen.

Endlich kam der letzte Augenblick. Bei dem ersten Scheine eines schönen Septembertages rollte der Wagen der Madame Godefroi in den Hof. Bereits war alles Gepäck aufgeladen; der Postillon saß im Sattel und klatschte mit der Peitsche; die Pferde wieherten ungeduldig. Madame Godefroi erschien auf der Vortreppe; der Abbé folgte mit Estève.

„Herr Abbé,“ sprach sie, indem sie ihm die Hand drückte, „ich empfehle Ihnen meine Schwester.“

Die Marquise kam zuletzt. Sie warf nur einen Blick auf den Wagen, schloß ihren Sohn in ihre Arme und sagte zu ihm: „Estève, gedenke alle Tage in Deinem Leben Deiner armen Mutter und bete für sie zu Gott.“

Mit diesen Worten übergab sie ihm rasch ihrer Schwester und kehrte dann sogleich in das Haus zurück. Eine Minute nachher schluchzte Estève, die Stirn auf die Achsel seiner Tante gestützt und der Wagen rollte auf der Straße nach Paris dahin.

## 3.

Zehn Stunden von Paris in der fruchtbaren Ebene des ehemaligen Herzogthums Valois und in der Gegend von Ermenonville steht inmitten eines Waldes ein großes Gebäude, das sich aus dem letzten Jahrhundert her schreibt. Umher liegen ungeheuerer Ruinen, zerbrochene Marmorstücke und verstümmelte grünliche Sculpturen; einige Säulen stehen noch aufrecht unter diesen Trümmern, deren Gesamtmasse ein schlankes



Zhürmchen überragt. Dieses Gebäude ist der Abteipalast und jene Ruinen sind Alles, was von dem alten Kloster Chaalis übrig blieb.

Die von dem Könige Ludwig dem Dicken gestiftete Abtei Chaalis gehörte Mönchen von dem Orden der Cisterzienser. Die Bürgerkriege, die fremden Einfälle, alle blutigen Reactionen, deren Schauplatz das Herzogthum Valois drei Jahrhunderte hindurch war, hatten jenes Haus, das Meisterwerke der Architectur aller Zeiten an sich trug, in seinem ganzen Glanze gelassen. Einige Jahre vor der Revolution war es noch eines der schönsten geistlichen Gebäude in der Umgegend von Paris. Die Benedictiner von Chaalis übten nicht dieselben strengen Regeln wie die reformirten Mönche von dem Orden der Cisterzienser. Ihr Leben sollte, frei von geduldigen Arbeiten und unaufhörlichen Kasteiungen, dem Geiste der Regel nach, bloß in der Beobachtung der drei Gelübde vergehen.

Der Abbé Girou hatte sich in seiner Voraussicht nicht getäuscht; sein Bögling fühlte an der Schwelle der Abtei Chaalis keineswegs jenes Schwanken, das wohl die frommsten Herzen ergreift, wenn sie die Welt verlassen sollen, aus der sie einige Erinnerungen mit sich nehmen. Estève hatte von dieser Welt, der er entsagen sollte, nichts gesehen; für ihn gab es außer dem Kloster nichts als ein einsames Haus, in welchem eine fromme Frau und ein alter Priester lebten, die Gegenstände seiner Verehrung und seiner Liebe. Madame Godefroi hatte gewissenhaft ihr Versprechen erfüllt und ohne sich aufzuhalten, ohne erst ihre Familie zu umarmen, Estève in die Abtei Chaalis gebracht. „Jedes Jahr,“ sagte sie beim Abschiede zu ihm, „werde ich hier erscheinen, um Dich zu sehen und vielleicht habe ich eines Tages das Glück, Dir auch Deine Mutter und den guten Abbé Girou zuzuführen.“ Estève blickte mit Thränen in den Augen dem Wagen der Madame Godefroi nach; dann wendete er sich an den Laienbruder, der ihn in das Kloster hineinführen sollte und sagte zu ihm: „Ich bin bereit, Euch zu folgen.“

Der Laienbruder führte ihn über einen großen von Linden beschatteten Hof, an dessen Ende man den Eingang in das eigentliche Klostergebäude erblickte. Es herrschte eine tiefe Stille in diesem heitern einsamen Raume. Der Himmel wölbte sich blau über ihm; eine milde Septemersonne glühte auf dem durch Herbstregen erfrischten Grase; es lag in der Luft etwas Beruhigendes, das ganz zu diesem Aufenthalte paßte. Bei dem Eintritte in den großen Kreuzgang blieb Estève

vor Staunen und Bewunderung stehen; das Gewölbe wurde durch Spitzbogen getragen, deren Rippen unter einer Masse natürlicher Guirlanden fast verschwanden.

„Welch schöner Garten!“ rief Estève aus; „ein wahres irdisches Paradies!“

— „Unsere Väter haben ihn so angelegt,“ sprach der Laienbruder; „nach dem Gottesdienste gehen sie hier umher; leider wird der Winter alle diese schönen Blumen bald verdorren und die ehrwürdigen Väter haben dann nur die Drangerie. Doch komm, Bruder.“

Estève folgte seinem Führer in einer Aufregung, die fortwährend stieg, in der aber keine Furcht lag. Auf der Treppe, auf den Galerien, über die er gehen mußte, um zu dem Prior zu gelangen, begegnete er einigen Mönchen, vor denen er sich zitternd verneigte und die seinen Gruß freundlich erwiderten. Der Laienbruder blieb endlich vor einer Thüre stehen und klopfte leicht an derselben an. Estève trat mit gesenktem Blicke und klopfendem Herzen ein und blieb dann an der Thüre stehen, die hinter ihm zugemacht wurde. Obwohl er die Augen nicht aufzuschlagen wagte, so bemerkte er doch am andern Ende der Zelle einen Mönch, der lesend auf einem Lehnstuhle saß und die Füße bequem auf ein Kissen stützte. Die weißen Gardinen des Fensters waren herunter gelassen, ein sanftes Licht fiel auf die unbewegliche Gestalt und erfüllte die Zelle, in welcher man einen schwachen Weihrauchsdunst empfand. Außerordentliche Reinlichkeit und zierliche Ordnung herrschten in der Aufstellung des Mobiliars, das alt und einfach war.

„Willkommen, mein Sohn,“ sprach der Prior, indem er sich zur Hälfte erhob, um Estève seinen Segen zu geben. Estève beugte die Knie und ließ das Haupt in tiefer Rührung sinken. Der Segen des Priors war ihm gewissermaßen eine erste Weihe und er berührte mit den Lippen die Hand, welche der Pater Anselm nach ihm ausstreckte. Der Mönch betrachtete unverwandt und gewissermaßen überrascht den Knaben, der zu seinen Füßen Thränen der Rührung vergoß; dann sprach er ernst, als wollte er die Gefühlsäußerungen unterdrücken, denen Estève sich hingab:

„Setze Dich, mein Sohn; nachdem ich meine Lectüre geendet, werde ich mit Dir reden.“

Estève setzte sich bei Seite in der Brüstung eines Fensters nieder, das in den großen Garten sah. Der Prior las langsam weiter, als sei er völlig allein. In dem Klostergarten waren eben die Brüder versammelt; Alle waren von reifem Alter; einige schienen selbst die



äußerste Grenze des menschlichen Lebens erreicht zu haben. Keiner sprach mit dem andern; die Meisten gingen mit übereinandergeschlagenen Armen und gesenktem Haupte einher, als beteten sie schon leise die Gebete, die sie bald im Chore singen sollten. Andere saßen bei Seite und lasen; noch Andere beschäftigten sich mit Gartenarbeiten und pflanzten die Blumen. Kaum sahen sie sich untereinander an.

Endlich riß die Stimme des Paters Anselm Estève aus diesen Betrachtungen.

„Mein Sohn,“ sprach er, „ich kannte längst schon die Absicht Deiner Aeltern, Dich in unser Haus zu senden, aber ich erwartete Dich nicht sobald. Danken wir Gott, der Dich gerade zu uns geführt hat. Der, welcher durch die Welt sich nach dem Kloster begiebt, ist der Gefahr ausgesetzt, sich vor Erreichung des Zieles zu verirren. Nur in Deinem Alter tritt man ohne Schmerz in unsern heiligen Stand ein. Ohne Zweifel gedenkst Du bald das Ordensgewand anzulegen?“

— „Ich bin bereit, in allen Stücken mich Euerm Rathe und Willen zu unterwerfen,“ antwortete Estève schüchtern.

„Nach zwei Tagen,“ fuhr der Pater Anselm fort, nachdem er dem Jünglinge eindringlich alle Verpflichtungen nochmals vorgestellt hatte, die er durch den Eintritt in den Orden übernahm, „wirfst Du das Noviziat antreten.“

Darauf bewegte er ein silbernes Glöckchen, das auf dem Tische stand. Als bald öffnete der Laienbruder, der draußen wartete, ehrerbietig die Thüre. Offenbar hatte er schon Befehle erhalten, denn, ohne weitere Erklärung abzuwarten, beugte er vor dem Prior seine Knie und nahm Estève mit sich.

Die Wohnung der Novizen befand sich in dem Theile der Abtei, welchen man das kleine Kloster nannte. Es war ein altes Gebäude, vielleicht das älteste jener Masse, in welcher die Gänge, Treppen und langen Corridors ein Labyrinth bildeten, in dem Estève sich ohne seinen Führer verirrt haben würde. Anfangs schwieg er als fürchtete er die Echo der schallenden Gewölbe zu wecken. Von Zeit zu Zeit blieb der Laienbruder stehen, um ihn mit mönchischer Eitelkeit auf die Pracht des Hauses aufmerksam zu machen. Sie begrüßten im Vorübergehen viele Heiligenbilder und machten zahlreiche Kniebeugungen, bevor sie an der Zelle des Novizenmeisters ankamen. Endlich blieb der Laienbruder in einem langen Corridor stehen, auf den sich von jeder Seite kleine Thüren öffneten.

„Das ist der Schlaftaal der Novizen,“ sagte er mit einem Seufzer. „Ach, Bruder, Du wirst darin viele leere Zellen finden; wir leben in einer Zeit der Gottlosigkeit; es giebt keine Religion mehr. Als ich in dieses Haus eintrat, es werden beim nächsten Feste des heiligen Apostels Petrus dreißig Jahre, war jede Zelle dieses Schlaftaales besetzt; heut zu Tage fehlt es nicht an Raum.“

Es befanden sich wirklich nur wenige Novizen in der Abtei Chaalis. Ihr Lehrer und Meister, der Pater Bruno, war ein lebendiger heiterer Greis, dessen gute Laune sprichwörtlich geworden war in dem Hause. Er küßte Estève, nachdem er ihm seinen Segen gegeben hatte und sagte lächelnd zu ihm:

„Du bist ganz gerührt, mein lieber Sohn; das wundert mich nicht; es ist immer so. Obgleich man überzeugt ist, Ueberfluß an geistigen und irdischen Gütern in diesem Hause zu finden, so tritt man doch nicht ohne Furcht ein; aber diese Aengstlichkeit schwindet bald und Du wirst Dich bald an das Leben gewöhnen, das man hier führt. Was hat Dir unser Prior befohlen?“

— „Euern Befehlen zu gehorchen,“ antwortete Estève, den diese Aufnahme ermutigte.

„Ich werde seinen Absichten zu entsprechen suchen. Zuerst, mein lieber Sohn, nimm Besitz von Deiner Zelle.“

Mit diesen Worten führte der Pater Bruno selbst Estève in eine Zelle, die der seinigen und jener des Priors völlig gleich war. Die Regel machte keinen Unterschied und erlaubte den Novizen denselben Luxus, wie den großen Würdenträgern des Ordens. Estève betrachtete mit ungeheuchelter Freude dieses lachende Stübchen, in welchem er leben sollte und es fiel ihm nicht ein, daß es ein Kerker sei. Er ging langsam rund herum und als seine Blicke auf das Bett fielen, bemerkte er etwas, bei dessen Anblicke er zusammenbebte, das Gewand und das Scapulier der Benedictiner, die Kleidung, welche er bald anlegen sollte.

Der Pater Bruno nahm das Gewand und zeigte es ihm: „es ist ganz neu, mein lieber Sohn,“ sagte er lächelnd; „beruhige Dich, ich werde Dir nie befehlen, das zu tragen, was ein Anderer ablegte; unser Anzug ist immer rein und neu.“

Der Pater Bruno, an den sich Estève bald vertraulich anschloß, war eine lebendige Sammlung aller Mönchsgeschichten und Anekdoten, die sich ohne Aergerniß erzählen ließen. Er wiederholte sie oft zur Unterhaltung, nicht zur Erbauung derer, die ihn an-



hörten. Das Wenige von der Wissenschaft der Theologie, das er seine Schüler lehrte, war gleichsam eine Zugabe; die meiste Zeit verging in der Ausübung der religiösen Vorschriften, die nichts Peinliches hatten und in der Muße, welche die Ordensregel erlaubte. Die Wohnung der Novizen war demnach ein Aufenthalt des Friedens und der Zufriedenheit und die jungen Brüder, welche man da traf, hatten ein blühendes und heiteres Aussehen.

Während der Pater Bruno sich mit Esteve in der Zelle befand, ließ sich eine Glocke hören. Auf diesen Ruf entstand eine gewisse Bewegung in den gewölbten Gängen der Abtei. „Wir gehen in den Chor hinab, mein Sohn,“ sagte der Pater, indem er die Thür öffnete.

Die Novizen versammelten sich in dem Corridor; es waren kaum zwölf. Sobald Esteve erschien, wurde er von diesem geschwägigen und neugierigen Schwarme umringt. Alle drückten ihm die Hand und sagten: „willkommen unter uns, lieber Bruder!“ die Meisten standen höchstens in seinem Alter; Alle sprachen zu gleicher Zeit wie Schüler, welche eben die Schule verlassen; sobald aber der Pater Bruno auf sein Brevier klopfte, trat Stille ein.

„Meine lieben Brüder,“ sprach der Lehrer, „zur Feier der Ankunft dieses neuen Bruders gebe ich Euch den übrigen Tag frei. Zuerst aber laßt uns in der Kirche Gott danken.“

In der Kirche sank Esteve wie geblendet nieder. Er hatte keine Vorstellung von der Pracht, welche die Abteikirche von Chaalis enthielt, vergaß der Messe zu folgen, blickte verwundert um sich und sprach bei sich: „das ist ein wahres Haus Gottes!“

Gegen Abend wurde zum Abendessen geläutet. Alle Mönche, von dem Prior bis zu dem letzten Novizen, nahmen ihr Mahl gemeinschaftlich ein in einem prächtigen Refectarium, wo sonst an der Tafel Kirchenfürsten und Könige von Frankreich gegessen hatten. Der Fußboden, die Wände, die Meubles waren von Eichenholz; an der kühn gewölbten Decke hingen Lampen von Silber. Gedeckt war mitten in dem Saale und auf dem schneeweißen Tischtuche glänzte massives Silbergeschirr. Die Patres setzten sich zuerst nieder, nach ihnen die Novizen; an der Tafel wie im Chore hatte Esteve den letzten Platz. Der Prior sprach das Benedicite laut und befahl sodann aufzutragen. Als bald vertheilten die Laienbrüder die Gerichte; viele Arme hätten sich sättigen können von den Ueberresten dieses Mahles,

das doch nur ein mageres Abendessen war. Als man an der Tafel Platz nahm, hatte sich ein Mönch auf eine Art Kanzel dem Prior gegenüber niedergesetzt und ein Buch aufgeschlagen; aber ein Wink des Paters Anselm hatte ihn von dem Vorlesen dispensirt. Jeden Tag umging man so, ohne sie zu verletzen, die Vorschrift der Regel, die überdies nicht durchaus nöthig war. Die Mönche konnten auf diese Weise essen, ohne sich zerstreuen zu lassen und die Novizen durften nach ihrer Bequemlichkeit unter einander flüstern.

Während so Alle das gemeinschaftliche Mahl hielten, brachte ein Laienbruder in das Refectarium einen kleinen lahmen und niedrigen Tisch, auf dem er Brod, etwas Gemüse und einen Krug mit Wasser stellte. Dann trat ein alter Mönch herein, der sich betend niederwarf und knieend aß, was man ihm aufgetragen hatte.

„Welche Buße! Und wie kann der arme Pater sie verdient haben?“ fragte Esteve, der mitleidig den lahmen Kopf und das abgehagerte Gesicht des Greises betrachtete.

— „Wer weiß?“ antwortete gleichgiltig der Novize, an welchen die Frage gerichtet war; „man sagt, er sei von dem Geiste der Auflehnung besessen und habe mehrmals die Keckheit gehabt, sich den Vorschriften des Herrn Prior zu widersetzen. Wenn dies wahr ist, so ist es um seine Seele und sein Heil geschehen. Gott bewahre uns, daß wir nicht auch in eine so große Sünde fallen!“

Als das Dankgebet gesprochen war, trennte man sich und der Pater Bruno führte die Novizen wieder in ihren Schlaffaal. Nachdem er die Runde in den Zellen gemacht, trat er nochmals in die Esteve's.

„Nun, mein lieber Sohn,“ fragte er, „wie hast Du den Tag verbracht? Welchen Eindruck hat Alles, was Du gesehen, auf Dich gemacht?“

— „Ich fühle nichts als Verwunderung, Dank und Freude! Alle Stunden dieses Tages sind mir vergangen wie Minuten und doch ist es mir, als lägen schon Jahre zwischen der Zeit, in der ich Abschied von meiner guten Tante nahm.“

Als Esteve endlich allein war, sank er an seinem Bette nieder; Alles, was er den Tag über vergessen, lehrte ihm jetzt wieder in das Gedächtniß zurück. An der Schwelle seines neuen Lebens wendeten sich seine Gedanken lebhaft zu dem vergangenen zurück; er gedachte vorzugsweise der theuren Personen, die er vielleicht auf immer verlassen hatte, und die Thränen



strömten ihm aus den Augen. Allmählig besänftigten indes das freundliche Aussehen seiner Zelle und die tiefe Stille, die um ihm her herrschte, seine aufgeregte Phantasie. Der Instinct, welcher sich in ihm empört hatte, unterwarf sich von Neuem und das religiöse Gefühl erhielt die Oberhand. Er stand auf und überblickte seine neue Wohnung, in welcher Alles zur Sammlung, zum Frieden einzuladen schien. Die kupferne Lampe, die auf einem Tische in der Mitte der Zelle stand, erhellte diese so vollständig, daß man alle Einzelheiten des Meublements erkennen konnte. Das weiße weiche Bett war von Gardinen gleich denen am Fenster umgeben; zu Häupten stand ein Betpult, auf dem sich neben einer Sanduhr einige Bücher befanden. Ein großer mit Leder beschlagener Lehnstuhl und einige Stühle waren an den ihrer ganzen Höhe nach mit Eichenholz bekleideten Wänden hin aufgestellt. Der Kamin von geschnitztem Holze hatte weder Spiegel noch Vergoldung; ein junger Maler aber, der nach einer Kunstreise in Italien als Novize in der Abtei von Chaalis gestorben war, hatte einen schönern Schmuck daran zurückgelassen, eine Copie der Madonna della Sedia, der schönsten Madonna Rafaels. Das schwarze glänzende Holz der Meubles stach angenehm von der blendenden Weiße der Zeuge ab, welche in zierlichen Falten vor dem Fenster und dem Bette hingen; Die geweihten Zweige, die Rosenkränze, die Gemälde an den Wänden bildeten einen Schmuck, der mit den Holzschnitzereien übereinstimmte und die Anordnung dieser Bierden zeugte von Geschmack.

Estève war vor dem Betpulte niedergekniet, aber während seine Lippen die gewohnten Gebete murmelten, schwebte sein Geist in andern Regionen; unklare Bilder zogen vor seinen halbgeschlossenen Augen vorüber und als der Wind leise an den Fensterscheiben rüttelte, erbebt er, als störe eine geheimnißvolle Stimme die Stille seiner Zelle.

So vergingen mehrere Stunden. Die Lampe leuchtete minder hell; die schwachen Laute, die sich von Zeit zu Zeit draußen hatten hören lassen, schwiegen; selbst der Wind wehete nicht mehr und kein Hauch störte die Ruhe und Stille.

Inmitten dieser Stille schlug die Glocke Mitternacht und einen Augenblick nachher schallte Glockenton durch das ganze Kloster. Man läutete zur Mtte. Estève stand schnell auf, denn er meinte, es sei Zeit, hinab in die Kirche zu gehen. Nachdem er eine Viertelstunde gewartet, meinte er, die Novizen hätten sich

angekleidet und er öffnete leise die Thüre, um zu ihnen zu gehen; aber es befand sich Niemand auf dem Corridor, den eine Lampe erhellte. Estève horchte und wartete noch, aber die Zellen blieben geschlossen und kein Geräusch verkündete, daß die Novizen erscheinen würden.

Da glaubte Estève, sie wären schon in die Kirche hinabgegangen und er nahm sich vor, ihnen zu folgen. Die Besorgniß, Tadel zu verdienen, überwand den Schauer, den er bei dem Gedanken fühlte, mitten in der Nacht allein durch das Kloster zu gehen. Er richtete ein kurzes Gebet und ging.

Die Treppe des Schlaßsaales der Novizen führte zu einer der vier Thüren des kleinen Klosters; das Licht der Lampe, welche den Corridor erhellte, leuchtete Estève bis zu der untersten Stufe; hier aber war er von Finsterniß umgeben und als er die Thüre öffnete, wehete ihn ein kühler Abendwind an. Es herrschte tiefe Stille ringsum und ein matter Sternenschein beleuchtete die Steinplatten, welche der Sage nach Gräber bedeckten, in welchen seit fünf Jahrhunderten die ersten Mönche von Chaalis schliefen.

Der Himmel war ruhig; ein leichter Nebel schwebte in der Atmosphäre und der verschleierte Mond ließ nur wenige matte Strahlen auf diesen Raum herunter fallen, wo jeder Stein ein Grab war. Estève blieb lange stehen; endlich schritt er weiter und gelangte an den Eingang einer langen Galerie, deren Thüre in die Kirche ging. Estève wunderte sich, in derselben den Gesang der Mönche nicht zu hören. Er öffnete indes leise die Thüre und trat auf die Schwelle. Die Stühle waren leer; offenbar hatten weder die Novizen, noch die Mönche ihre Zellen verlassen und nur der Bruder Sacristan war aufgestanden, um die Metten zu läuten.

Nach einer kurzen Pause kehrte Estève um, fast verlegen über seinen übergroßen Eifer. Während er langsam nach der Wohnung der Novizen zurückkehrte, vernahm er plötzlich ein dumpfes Geräusch in der Ferne, gleich einer langgedehnten Klage, etwas wie das Kechzen einer menschlichen Stimme oder den Schrei eines Thieres. Estève blieb verwundert, vielleicht von Furcht ergriffen, stehen. In diesem Augenblicke trat eine lange hagere weißgekleidete Gestalt an der entgegengesetzten Seite in den Kreuzgang. Die Thüren blieben offen hinter ihr und das Geschrei wurde nun deutlicher. Estève rührte sich nicht; kaum wagte er zu athmen. Es war die erste Prüfung, die sein Muth zu bestehen hatte und er bestand sie. Unbekannte In-



fincte erwachten plötzlich in seinem so sanften, so demüthigen, fast schwachen Herzen. Das Blut eines edelen Geschlechtes kochte in ihm und er griff mit einer unwillkürlichen Bewegung nach seiner Brust, als suche er eine Waffe; alsbald aber kehrten die friedlicheren Gefühle zurück, er blieb ruhig stehen und beobachtete bloß das Gespenst, das langsam in dem Hofe auf und abging.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Hope's Palast in Paris.) Schon in der Vorhalle unten ahnt man das Großartige, das in diesem Hause überall herrscht. Die weiße Marmortreppe, die nur in der Mitte mit einem türkischen Teppiche belegt ist, macht einen sehr guten Eindruck. Rechts und links stehen große und schöne Candelaber, die ihr helles Licht verbreiten. Oben an dieser Treppe stößt man zuerst auf zwei Hallen mit ungeheuern Spiegeln vor und hinter den Ankommenden.

Der erste Saal, in Weiß und Gold, hat prachtvollte alte Tapeten und eine gemalte Decke.

Der zweite, carmoisinroth und Gold, ganz in dem reinsten Style Ludwigs XIV., blendet durch seinen Glanz. Die Tapeten sind denen in dem Gemach des „großen“ Königs in Versailles ganz gleich. Ueberall Einfassungen in Gold, Capitäl in Gold, Frieße in Gold, goldene Candelaber, goldene Girandolen und an dem von Gold funkelnenden Plafond der prachtvollste Kronleuchter aus Bergkrystall mit tausend Kerzen.

Der dritte Saal ist mit weißem Damast ausgeschlagen, der dem Silbertuche gleicht und mit verschiedenen bunten Blumen, mit goldenen Stielen und goldenen Blättern bedeckt ist. Im Hintergrunde dieses Saales befindet sich ein hoher breiter Kamin von grünem Marmor aus den Pyrenäen und an dem obern Theile desselben, der sich über den Mantel erhebt, welcher mit den kostbarsten Porzellan geschmückt ist, ist eine Madonna von Murillo in seltenem Marmor eingerahmt.

Aus diesem Saale führen drei gewölbte Thüren in den Tanzsaal, eine lange, breite, hohe und schöne Galerie, ganz in Weiß und Gold, mit gewölbter und gemalter Decke, von welcher fünf große Kronleuchter herunterhängen; Füllhörner oder Vasen von chinesischem oder japanischem Porzellan, die wenigstens 10 bis 12 Fuß hoch sind, bilden Candelaber. In jeder dieser Vase breitet sich ein Bouquet von goldenen Blumen aus und in den Kelchen dieser Blumen sind die Kerzen befestigt. Links, am Ende dieser Galerie, befindet sich ein kleiner blauer Saal mit gemaltem Plafond, von dem aus man in einem großen Spiegel die schöne Eingangstreppe sieht.

Keht man um, so findet man neben dem ersten Saale eine andere sehr große Galerie mit gemalter und gewölbter Decke; hier sind die Mauern mit rothem, grünem und weißem Marmor belegt; die Thürvorhänge und die Fenstergardinen sind von

alten Stoffen; die Wand- und Kronleuchter sind von Bronze und Gold. Dies ist der Speisesaal.

Gleich prächtig und mit allem Luxus der Bequemlichkeit ausgestattet sind die eigentlichen Wohnzimmer in diesem schönsten Hause von Paris.

(Ein Hofball in alter Zeit (unter Heinrich VIII.) in England.) Im Mittelalter sah das Volk von London bei allen großen Festlichkeiten an dem englischen Hofe zu, ja es scheint bei manchen Gelegenheiten die Stelle des Chores in dem griechischen Drama vertreten zu haben. Bei einem Feste war in dem großen Saale eine Art Laube von Goldstoff mit allerhand goldenen Verzierungen angebracht, die man, um mehr Platz zu gewinnen, nach der Seite zu rückte, wo das Volk neugierig herein schauete. Dieses konnte nicht lange die Pracht sehen, ohne die Fingerringe darnach auszustrecken und bald war die Laube alles ihres Schmuckes beraubt. Der König forderte die Damen auf, die goldenen Buchstaben und Devisen, die er an sich trug, sich zuzulangen; das hörte das zuschauende Volk und augenblicklich faßte es den König und nicht bloß diesen, sondern alle vornehmen Gäste desselben und riß ihnen alles Glänzende, das sie an sich trugen, mit bewundernswürdiger Schnelligkeit ab; die armen Damen verloren so ihre Juwelen und dem Könige zog man sogar das Wamms aus. Ein sehr eiteler Hofmann, der mit aller Macht seinen Puz vertheidigte, sah sich endlich von dem Pöbel aller seiner Kleidungsstücke beraubt. Der König lachte und führte die Königin zu dem Banquet in seinem Zimmer, wo der Hof in sehr verstümmeltem Anzuge an der Tafel Platz nahm.

(Einer zu viel.) Es erschien einst ein Abgeordneter von dem Nabob von . . in Murschedabad bei dem dortigen englischen Gesandten, um über die Abtretung eines großen Gebietsraumes an die ostindische Compagnie zu unterhandeln. Man mußte die Sache sehr geheim behandeln; ein einziges Wort konnte sie gefährden und den Nabob in ernstliche Unannehmlichkeiten mit seinen Nachbarn bringen. Der englische Gesandte empfing den Abgeordneten mit den ihm gebührenden Ehren in der großen Halle seines Palastes, die mit Marmor belegt war und einige europäische Spiegel hatte. Die Matten, welche gewöhnlich den Marmorfußboden bedeckten, wurden zusammengerollt und in eine Ecke des Zimmers gelegt. Die Conferenz begann. Man war bereits über verschiedene Punkte überein gekommen, als sich das Auge des Abgeordneten mit einem Male unverwandt auf einen der Spiegel richtete, als sähe er in demselben etwas, das seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehme. Er machte indes keine Bemerkung darüber, und sprach weiter. Die Zusammenkunft war fast vorüber, als er langsam aufstand und nach der Ecke des Zimmers hinging. Er sah, daß der englische Gesandte sich wunderte und bemerkte ruhig:

„Sie werden mich entschuldigen, hoher Herr, wenn ich mich irre, aber, wenn ich mich nicht irre, mit mir übereinstimmen, daß das, was ich thun will, die Gerechtigkeit und Klugheit gebieten. Die Hochgestellten können nicht vorsichtig genug sein.“



Der Gesandte wußte nicht, was er antworten sollte.

„Ich kann mich irren, aber ich glaube es nicht,“ setzte der Hindu hinzu. Dann zog er plötzlich seinen Dolch hervor und stieß ihn in eine der zusammengerollten Matten. Ein mattes Achzen erfolgte, als er den Stos rasch wiederholte. Dann drehte er sich um mit einem Blicke des Triumphes und der Zufriedenheit und sagte zu dem Gesandten: „ich wußte es, daß es so sei.“

„Sie haben Jemanden ermordet. Der Ton, den ich hörte, konnte von keinem Thiere herrühren. Es war eine menschliche Stimme.“

— „Allerdings,“ antwortete der Andere, ohne einen Muskel seines Gesichtes zu verzieren; „allerdings.“ Und er rollte kaltblütig die Matte auf, in deren Mitte ein Mensch im Blute schwamm.

„Was haben Sie gethan! Sie haben ihn ermordet.“

— „Dadurch, daß ich den Sklaven stumm machte, habe ich Tausenden das Leben gerettet. Er wird nun seinen Herrn nicht mehr verrathen,“ setzte er hinzu, indem er den Leichnam mit dem Fuße von sich stieß. „Sprechen wir von dem unbedeutenden Vorfalle nicht mehr und lassen Sie uns in ein anderes Zimmer treten.“

Der Gesandte willigte ein. Die Gebietsabtretung wurde genehmiget. Den Leichnam warf man in den Ganges, denn es würde unpolitisch gewesen sein, hätte man die Sache laut werden lassen.

(Der Banquier Lortonia.) Lortonia, in niedrigem Stande geboren, begann seine Laufbahn mit einem kleinen Bijouteriehandel zwischen Paris und Rom. Als er später eine Art Banquier geworden, brachte ihn ein unverhoffter Umstand in ziemlich genaue Berührung mit dem Cardinal Chiaramonti. Nach dem Tode Pius VI. sollte das Conclave zur Wahl des neuen Papstes in Venedig gehalten werden. Chiaramonti konnte sich nicht dahin begeben, weil es ihm an Gelde fehlte. Lortonia schloß ihm einige hundert Thaler vor, der Cardinal reiste nach Venedig und wurde dort zum Papste erwählt, als welcher er den Namen Pius VII. annahm. Aus Dankbarkeit ernannte er Lortonia zu seinem Hofbanquier, zum Marchese und endlich zum Herzoge. Jetzt ist Lortonia, in Folge jenes kleinen Vorstusses, einer der reichsten Capitalisten in Europa.

(Die Gräfin Witt.) Die Gräfin Witt zeichnete sich durch orientalische Schönheit und europäische Grazie aus; so oft sie an dem Hofe in Paris erschien, erregte sie allgemeinen Enthusiasmus. Vorzüglich schön waren ihre Augen und man sagte ihr dies so oft, daß sie es selbst unwillkürlich nachsprach. Eines Tages fragte sie Marie Antoinette „was fehlt Ihnen, Gräfin? Sie sehen unwohl aus.“

„Majestät,“ antwortete sie, „meine schönen Augen schmerzen mich.“

(Marmor-Miniaturbilder.) Dünne geschliffene weiße Marmorplättchen werden von mehreren französischen Künst-

lern statt des Elfenbeins zu Miniaturmalereien empfohlen. Man befestiget sie auf Papper, um sie vor dem Zerbrechen zu schützen. Sie sollen die Farbe sehr gut annehmen und sehr fest halten; daß sie durch die Bitterung, durch Feuer und Nässe keine Veränderung erleiden, ist bekannt. Elfenbein wird gelb und in heißen Climates springt es oder wirft es sich. Auch kann man es nur in ganz kleinen Stücken erhalten, während die feinsten Marmorplatten von jeder Größe zu haben sind. Platten von 12 Zoll Höhe und 10 Zoll Breite liefert man von der Dicke eines Dreisechszehntheiles eines Zolles; kleinere noch dünner. Zu größern Delgemälden hat man Marmor allerdings schon früher benutzt, nie aber bisher noch zu Miniaturgemälden.

### Generalcorrespondenz.

Aus einem neuen Werke über Rußland erfahren wir, daß man sich dort sehr selten schwarzer Särge bedient; meist sind sie braun; die Kinder erhalten rosenrothe, Jungfrauen himmelblaue und Frauen violette. Die ärmern Classen schmücken den Sarg mit Fichtenzweigen, während die Reichen den ganzen Weg von dem Hause, in welchem der Todesfall erfolgte, bis zu dem Begräbnißplage oder zur Kirche mit Fichtenzweigen bestreuen lassen. —

Der langwierigste Prozeß, von dem man in England gehört hat, wo doch dergleichen nicht eben selten sind, wurde zwischen den Erben des Sir Thomas Talbot und jenen des Lord Berkeley über einige Besizungen in Walton (Gloucester) geführt. Er begann zu Ende der Regierung Eduards VI. und schwebte bis zur Regierung Jacobs I., wo er durch einen Vergleich entschieden wurde, nachdem er über 120 Jahre gedauert hatte. In der Leipziger Zeitung stand vor einigen Tagen eine Aufforderung an die Gläubiger eines Herrn von Ende (wenn wir uns nicht irren) in Bezug auf einen Conkurs, der seit 1744 geschwebt hat. —

Bei der jetzigen Gemäldeausstellung in Paris rühren, wie schon bei einigen früheren Ausstellungen, mehrere der vorzüglichsten Kunstwerke von Deutschen her, namentlich von Winterhalter, Heinrich und Rudolph Lehmann, Bouterwel, Hermann Bohn und Meyer. —

Der verstorbene reiche Banquier Aguado in Paris hat der dortigen Kirche Notre Dame de Loretto das kostbare Marmormeisterwerk Canovas, die reuige Magdalene, vermacht, die er vor drei Jahren für eine sehr bedeutende Summe aus der Hinterlassenschaft des Marquis von Sommariva an sich brachte. —

Der berühmte Schnellläufer Mensen Ernst, der sich zuletzt in Moskau befand, will von dort aus eine Fußwanderung nach Jerusalem machen und den Weg in höchstens dreißig Tagen zurücklegen. Am 1. Mai sollte er aufbrechen. —

Ein berühmter englischer Gärtner in Worcester ist eine Wette eingegangen, bis zum 29. Septbr. von sieben Erbsen, die gegenwärtig in seinem Garten wachsen, sieben Scheffel Erbsen zu ernten. —



Bei den Assisen von Chester wurde vor einigen Tagen ein gewisser Santyn zum Tode verurtheilt, weil er seine drei Kinder vergiftet hatte, um von der Begräbnisgesellschaft, deren Mitglied er war, 20 Thlr. zu erhalten. —

Man hat die Bemerkung gemacht, daß der Boden von Paris sich für die Hyazinthenzucht durchaus nicht eignet, indem die dortigen Gärtner trotz aller Mühe keine schönen Blumen der Art erzeugen können. Die schönsten Hyazinthen werden in Holland, in England und in Berlin gezogen. —

Eine tragische Schauspielerin in New-York, Miß Clifton, die von einem jungen Stuger unbescheiden an einem öffentlichen Orte ganz in der Nähe durch einen Operngucker betrachtet wurde und die sich dadurch verletzt fühlte, besann sich nicht lange, nahm eine Reitpeitsche, die ihr zur Hand war und gab dem Herrchen damit einige kräftige Hiebe, die er sich gefallen lassen mußte, da die ganze Gesellschaft die Partie der Schauspielerin nahm und sie beklatschte. —

Zwei reiche Belgier wetteten kürzlich um 100 Napolon'd'or, wer binnen einer bestimmten Zeit die meisten Tauben schießen würde. Der Baron von W. sollte von seinem Tilbury aus und der Herr von H. von dem Pferde herabschießen, beide aber durften während des Schießens nicht still halten. Es hatte sich eine große Zuschauermenge eingefunden. Obgleich das Pferd des Baron von W. durch das Schießen scheu wurde, so traf er doch von zehn Tauben, die losgelassen wurden, fünf, sein Gegner aber nur drei, so daß er die Wette gewann. —

Nach einer neuen statistischen Angabe besitzt Frankreich 43,849,162 Schafe, im Werthe von 1,869,790,346 Fres. Nach derselben Quelle beläuft sich der jährliche Bodenertrag Frankreichs auf 6000 Mill. Fres. —

Die deutsche Operngesellschaft in Paris hat bis jetzt den Freischütz, Jessonda und Kreuzers Nachtlager zur Aufführung gebracht. Am wenigsten gefiel Spohrs gelehrte Musik zur Jessonda, am meisten Beifall fanden die einschmeichelnden Melodien in Kreuzers „Nachtlager“, in welchem sich der Barytonist Poel auszeichnete. Ein Chor mußte wiederholt werden. — Leider erfahren wir aber so eben, daß die Gesellschaft durch Finanzverlegenheiten gezwungen worden ist, ihre Vorstellungen einzustellen, vermuthlich, um sie nicht wieder aufzunehmen. Als die zweite Vorstellung des „Nachtlagers“ stattfinden sollte, hatte sich ein sehr zahlreiches Publikum eingefunden, das gespannt auf das Aufrollen des Vorhangs wartete. Dieser erhob sich endlich, aber es wurde angekündigt, daß die Vorstellung „wegen Unpäßlichkeit der Madame Schumann“ nicht stattfinden könnte. Am andern Tage erst erfuhr man, daß das Orchester sich geweigert hatte, der Oper noch länger ohne Bezahlung seinen Beifall zu leisten. —

In London begann die deutsche Sängergesellschaft ihre Vorstellung ebenfalls mit dem Freischütz und sie erwarb sich großen Beifall. —

Eine englische Zeitschrift macht auf das nachstehende seltsame Zusammentreffen des Buchstaben C in Bezug auf die Prinzessin Charlotte (die erste Gemahlin des jetzigen Königs der Belgier) aufmerksam: sie selbst hieß Charlotte, ihre Mutter Caroline; ihr Gemahl stammte aus dem Hause Coburg; sie wurde in Carlton House vermählt; ihr Landsitz war Claremont, der früher dem Lord Clive gehört hatte; sie starb im Kindbett (child-bed) und ihr Arzt hieß Croft. —

In der Schweiz macht folgender seltsamer Prozeß ein nicht geringes Aufsehen. Der Fürst C., der im vorigen Sommer die Schweiz besuchte, stieg an einem Orte in dem „Hirsch“ ab, suchte sich selbst die Zimmer aus und bestellte das Abendessen. Unterdeß machte er einen Spaziergang an dem Zürcher See und da ihm dabei die schöne Lage des „Adlers“ auffiel, trat er in dieses Gasthaus hinein und überzeugte sich, daß es ihm hier weit mehr behagen würde; er schickte deshalb ein Briefchen an einen seiner Leute in den „Hirsch“ und trug ihm auf, alles dort zu bezahlen und Equipagen, Gepäc etc. in das Gasthaus zum Adler zu bringen. Das Briefchen fiel dem Wirth vom Hirsche in die Hände, der das Ausziehen nicht zugeben wollte und später den Fürsten persönlich beleidigte. Der Fürst klagte, konnte aber keine Genugthuung erhalten. Endlich bezahlte er eine nicht unbedeutende Summe für die Zimmer und das Abendessen, das wohl bestellt, aber nicht genossen worden war, und hinterließ für die Dienerschaft ansehnliche Geschenke. Später auf dem Dampfboote Minerva schrieb der Fürst den Vorfall in das Schiffsbuch und er machte dabei wohl auch einige strenge Bemerkungen über das Benehmen des Wirthes. Dieser erfuhr es wieder und forderte den Capitain des Schiffes auf, diese Bemerkungen aus dem Buche radiren zu lassen. Der Capitain weigerte sich und der Wirth wendete sich an das Gericht. Dieses befahl das Herausradiren, verurtheilte den Capitain in die Kosten, sprach aber dem Wirth keine Entschädigung zu. Gegen diesen Ausspruch appellirte der Capitain; das Obergericht erklärte ihn für nicht verantwortlich, da der Schreiber jener Zeilen bekannt sei und verurtheilte den Wirth in alle Kosten, die dreimal mehr betragen, als er von dem Fürsten erhalten hatte. —

Seit kurzem ist in Paris eine schöne Art, Marmor zu versieren, modisch geworden. Man ägt nämlich durch Säuern verschiedene Zeichnungen auf einem passend vorbereiteten harzigen Grunde tief in den Marmor ein. Ist die Säure tief genug eingedrungen, so füllt man die Vertiefungen mit hartem gefärbtem Wachs aus, das so zubereitet ist, daß es Politur annimmt, wie der Marmor. So erhaltene Zeichnungen auf schwarzem Marmor und mit scharlachrothem Wachs ausgefüllt in etruskischem oder ägyptischem Style sollen sehr schön aussehen und sich vorzüglich zu Tischen, Wandbekleidungen, an Desen etc. eignen. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 22.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meublen, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Estève.

Novelle von Mad. Ch. Reybaud.

(Beschluß.)

Die seltsame Gestalt trug das Gewand der Benedictiner ohne das Scapulier; die über die Stirn heringezogene Kapuze verbarg das Haar und die Züge, aber die beiden langen hagern Hände ragten aus den Ärmeln hervor, deren Falten bis auf die völlig nackten Füße hinabgingen. Der Gang war leise und langsam; von Zeit zu Zeit bückte sich die Gestalt, um den Duft irgend einer Blume einzuathmen. Estève sah ein, daß es kein Gespenst, keine übernatürliche Erscheinung, sondern ein lebendiges Wesen, ohne Zweifel ein Mönch sei; er trat deshalb vorsichtig näher und sprach sanft: „Mein Bruder!“

Bei dem Klange dieser Stimme stieß das Gespenst einen Angstschrei aus und entfloh; das weiße Gewand machte es im Dunkel sichtbar und Estève konnte ihm nachblicken; es schritt schnell durch das Gebäude der Novizen und verschwand am Eingange der dritten Halle. Ein Gefühl der Neugierde, ein instinzmäßiger Muth zog Estève ihm fast nach, aber er bekämpfte alsbald diese Regung, kehrte eilig in seine Zelle zurück und warf sich auf sein Bett, wo er in ruhlosem Schlafe den übrigen Theil der Nacht verbrachte.

Es war Tag, als die Glocke der Kirche von Neuem ihre ernsten Töne erklingen ließ, und diesmal verkündigte ein verworrenes Schwagen, daß in dem

Novizenschlassaale Alle sich erhoben. Einen Augenblick nachher öffnete der Lehrer die Thüre Estève's.

„Gott sei mit Dir, mein Sohn,“ sprach der Mönch in freundlichem Tone. „Hast Du die Glocke gehört? Sie läutete das erste Mal zur Messe; nach einer halben Stunde wirst Du in den Chor hinunterkommen.“

— „Ich bin schon bereit, mein Vater,“ antwortete Estève, sich verbeugend; „aber ich möchte vor der Messe einen Augenblick mit Euch reden; hört mich gütig an. Was ich Euch sage, erklärt Ihr vielleicht für einen Traum, für Sinnesstäuschung.“

„Sprich, mein Sohn,“ antwortete der Pater Bruno lächelnd; „sprich.“

Estève erzählte, wie er um Mitternacht aufgestanden sei, um sich in die Kirche zu begeben, und was ihm da begegnet. Je weiter er sprach, um so ernster wurde der Lehrer der Novizen; sein gewöhnlich so offenes und heiteres Antlitz, drückte nur noch besorgte Aufmerksamkeit aus. Er ließ Estève vollenden, ohne ihn durch ein Zeichen der Verwunderung oder der Mißbilligung zu unterbrechen.

„Du hast wohl daran gethan, mein Sohn, daß Du mir beichtest, was Du gesehen hast,“ sprach er endlich. „Die Gestalt, welche Dir erschienen ist, hat nichts Uebernatürliches; Du hast einen Menschen, keinen Geist gesehen. Es ist ein Glück für ihn, vielleicht auch für Dich, daß Dich nicht eine gefährliche Neugierde ihm nachgezogen hat oder daß Du in Deiner Furcht nicht schriest. In Zukunft wird sich dieses Gespenst nicht



wieder zeigen, darauf verlasse Dich. Ich verbiete Dir aber, mit irgend Jemandem in der Welt von dem zu sprechen, was Du in dieser Nacht gesehen hast; ich verbiete es Dir bei Strafe des Ungehorsams und der Todsfünde."

Estève schwieg wirklich und versuchte nie zu ermitteln, ob es in dem dritten Gebäude des Klosters irgend einen Ort gäbe, in dem Mönche wohnten, denen der Eintritt in die andern Gebäude verboten sei. Er erlaubte sich keine selbst indirecte Frage über das gräßliche Geschrei, das er gehört hatte.

Zwei Tage später erhielt er das Gewand aus den Händen des Priors und trat so seine beiden Jahre des Noviziats an.

Das Leben, welches die Novizen führten, war sehr einförmig. Die kirchlichen Uebungen und die langen Erholungen füllten ihre ganze Zeit aus; von Studium war eigentlich gar keine Rede. Der Eintritt in die Bibliothek blieb ihnen untersagt und sie lasen kein anderes Buch als das Formular, das sie auswendig wußten.

Am Anfange seines Noviziats fühlte Estève trotz seinem Eifer im Stillen Langeweile; die Stunden der Muße lasteten schwer auf ihm und er sehnte sich selbst nach der trocknen Arbeit, die ihn früher beschäftigt hatte.

Die Mönche durften mit der Erlaubniß des Priors ihr Kloster ganze Tage verlassen und sie machten weite Wanderungen in der Umgegend. Auch den Novizen wurde dies gestattet und jeden Sonntag besuchten sie irgend einen schönen Punkt in größerer oder geringerer Entfernung. Für Estève waren diese Wanderungen ein neuer Genuß. So verging der Herbst und der Winter und der Frühling trat wieder ein.

Eines Tages wurde dem jungen Novizen gemeldet, daß Jemand ihn zu sprechen wünsche. Estève ging; Madame Godefroi erwartete ihn, um ihn, wie sie versprochen, nach Ablauf eines Jahres zu besuchen. Die gute Frau konnte sich der Thränen nicht enthalten, als sie Estève in dem weißen Gewande und sein schönes blondes Haar halb abgeschnitten sah. Sie reichte ihm die Hand und sprach mit einem Seufzer:

„Nun, mein Kind, wie hast Du dieses erste Jahr verbracht? Bist Du so glücklich, als es Deine Mutter hoffte? Berharrest Du bei Deinem Entschlusse, in dem Kloster zu bleiben?“

Er bejahete dies und sie fuhr fort, ihn über alle

Einzelheiten des Klosterlebens zu fragen. Lange schon beschäftigte sie ein Gedanke, ein edelsinniger Plan; das Vermögen des Generalpächters Sebastian Godefroi war ungeheuer groß; seine Frau hatte in einem einzigen Jahre eine bedeutende Summe zusammenbringen können, über die sie nach Belieben verfügen konnte. Sie war groß genug, daß Jemand an irgend einem Orte davon leben konnte, und Mad. Godefroi hatte dabei an Estève gedacht. Aber es war gefährlich, fast unmöglich, ihm dies geradezu zu sagen; eine unmittelbare Frage würde sein Gewissen erschreckt haben. Sie wagte deshalb bloß andeutungsweise zu fragen. Als er ihr Alles erzählt hatte, sagte sie zu ihm, während sie ihn von der Seite ansah, um zu bemerken, welchen Eindruck ihre Worte auf ihn machen würden: „es würde Dir also sehr leid thun, mein Sohn, wenn Du die Abtei Chaalis verlassen solltest?“

„Um nach Suzelle zu meiner Mutter und dem Abbé zurückzukehren?“ rief Estève erlebend.

— „Nein, mein liebes Kind,“ antwortete Madame Godefroi, die sich ganz ruhig stellte; „ich frage nur, ob Dir es leid thun würde, wenn Du nach diesem ersten Probejahre in die Welt zurückkehren solltest?“

„Aberdings,“ entgegnete Estève ohne Zögern.

— „Du wünschst also nicht, die Welt kennen zu lernen, von der Du noch gar keine Vorstellung hast? Keine Neugierde regt sich in Dir? Du sehnst Dich nicht nach der Freiheit? Denke Dir, daß Du ganz Herr Deiner Zeit und Deines Handelns, daß Du mit einem Worte frei wärest!“

„Und allein?“ fragte Estève.

— „Wenigstens für eine lange Zeit.“

„Dann würde ich lieber hier bleiben,“ antwortete er schnell. „Ich habe hier einen liebevollen nachsichtigen Vater und Brüder gefunden, welche eine heilige Liebe vereint; ich habe hier eine neue Familie, von der ich mich trennen müßte.“ Bei diesen Worten füllte die Erinnerung an den Schmerz einer andern Trennung seine Augen mit Thränen. Nach kurzem Schweigen setzte er hinzu: „Gott sei Dank, ich werde wenigstens nicht gezwungen werden, diese neue Familie zu verlassen, wie ich meine arme Mutter verlassen mußte; ich werde bei denen bleiben dürfen, die ich lieben gelernt habe und die mich wieder lieben.“

Madame Godefroi wagte nicht weiter von dem Gegenstande zu sprechen. Ihre Absicht blieb wohl noch immer dieselbe, aber sie beschloß, ehe sie sich deutlich ausspreche, den Ablauf des zweiten Jahres abzuwarten



und sich erst zu erklären, wann Estève auf dem Punkte stehe, das Gelübde abzulegen.

Der junge Novize führte Madame Godefroi in die Kirche des Klosters, in welcher sie fecht ihr Glas herausnahm und die Gemälde betrachtete, welche das Hauptschiff schmückten, während Estève kniend ein kurzes Gebet verrichtete.

Der kritische und prüfende Geist und der bittere Scepticismus der philosophischen Schule des vorigen Jahrhunderts hatten die Herzengüte und die vortreflichen Eigenschaften der Madame Godefroi nicht zu ändern vermocht, aber das poetische Gefühl in ihr völlig vernichtet. Sie wurde nicht von einem Schauer der Andacht ergriffen, als sie in die alte Kirche von Chaa-lis eintrat; sie fühlte keine Anregung bei dem Anblicke aller der Fahnen, der heiligen und kriegerischen Trophäen, der Gräber, alles dieses Staubes der vergangenen Zeiten; statt sich einer religiösen Betrachtung hinzugeben, zürnte sie innerlich über den stolzen Reichthum der Geistlichkeit, so wie über das nutzlose und müßige Leben der Mönche. Während sie in diesen Gedanken langsam in dem Schiffe der Kirche hinging, trat ein Mönch durch eine Seitenthüre ein und schritt durch die Kirche. Als er bis auf einige Schritte an Mad. Godefroi gekommen war, blieb er stehen, gab ihr ernst seinen Segen und sagte sodann mit salbungsvoller Artigkeit und frommem Ernste:

„Gott sei mit Ihnen, meine sehr geliebte Schwester!“

Die alte Dame blieb einen Augenblick bestürzt stehen; sie hatte ihr Leben lang wenig Umgang mit Geistlichen und Mönchen gehabt und wußte nicht, was sie auf diesen Gruß entgegenen sollte. Sie sammelte sich indeß bald wieder, philosophische Abneigungen gewannen die Oberhand, sie machte dem Mönche eine tiefe Verbeugung und richtete auf ihn ihre großen noch ziemlich lebhaften Augen, die in diesem Augenblicke einen unbeschreiblichen Ausdruck von Erstaunen, Ironie und kalter Neugierde hatten. Der Mönch verstand diesen Blick; er wendete sich gegen den Altar, verbeugte sich tief und entfernte sich mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen. Der Austritt hatte etwa eine Minute gewährt.

„Ach, liebe Tante,“ sagte Estève, indem er wieder zu ihr trat, „es war der Herr Prior, der Ihnen seinen Segen gab; da er kein Zeichen seiner Würde an sich trug, so konnten Sie ihn nicht erkennen. Ich habe ihn noch nie um diese Zeit in der Kirche gesehen.“

— „Der ehrwürdige Vater war offenbar neugierig

und wollte mich sehen,“ murmelte die alte Dame lächelnd vor sich hin; „bei einer Frau von meinem Alter kann dies keine Sünde sein.“

Ein Stunde später stieg sie wieder in ihren Wagen und versprach Estève, im nächsten Jahre an demselben Tage wieder zu kommen.

Der Vater Anselm hatte die Wirkung seiner Gegenwart auf Madame Godefroi mit einem Blicke erkannt und ihre Abneigung gegen den ganzen geistlichen Stand errathen. Er berief deshalb den Lehrer der Novizen sogleich zu sich und sagte zu demselben, er fürchte, daß er unklug gehandelt, indem er Estève erlaubt habe, einen Besuch und zwar den Besuch einer Frau anzunehmen.

„Es war kein Schatten von Gefahr dabei, nicht die geringste Gelegenheit zu Sünde,“ antwortete der Vater Bruno lächelnd; „die Dame ist eine nahe Verwandte des Bruders Estève und eine ihrem Alter nach achtbare Frau.“

— „Vielleicht weniger ihrer Tugenden halber,“ unterbrach ihn der Prior; „doch wir wollen nichts Böses von dem Nächsten sagen ohne Noth. Hat diese Verwandte bisweilen an den jungen Novizen geschrieben?“

„Niemals.“

— „Besucht sie ihn häufig?“

„Es ist das erste Mal, daß der Bruder Estève in das Sprachzimmer gerufen wurde.“

— „Dann ist das Uebel nicht so groß als ich befürchtete,“ flüsterte der Prior. Nach kurzem Nachdenken setzte er sodann hinzu: „hat die Dame versprochen, wieder zu kommen?“

„Ja, im nächsten Jahre an demselben Tage, wo ihr Neffe das Gelübde ablegt.“

— „Die Novizen stehen im letzten Augenblicke meist in der größten Gefahr. Dst hat ein einziges Wort die beste Stimmung geändert und die Seelen, die wir bereits für gerettet hielten, wieder in die Welt zurückgezogen. Vielleicht kann der Beruf des Bruders Estève durch einen zweiten Besuch jener Verwandten gefährdet werden, die ich für einen Freigeist, für eine Person ohne Glauben halte.“

„Wann sie wieder kommt, wird der Bruder Estève auf dem Punkte stehen, sein Gelübde abzulegen, und sie würde sicherlich nicht bis zum letzten Augenblicke warten, wenn sie versuchen wollte, ihn wieder in die Welt zurückzuführen.“

— „Wer weiß, was sie in diesem letzten Augenblicke wagt?“ sprach der Prior in unklarer Besorgniß.



„Doch lassen wir die Sache; vor der Hand droht keine Gefahr; wann die Zeit kommt, werde ich darüber nachdenken.“

Das zweite Probejahr verging dem jungen Esteve noch schneller als das erste; er war in eine melancholische Ruhe, in eine Art milder Apathie versunken. Dabei wurde aber der schwächliche Jüngling ein Mann voll Kraft, Anmuth und Schönheit. In der Welt würden diese Eigenschaften Esteve wohl einigermaßen eitel gemacht haben; im Kloster aber durfte er darauf nicht achten; Niemand dachte daran, nur nannten ihn die Novizen den heiligen Erzengel Michael.

Das zweite Jahr ging zu Ende; man stand im September. Eines Morgens nach der Messe ließ der Prior den Vater Bruno mit dem Bruder Esteve in die Sakristei bescheiden. Die Züge des Paters verloren bei dieser Aufforderung ihren gewöhnlichen heitern Ausdruck und er sagte zu dem jungen Novizen:

„Mein lieber Sohn, ich fürchte, daß Du mich bald verlassen sollst; nachdem Du das Gelübde abgelegt, bist Du nur Gott und unserm ehrwürdigen Prior Gehorsam schuldig und stehst nicht mehr unter mir. Ich scheide mit Schmerz von Dir, denn wir scheiden wirklich, ob wir gleich noch immer an einem und demselben Orte leben. Wir werden einander zwar jeden Tag sehen, aber doch nicht mehr bei einander sein.“

— „Selbst hier soll ich mich von denen trennen, die ich liebe und verehere!“

„Dem Willen Gottes müssen wir uns unterwerfen,“ sprach der alte Mönch, indem er die Hände Esteve's in seinen kalten runzeligen Händen drückte. „Laß uns gehen.“

Sie gingen schweigend bis an die Thüre der Sakristei. Dort blieb der Vater Bruno mit einem Male stehen; er zitterte und zögerte, als kämpfte er einen heftigen Kampf mit sich; endlich trat er ganz nahe an Esteve, der ihn besorgt ansah, und sagte leise: „mein Sohn, die Gelübde, welche Du ablegen sollst, sind schrecklich, unwiderrücklich; bedenke es wohl, da es noch Zeit ist. Es giebt schlechte Mönche, Männer, welche das Kleid nur gegen ihren Willen tragen; wir zählen dergleichen auch hier. Denke wohl nach, mein Sohn; findest Du in Dir einen festen und wahren Beruf für unsern Stand?“

Esteve war auf seine Knie gesunken, stützte seine Stirn auf die Hände Brunos und küßte dieselben.

„Ja, mein Vater,“ antwortete er endlich, „mein Beruf ist wahr und fest; meine Mutter hat mich schon

bei meiner Geburt Gott geweiht und ich will ihm angehören, ich will es mit aller Kraft meines Geistes und Willens.“

— „So komm,“ sprach leise der alte Mönch, indem er ihn aufhob und mit trauriger Freude in seine Arme schloß.

Sie traten beide in die Sakristei, in welcher der Prior sie erwartete. Der Vater Bruno hatte sich nicht geirrt; der Tag der Ceremonie war bereits festgesetzt.

Esteve hörte diese Ankündigung ohne Beunruhigung; er sank vor dem Crucifix nieder und betete andächtig, während der Prior zu dem Vater Bruno sagte: „man braucht keine Fremden zu der Ceremonie einzuladen, da die Familie des Novizen nicht zugegen sein kann. Ich werde an den Marquis und die Marquise von Blanquefort schreiben, um ihnen den Tag zu melden, an welchem der Bruder Esteve in den Orden wirklich eintritt.“

„Soll nicht auch die Verwandte unseres jungen Novizen, Madame Godefroi, benachrichtiget werden, zumal sie, ihrem Versprechen zu Folge, in einigen Tagen ankommen wollte?“

— „Ich habe sie nicht vergessen,“ antwortete der Prior mit einem Lächeln, das seine Gedanken deutlich verrieth; „am Tage vor der Ceremonie wird man an sie schreiben.“

Der Novize, welcher die Gelübde ablegen sollte, mußte acht Tage einsam in der traurigsten und schmucklosesten Zelle verbringen, in welcher sein Auge nur traurige Gegenstände sah. Breter mit einer Decke waren sein Bett. Neben der Sanduhr stand ein Todtenkopf und an den weißen Wänden las man in schwarzen Buchstaben Grabesworte, drohende Allegorien, Sprüche, welche an das jüngste Gericht, an die Qualen des Fegefeuers und an die ewige Pein in der Hölle erinnerten. Das Fenster dieser Zelle ging auf den Begräbnißplatz. Der Novize konnte in dieser Zeit nur mit dem Novizenmeister sprechen, der sein Beichtvater war und mit dem Prior, wenn es dieser für rätlich hielt, ihn zu besuchen. Er verließ die Zelle nur, um in die Kirche hinab zu gehen, wo ihm ein abgesonderter Platz angewiesen war. Mitten in der Nacht mußte er aufstehen und allein in der Kirche Messe lesen. Nach einigen Tagen, wann das Fasten, das Nachdenken, das lange Beten und besonders die Abgeschiedenheit, in welcher er lebte, auf die Sinne und hauptsächlich auf die Phantasie des Novizen eingewirkt hatten, wünschte er eifrig den Tag seiner Einkleidung herbei, welcher der



seiner Befreiung, seiner Rückkehr zu einer im Vergleich weit angenehmeren Existenz war.

Der Pater Bruno geleitete Estève in diese traurige Zelle. Er hatte diese Pflicht so oft bei anderen Novizen erfüllt, daß er an den Anblick dieses düstern Ortes vollkommen gewöhnt war. Uebrigens war er so wenig zu melancholischen Ideen geneigt, daß ihn durchaus nichts für eine lange Zeit niederschlagen konnte.

„Mein lieber Sohn,“ sagte er zu Estève, „diese Zelle ist nicht so freundlich und geschmückt wie die, welche Du verlässest, aber sie wird Deine Augen nicht lange betrüben. Laß Dich nicht niederschlagen; bete zu Gott, ließ Dein Formular und denke, daß Du bald erlöst sein wirst.“

— „Ich fürchte mich nicht, ich sehne mich nicht zurück, aber doch ist mein Herz zum Tode betrübt.“

„Das wird vergehen, mein Sohn; es ist dies der Schauer der Einsamkeit; aber beruhige Dich, ich werde Dich nicht verlassen und oft bei Dir sein. Jetzt wird es dunkel, zünde Deine Lampe an und richte Dich ein so gut es gehen will. Nach einer Stunde wird Dir ein Laienbruder Speisen bringen, dann legst Du Dich nieder, denn um Mitternacht mußt Du zur Mette in die Kirche hinabgehen. Gott sei mit Dir, mein Sohn!“

Der Pater verschloß nach der Gewohnheit die Thüre der Zelle von außen und nahm den Schlüssel mit sich, aber Estève behielt einen zweiten Schlüssel, so daß er wohl hinausgehen, aber Niemand zu ihm hereinkommen konnte.

Er zündete die irdene Lampe an, welche auf dem Betpulte zwischen der Sanduhr und dem Totenkopfe stand; ein schwacher Schein erhellte die Zelle und kämpfte mit den letzten Strahlen des Tages, die allmählig verglommen. Dann setzte er sich auf das Bett, gab sich ganz seinen trüben Gedanken hin und betete inbrünstig. Bald darauf zeigte ihm ein schwaches Geräusch an, daß Jemand an der Thüre sei. Der Pater Bruno kam in unklarer Besorgniß um seinen Liebling zurück.

„Was ist Dir, mein Sohn?“ rief er, als er die Thränen erblickte, welche über die Wangen Estève's strömten. „Für einen Geist, wie der Deinige ist, kann es hier nichts Schreckliches geben.“

— „Ach, mein Vater,“ flüsterte Estève, indem er nach dem Totenkopfe und den traurigen Emblemen deutete, welche die Zelle zierten.

„Ist es nur dies?“ entgegnete der Pater; „ich glaube, Du würdest darauf nicht achten. Du hast Dich gefürchtet?“

— „Vor dem Tode? Nein; im Gegentheil, ich fürchte mich vor dem Leben, wie es in einer solchen Zelle ist. Mein ganzes Wesen sträubt sich dagegen.“

„Ich werde Deine Einsamkeit so viel als möglich zu lindern suchen und will Dir auch Bücher geben. Jetzt ruft die Glocke in das Refectorium. Gott sei bei Dir!“

Ein Laienbruder brachte bald darauf Speisen, die Estève indeß kaum berührte, der sich angekleidet auf sein Lager warf, um die Zeit der Metten zu erwarten.

Um Mitternacht stand er auf und ging in die Kirche. Er hörte aus dem dritten Gebäude dieselben schrecklichen Töne dringen, die ihn früher erschreckt hatten, eilte aber schnell weiter. Die Lampe, welche vor dem Altare in der Kirche hing, erhellte das Heiligthum mit einem milden Lichte. Estève verrichtete, was ihm oblag, und kehrte sodann in seine Zelle zurück. Als am andern Morgen der Pater Bruno leise die Thüre öffnete, schlief er noch. Nachdem er erwacht war und erzählt hatte, was ihm in voriger Nacht begegnet, antwortete der alte Mönch:

„Es ist dies nichts Uebernatürliches, ebensowenig als das Gespenst, das Dir vor zwei Jahren begegnete. Es giebt hier bedauernswürdige Wesen, deren Existenz Du nicht kennst und die für den übrigen Theil ihres Lebens in jenem alten Gebäude eingeschlossen sind.“

— „Mönche?“

„Nein,“ antwortete der Pater Bruno noch leiser, „Gefangene, Wahnsinnige.“

— „Ist es möglich!“

„Mein Sohn,“ fuhr der alte Mönch fort, „es giebt bei uns wie in der Welt Verbrecher. Die geistliche Gerechtigkeit straft die Schuldigen ohne Aufsehen und Geräusch. Die Novizen und die meisten Religiosen kennen das Schicksal dieser Unglücklichen nicht; Wenige wissen, welche Bewohner das dritte Gebäude umschließt. Sprich nie von dem, was ich Dir gesagt habe, mein Sohn.“

Die folgenden Tage vergingen ruhig. Er beschäftigte sich mit den Büchern, die er erhalten hatte, und ging mit der Erlaubniß Brunos auf einen Augenblick in den düstern schmalen Hof vor dem Begräbnißplatz hinab. Eine Mauer mit alten den Einsturz drohenden Gebäuden schied ihn von dem sogenannten dritten Kloster. Ohne Zweifel waren die schrecklichen Töne, die



Estève zwei Mal in der Nacht gehört hatte, von hier ausgegangen. Schauernd wendete er sich ab.

Der vorletzte Tag der Vorbereitung erschien und der Vater Bruno schrieb nun im Auftrage des Priors an Madame Godefroi, daß Estève das Gelübde ablegen würde. Der Brief gelangte noch denselben Abend nach Paris. Madame Godefroi war nicht zu Hause; ein Souper hielt sie bei Grimm, Duclos und andern berühmten Männern jener Zeit bis früh vier Uhr zurück. Sie fand den Brief des Vater Bruno auf ihrer Toilette unter mehreren andern.

„Andrette!“ rief sie, sobald sie das Schreiben aus dem Kloster überflogen hatte, „Pferde! Post! Ich muß noch zu rechter Zeit ankommen. Ich muß mit dem Armen sprechen, ehe er das Gelübde thut, und dies ist morgen, großer Gott! Ich habe zu lange gezögert, zu lange gewartet!“

Das Geräusch in Folge ihrer Befehle brachte das ganze Haus in Aufruhr; es drang selbst in das Zimmer des Generalpächters, der eben erwachte, als seine Frau zu ihm trat, und ihm den Brief des Vaters zeigte.

„Die Mönche haben Deine Opposition errathen,“ sagte Sebastian Godefroi, indem er den Brief wieder zusammenlegte. „Jetzt ist keine Zeit mehr zu verlieren; reise ab und versuche den Jüngling zu befreien, stände er auch schon am Altare. Ich verdoppele die Summe, die Du für ihn bestimmt hast.“

Noch vor fünf Uhr stieg Madame Godefroi in den Wagen. Die Wege waren schrecklich; es schlug neun Uhr als sie in Chaalis ankam. Die Glockentöne klangen ihr entgegen, die Orgel mischte ihre gewaltigen Klänge zu den Stimmen, die in der Kirche erschallten. Es war ein allgemeiner Sieges- und Freudengesang.

Madame Godefroi stieg an der Thüre der Kirche ab. Sie trat hinein in das große Schiff und befand sich unter einer Gruppe von Landleuten, welche die Feierlichkeit des Tages herbeigezogen hatte. Die Mönche waren versammelt; eine Weihrauchwolke verhüllte den Altar. Madame Godefroi sah hin und erblickte nichts.

„Meine gute Mutter,“ sagte sie zitternd zu einer alten Frau, die bei Seite kniete, „wie weit ist man in der Ceremonie?“

— „Eben ist sie vorüber; Sie kommen zu spät,“ antwortete die Alte, ohne sich umzudrehen.

Madame Godefroi erblickte unter ihrer Schminke und die Thränen traten ihr in die Augen. In diesem

Augenblicke bemerkte sie Estève, der ruhig zum Himmel empor schauete.

„Trauriges Opfer, Dein Schicksal ist vollendet!“ flüsterte Madame Godefroi, indem sie sich entfernte. „Möge Dich nun kein Lichtstrahl wecken; stirb, ohne gelebt zu haben, das ist der einzige Wunsch, den von nun an diejenigen für Dich aussprechen können, welche Dich lieben.“

### Miscellen.

(Wie ein Neapolitaner muthig in den Tod geht.) Zwischen den Neapolitanern und Sicilianern besteht bekanntlich ein tiefgewurzelter Haß. Die neapolitanischen Soldaten gelten, namentlich bei den Sicilianern, nicht eben für muthige Helden. Vor einiger Zeit nun war in Palermo ein Soldat der neapolitanischen Garnison zum Tode verurtheilt worden und die Sicilianer freuten sich auf die Hinrichtung, um sich über die erwartete Feigheit lustig zu machen. Die Neapolitaner ihrer Seits waren in großer Besorgniß; der Verurtheilte weinte den ganzen Tag; man verschob die Hinrichtung mehrmals und wendete sich selbst, aber vergebens, um Strafverwandlung an den König. Endlich erklärte ein Mönch, er habe ein Mittel gefunden, das er jedoch geheim halten müsse, wodurch es gelingen würde, dem Verurtheilten Muth einzuflößen. Man ließ ihm freie Hand und er begab sich in den Kerker, wo er dem Gefangenen sagte, der König habe ihn begnadiget, aber unter einer Bedingung. Des Beispiels wegen sollten alle Zurüstungen gemacht werden, als ob die Hinrichtung wirklich Statt finden sollte. Er müsse beichten, als werde er den andern Tag sterben; man würde ihn abholen, als sei er nicht begnadiget, man würde ihn auf den Richtplatz führen, als solle er erschossen werden, ja man würde Feuer auf ihn geben, aber die Gewehre würden nur blind geladen sein. Von diesem Augenblicke an ging mit dem Verurtheilten eine völlige Umwandlung vor; er sang im Kerker, als vortreflich und trank zwei Flaschen Wein dazu, während er bis dahin die Speisen kaum angerührt hatte, und schlief dann so fest, daß man ihn am andern Morgen, als man ihn abholen wollte, aufrütteln mußte. Die Sicilianer hatten sich in Menge versammelt, sie staunten aber nicht wenig, als der Gefangene heiter, mit ungefesselten Händen, erschien, als gehe er zu einem Feste. Vor einem Weinhändler, bei dem er einige Kameraden sah, blieb er lachend stehen, ließ sich ein Glas Wein reichen, hielt dies hoch empor, ohne daß seine Hand zitterte, und trank es aus auf das Wohl seines Königs. Die Sicilianer begriffen diesen seltenen Muth nicht, trösteten sich aber mit der Erwartung, daß die erheuchelte Festigkeit auf dem Richtplatze schwinden würde. Aber auch da blieb sich der Muth des Verurtheilten gleich. Er stellte sich ruhig und heiter hin, verbat sich das Verbinden der Augen und ersuchte um die Begünstigung, selbst zum Feuern commandiren zu dürfen. Er com-



mandierte in völlig militärischem festem Tone das Laden und endlich: Feuer!

Von sieben Kugeln durchbohrt sank er nieder, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Seufzer hören zu lassen. Die Neapolitaner jubelten laut auf, denn die Rationalehre war gerettet; die Sicilianer aber schlichen beschämt und verwundert davon, daß ein Neapolitaner so sterben könne. (Alex. Dumas.)

(Das Costum einer Königin der Wilden.) Als der Prinz von Joinville von einer seiner weiten Seereisen zurückkam, machte ihm seine Schwester, die Prinzessin Clementine, Vorwürfe darüber, daß er ihr nicht den Anzug eines Mädchens aus den Ländern, die er besucht, mitgebracht habe. „Ich möchte gern einen solchen Anzug anversuchen,“ sagte sie. — „Das kann sehr leicht geschehen,“ antwortete der Prinz; „Deine Vorwürfe sind ungerecht, denn ich habe wirklich den vollständigen Anzug einer wilden Königin gekauft, die ungefähr von Deiner Größe war. Morgen werde ich ihn Dir bringen.“

Am andern Tage kam der Prinz und sagte zu seiner Schwester: „Ich habe mein Versprechen nicht vergessen. Da bin ich.“ — „Und der Anzug?“

Der Herzog von Joinville nahm, ohne etwas zu antworten, ein sehr seltsames Halsband, das aus rothen Samenkörnern und blauen Glasstückchen bestand, aus der Tasche.

Die Prinzessin betrachtete dasselbe, fand es trotz der Einfachheit recht hübsch, legte es auf einen Tisch und wartete.

Der Prinz besah unterdeß ein Gemälde.

„Aber, Joinville,“ redete sie ihn an, „woran denkst Du?“

— „Warum diese Frage, liebe Schwester?“

„Du weißt, worauf ich warte.“

— „Auf was wartest Du?“

„Auf den Anzug der wilden Königin.“

— „Ich habe ihn Dir ja gegeben.“

„Ein Halsband nur! Wo bleibt das übrige?“

— „Sie trug kein „übriges.““

(Les Gaeupes, von A. Karr.)

(Die Todtenstadt in Canton.) Am 29. November 1840 wurden zahlreiche Ausflüge in der Umgegend von Canton und in den Dörfern daselbst gemacht. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient eine Vorstadt von Canton, weil sie buchstäblich eine Stadt der Todten ist. Sie besteht in einer gutgebauten Stadt, die allem Anscheine nach nicht von lebenden Wesen bewohnt wird, sondern ausschließlich den Bewohnern des Grabes gewidmet ist. Der Vordertheil der Häuser ist zur Verehrung der Gottheit eingerichtet, während der hintere Theil in verschiedene kleine Gemächer eingetheilt ist, von denen jedes mehrere Särge enthält, die auf Erhöhungen stehen und von Gefäßen zum Verbrennen von Weihrauch umgeben sind. Die Außenseite dieser Gemächer ist geschmackvoll mit schönen Kletterpflanzen verziert, während man über dem Eingange meist Aufschriften liest. Die Särge sind sehr dick und aus Kampherholz gemacht;

die Leichen darin sind vollkommen gut erhalten. Jeder dieser Todten erscheint in seinem besten Anzuge, so daß er kein unangenehmes Bild von unserm langen Schlafe gewährt. Ein Sarg enthielt einen Mandarin in voller Uniform von reichem Atlas, mit Mütze und Knopf, welcher den Rang des Verstorbenen anzeigte; in der einen Hand hielt er einen Fächer, in der andern einen Brief, vielleicht an den chinesischen Charon; auf der Brust lagen kreuzförmig einige Geldstücke, offenbar für den unterirdischen Fährmann. — In einem Fort an dem Cantonflusse fanden wir eine große Menge weiblicher Kleidungsstücke und wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß die Soldaten des festen Glaubens sind, irgend ein Theil von dem Anzuge des andern Geschlechtes mache den Inhaber unverwundbar. (Mackenzie, Narrative of the second Campaign in China. London. 1842.)

(Eine unglückliche Heirath.) Mary Eleanor, die einzige Erbin der großen und mächtigen Familie Bowes, vermählte sich mit einem Grafen von Strathmore, der 1776 in Lissabon starb und seiner jungen Frau mehrere Kinder und ein ungeheures Vermögen hinterließ. Es fanden sich bald viele Bewerber um die Hand der jungen Wittve ein, sie sollte aber einem der vollendetsten Schurken in die Hände fallen, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat, dem Lieutenant Andrew Stony Robinson, der sich vorher in Newcastle mit einem wohlhabenden Mädchen verheirathet hatte, sich von derselben aber durch die schändlichste Grausamkeit bald befreite. Er stieß sie mehrmals die Treppe hinunter, schloß sie im Hemde oder völlig unbekleidet in finstern Kellern ein und gab ihr alle vierundzwanzig Stunden nur ein hartes Ei, aber nichts zu trinken. Keuferlich erschien er als schöner lebenswürdiger Mann, der die größte Herrschaft über seinen Gesichtsausdruck besaß. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle die Mittel aufzählen, welche er anwendete, um sich die Gunst der Gräfin Strathmore zu erwerben. Nur eines erwähnen wir. Eine Zeitung enthielt mit einem Male die giftigsten Angriffe gegen die Gräfin; sie wurden ununterbrochen fortgesetzt, bis die Gräfin endlich, auf das Keuferste gereizt, erklärte, sie würde dem Manne, welcher sie räche, ihre Hand geben. Das erwartete Robinson. Er war der Verläumber gewesen, wendete sich jetzt mit unerhörter Frechheit an den Herausgeber der Zeitung, forderte ihn und tödtete ihn im Duell. Die Gräfin reichte ihm die Hand. So war er nun in dem Besitze eines unermeßlichen Reichthums und genoss, was dieser ihm bieten konnte, in vollen Zügen. Später besuchte er seine Schloßherren; da ließ er Parks zerstören, um das Holz zu verkaufen; er veräußerte fast alle Meubeln in dem Palaste in London und bemächtigte sich des gesammten Silbergeschirrs der Familie. Seine Gemahlin mußte ihm als Spielwerk seiner diabolischen Laune dienen; da er voraus sah, daß die Unglückliche einst die Hilfe der Geseze gegen ihn in Anspruch nehmen würde, so zwang er sie, eine abscheuliche Erzählung, die er ihr dictirte und welche die schändlichsten Geständnisse enthielt, niederzuschreiben. Dieses Libell hieß „Geständnisse der Gräfin von Strathmore“ und die



Angaben darin waren so geschickt zusammengestellt, daß sie mit den verschiedenen Perioden des Lebens der Dame vollkommen übereinstimmten. Wodurch er die edele Frau zwingen konnte, solche Dinge niederzuschreiben, hat man nie erfahren; das Gerücht sagte, er habe ihr langes Haar in einen Kasten eingeklemmt, so daß die Arme vollkommen unbeweglich liegen mußte, wenn sie nicht die schrecklichsten Schmerzen empfinden wollte. Er nöthigte sie, ihre Diamanten zu verkaufen und ihm das Geld zu geben, und sie durfte ihr Zimmer nicht verlassen, während er sich den gemeinsten Ausschweifungen überließ. Auch die fünf Kinder der Gräfin suchte er zu verderben, was ihm zum Glück nicht gelang. Endlich glückte es der unglücklichen Frau, zu entfliehen; zwar machte er ihr Versteck wieder ausfindig, doch hatte sie Zeit gehabt, das Gerücht um Schutz gegen ihren Gatten anzuheften. Sie war indeß so schnell entflohen, daß sie ganz ohne Geld und Gelbeswerth war und, sie, eine der reichsten Erbinnen des Reiches, sah sich genöthiget, Freunde um Unterstützung anzufragen. In dem Prozesse kamen die scheußlichsten Mißhandlungen, die er sich gegen die Gräfin erlaubt hatte, an den Tag; er aber setzte denselben ganz kaltblütig die „Geständnisse der Gräfin“ entgegen. Während des Prozesses gelang es ihm mit Hilfe erkaufter Bösewichter, seine unglückliche Frau zu entführen. So war sie von Neuem in seinen Händen und was sie von ihm erlitt, übersteigt nach ihren eigenen Aussagen Alles, was man sich Gräßliches denken kann. Das Gerücht von den Leiden der Unglücklichen verbreitete sich im Lande mehr und mehr und er hielt sich in seinem Schlosse nicht mehr für sicher. Mitten im Winter setzte er sich auf ein Pferd und nöthigte seine Frau hinter ihm aufzustiegen. So jagte er mit ihr durch Wald und Feld nach Dartington zu einem böswilligen Advokaten. In dem Hause desselben wurde sie in eine dunkle Kammer eingeschlossen und nach einiger Zeit trat der Schändliche mit zwei glühenden Eisen ein, die er ihr mehrmals auf den entblößten Busen drückte, um sie zu zwingen, ihre Klagen schriftlich zurück zu nehmen und ihm ihr Vermögen förmlich abzutreten. Sie hielt indeß standhaft aus und zum Glück, denn die Polizei hatte endlich seinen Aufenthalt ermittelt. Zwar entfloh er, ein Bauer aber hielt ihn auf und schlug ihn mit einem Zaunpfahle nieder. So wurde er in Haft gebracht; die Gräfin erlangte die Trennung der Ehe mit ihm und der Bösewicht wurde zu 300 Pf. St. Strafe und zu dreijährigem Gefängniß verurtheilt. Nach Ablauf dieser Zeit sollte er Bürgschaft von 10,000 Pf. stellen. Die Gräfin überlebte ihre Erlösung nur vier Jahre und Robinson, der von Stufe zu Stufe tiefer sank, starb endlich in tiefster Armuth.

### Generalcorrespondenz.

Vor Kurzem wurde ein kleines englisches Schiff auf dem Meere durch Wasser in Brand gesetzt und an ein Löschen war

nicht zu denken. Dies klingt räthselhaft, ist aber doch ganz einfach. Das Schiff war nämlich mit Kalkstein beladen, gerieth bei der Ebbe auf den Sand, wobei es ein Leck erhielt und als es die Flut wieder flott machte, drang das Wasser ein. Der Kalk erhitzte sich und bald stand das ganze Schiff in hellen Flammen. —

Wie in Deutschland, so hat man auch in England die Heizung der Gebäude mit erhitzter Luft nicht bloß für feuergefährlich, sondern auch für die Gesundheit der Menschen sehr nachtheilig erkannt. In dem Schlosse zu Windsor wird deshalb jetzt diese Heizvorrichtung weggenommen und durch eine andere ersetzt, welche die Zimmer durch heißes Wasser erwärmen soll. Das Wasser, das man dazu braucht, wird in vier großen Defen zum Kochen erhitzt und dann durch Röhren in dem Schlosse vertheilt. —

In London fällt die Ballzeit bekanntlich nicht in den Winter, sondern in das Frühjahr; deshalb gab denn auch die Königin jetzt erst einen großen Maskenball. Ueber zweitausend Personen waren dazu geladen und die Londoner Zeitungen vermögen kaum die Pracht der Anzüge zu beschreiben, die man bei dieser Gelegenheit erblickte. Die meisten der vornehmsten Gäste erschienen in historischen Costumes und manche ließen es sich sehr viel Geld kosten. So soll der Graf von Chesterfield mehr als funfzigtausend Thaler für seinen Anzug ausgegeben haben. Viele liehen zu dem Feste Juwelen von den Juwelieren und mußten, da sie ein Procent vom Werthe dafür zahlten, eine nicht unbedeutende Summe aufopfern, z. B. Lord Pembroke, der von seinem Juwelier für hunderttausend Thaler Diamanten lieh. —

Die Bervollkommnung des Daguerreotyps scheint noch immer ihren Endpunkt nicht erreicht zu haben. Zwei geschickte Männer in Aix: Boutour und Assenat, haben den Mechanismus desselben ganz verändert und sie können, binnen einigen Secunden, Portraits, für deren vollkommene Aehnlichkeit sie bürgen, in Relief auf Metall, Eisenbein u. darstellen. —

Es giebt in Frankreich 84,954 Seidenwebstühle, die 170,000 Arbeiter beschäftigen, jährlich für 140 Mill. Frs. verarbeiten und Seidenzeuge im Werthe von 250 Mill. Frs. liefern. Davon kommen auf Lyon allein 40 bis 50,000 Webstühle mit 90,000 Arbeitern, die jährlich für 100 Mill. Fr. Seidenwaaren liefern. Frankreich selbst verbraucht davon jährlich für etwa 75 Mill. und für etwa 140 Mill. Frs. gehen in das Ausland. —

Gartenbesitzern, die ihr Eigenthum nicht betreten lassen wollen, empfehlen wir eine Vorrichtung, die sich in einem schönen Privatgarten in Palermo befindet. An der Thüre steht: Non aperite (man öffne nicht). Einige Engländer, welche trotz diesem Verbote in den Garten treten wollten, öffneten deshalb Leck die Thüre, aber kaum erschienen sie auf der Schwelle, als ihnen ein gewaltiger Wasserstrahl in das Gesicht spritzte. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 23.

1842.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. H. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Telegraph.

Erzählung.

Ich war noch sehr jung, als man in unserer Stadt einen Telegraphen erbauete. Das Geheimnißvolle und Wunderbare übt immer auf den Geist des Menschen eine gewaltige Macht aus, vorzugsweise aber auf das Gemüth des Kindes und ich kann nicht beschreiben, wie sehr meine Phantasie bei dem Anblicke der Maschine angeregt wurde, deren Riesenarme sich geräuschlos bewegen. Welche wunderbare Geschichten habe ich mir aus den Zeichen zusammengebaut, die durch die Luft befördert wurden, aus jenen Worten, die, ohne gehört zu werden, über die Städte und Dörfer flogen, aus den Kriegserklärungen, Verschwörungsanzeigen, Siegesbulletins und Hinrichtungsbefehlen, die still über die Häuser selbst derjenigen hinschreiten, die sich am meisten darüber freuen und sich am tiefsten betrüben sollen!

Die Stelle, an welcher man den Telegraphen errichtete, war übrigens ganz geeignet, ihm noch etwas Grauenhaftes zu geben; er stand mitten unter den Ruinen einer alten Feste aus dem Mittelalter und an der Stelle einer Burg, welche die Revolution in ihrem Beginne vollends zerstört hatte. Die riesenhaften Mauern der zertrümmerten Burg lagen umher gleich Felsenstücken, die ein Erdbeben umherstreut, und auf dem höchsten Punkte dieser gewaltigen Trümmer erhob sich der gebrechliche Bau, der stumme Theilnehmer an dem politischen Gespräche, das von einem Ende Frankreichs

bis zum andern geführt wird, der Ring jener Kette, die nur an den beiden Endpunkten Verstand hat.

Durch den kühnen Bau aus weichem Holze, den der Bergsturm in einer Herbstnacht entführen zu müssen schien, durch die spitze Form dieser Art Thurm, der sich auf der festen Burg erhob, erhielt der Telegraph eine gewisse Aehnlichkeit mit der revolutionären Regierung selbst, die ihn hatte aufführen lassen. Beide so ungleich dem, was vor ihnen gewesen, beide keck auf Ruinen stehend, beide gleich kühnen Titanen dem über ihnen tosenden Orkane widerstehend, schienen sie nur so lange dauern zu können, als jene Kriegsmaschinen dauern, welche man um belagerte Städte her aufbaut und die zusammenbrechen, sobald sie ihr Werk der Zerstörung verrichtet haben.

Der Mann, welcher das Haupt dieses Riesen mit den schwachen Füßen zu beleben, dem eisernen Mechanismus, der sich an demselben bewegte, einen Sinn zu geben, auf die Zeichen zu achten hatte, die an ihn gerichtet wurden, und sie weiter geben sollte, war ein Fremder, der in unserer Stadt gleich nach der Vollendung des Baues angekommen war. Auch auf ihn fiel ein Theil des Geheimnißvollen, das damals die ihm anvertraute noch wenig bekannte Maschine umgab.

Er war noch jung, hatte langes verworrenes Haar und seine Augen waren durch anstrengende Arbeit und durch den fortwährenden Gebrauch der Fernrohre geschwächt, die den Raum zwischen ihm und dem Telegraphen nach Paris wie dem der Bretagne abkürzten.



Auf seinem Gesichte lag die Blässe der Menschen, die ein sitzendes und eingezogenes Leben führen; er war abgemagert und gebeugt durch die Einsamkeit und eine zu gewaltige Phantasie.

Der Einsiedler Fulbert oder der Telegraphen-Mann, wie man ihn allgemein nannte, weil man lange seinen eigentlichen Namen nicht kannte, hatte auf seinen Thurm die ganze Ruhelosigkeit und alle Qualen mitgenommen, die in der Einsamkeit aus dem Mangel an Einheit zwischen der Seele und dem Körper, oder vielmehr aus dem Ungehorsam des Körpers gegen die Seele entstehen. Er sah zu oft unter sich, um nicht neben sich den Schwindel unsinniger Wünsche und ungestillter Sehnsucht zu finden; er war der Erde zu nahe, als daß er sich an ihren Ausdünstungen nicht hätte berauschen sollen; er war aber auch dem Himmel zu fern, um das Uebermaß seiner Kraft ihm zuzuwenden. Selten verließ er seine seltsame Wohnung. Sein Bett hatte er in einem untern Stocke des Thurmes und eine alte Frau brachte ihm einen Tag um den andern Wein, Brod und kaltes Fleisch. Auch an Nebeltagen, welche die eigentlichen Ruhetage des Telegraphen sind, und an den Decadi, den Sonntagen der Schreckenszeit, verließ er seinen Kerker nicht. An diesen Tagen sah man ihn nur öfterer als sonst auf der außen um den Thurm laufenden Galerie. Er schien sich mehr mit der Pflege seines Gartens zu beschäftigen, wie er zwei lange Holzkasten nannte, die er mit Erde gefüllt hatte und die einige Blumen enthielten.

Ganze Stunden lang stand Fulbert unbeweglich vor diesen seinen Blumen. Betrachtete er sie wirklich so aufmerksam? Fesselte ihn allein ihr Duft? Nein; seine Blicke und seine Gedanken waren dann fern von dem kleinen Garten bei einer andern einsamen und geheimnißvollen Blume.

Die kleine Stadt, welche der Telegraph überragt, zieht sich an dem Berge hin, auf welchem jener steht. Der Theil nach Paris zu ist der modernste, am meisten geschmückt; die nach der Bretagne zu liegenden Häuser dagegen liegen im Schatten des Berges versteckt und sind meist alt und ärmlich. Auf eines dieser Häuschen richteten sich die Blicke des Telegraphen-Mannes am häufigsten; denn er hatte, mit dem Fernrohre bewaffnet, an einem Fensterchen des Hauses, das von Bäumen beschattet war, bisweilen die Gestalt eines jungen schönen Mädchens bemerkt.

Diese liebliche Erscheinung beschäftigte ihn die ganze Zeit, welche der Unbekannte nicht seinem Amte widmete.

Mit welcher Freude sah er die Festtage nahen, an welchen die politische Maschine die Arme in den Schooß legen und ruhen durfte! Er betrachtete dann durch das Fernglas alle Bewegungen des Mädchens und wann er Abends sie selbst nicht mehr sehen konnte, sah er doch noch den Schimmer ihres Lichtes an ihrem Fenster und den Schatten ihrer Gestalt.

Anfangs machte er sich wohl einen Vorwurf aus der Keckheit und Indiscretion der Gläser, die ihm das Mädchen so nahe brachten, daß er, wenn er die Hände ausstreckte, sie hätte berühren und den Athem ihres Mundes fühlen können; bald aber überwand er diese Schüchternheit, dieses Zartgefühl und sein gieriges Auge schweifte durch die Macht der optischen Mittel in allen Reizen der züchtigen Jungfrau.

Er liebte das Mädchen mit verzehrender Leidenschaft; aber bald traten die Qualen der Eifersucht dazu. Was für Briefe waren es, die das Mädchen so oft las und wieder las? Wie oft hatte er sie belauscht, wenn sie an einem versteckten Plätzchen im Garten ein Papier aus dem Busen zog, um es wieder und wieder zu lesen! War es Freundschaft, war es die Liebe, die während des Lesens ihr das Blut nach den Wangen trieb? Ach nur einen Brief liest das Weib mit solcher Erregung, nur einen Brief birgt es so am Herzen, drückt ihn so auf die Augen, an den Mund, den Brief dessen, den sie liebt, nach dem sie sich sehnt, den Brief, der ihr auf einen Augenblick die Züge und die Stimme, die ihr so wohlgefallen, vor die Seele bringt. So dachte, so sprach bei sich der Einsame, bewegt von Schmerz und Eifersucht.

Das Leben dieses Mannes war durch viele Stürme erschüttert worden. Die Revolution hatte ihn als Professor der Mathematik an einer Schule gefunden, in welche der Zweifel und der Unglaube allmählig eingedrungen waren. Diese Schulen, welche von den Lehrern eine klösterliche Abgeschlossenheit verlangten, waren für dieselben Klöster ohne einen Gott. Als die Revolution alle Bande lösete, stürzte er sich in die Welt, die ihn aber nicht beachtete. Während der Stürme, die zerstörend Frankreich durchzogen, bot er vergebens seine Dienste den Männern und Parteien an, welche in dieser großen Tragödie auf einander folgten, in welcher der Henker Maschinist und Souffleur war. Vergebens wendete Fulbert seinen Erfindungsgeist auf die Bedürfnisse jener zerstörenden Zeit; er kam zu spät; die große Maschine der Revolution war bereits erfunden; der Doctor Guillotin hatte sich durch seine Ent-



deckung berühmt gemacht und mehr brauchte man für den Augenblick nicht.

Fulbert bemühte sich darauf, der Beförderung der Nachrichten und Befehle eine größere Schnelligkeit zu verschaffen. Er reichte mehrere Abhandlungen ein und zehrte sein geringes Vermögen durch Versuche auf. Man dankte ihm verbindlich, aber dabei blieb es. Er befand sich bereits in der tiefsten Armuth als er erfuhr, er, der die Aufgabe längst schon gelöst hatte, daß eine neue Maschine zu Signalen erfunden worden sei, welche die Verbindung der Hauptstadt mit den entferntesten Punkten des Landes sehr erleichtere, und daß die Regierung auf den Hauptlinien Telegraphen (wie man die Maschine nannte) errichten würde.

Fulbert reclamirte bei den Ministern und wies nach, daß er dieselbe Entdeckung schon längst vorgelegt habe; er erlangte indeß nichts weiter, als daß man ihm die Direction eines Telegraphen an einem kleinen Orte zwischen Paris und einem Hafen der Bretagne anbot. Um nicht Hungers zu sterben, nahm er die Stelle an und so kam er nach D.

Der Mann, der die Sache selbst vor allen erdacht hatte, ergründete auch bald den Sinn der räthselhaften Sprache, deren Agent er war, aber die verschiedenen Anfragen und Antworten, Befehle und Gegenbefehle, Anzeigen und Warnungen, die Symptome eines baldigen Krieges blieben ihm so gleichgültig, als hätte er in der Geschichte die Erzählung eines Landungsversuchs der Stuarts an den Küsten Schottlands gelesen. Was lag ihm an dem Gelingen oder Mißlingen der Unternehmung, welche an der Küste der Bretagne sich vorbereitete, da er das Räthsel nicht zu lösen vermochte, daß er sich fortwährend stellte: „liebt sie? beschäftigen sie Liebesbriefe so bedeutend?“

Endlich kam er auf den Gedanken, daß die politischen Ereignisse, die ihn so wenig berührten, die Bewohner des Hauses, das er so aufmerksam betrachtete, vielleicht lebhafter interessirten. Aus der Haltung des jungen Mädchens, aus dem aristokratischen Wesen der alten Dame, die sich bisweilen am Arme des Mädchens in dem Hofe oder dem Garten zeigte, aus dem Benehmen des alten Dieners, der ihnen von fern folgte, ließ sich wohl abnehmen, daß die Familie eine adelige sei, die sich in diese bescheidene Wohnung geflüchtet habe.

Anderer Beobachtungen erhoben diese Vermuthung zur Gewißheit. Eines Tages sah Fulbert das junge Mädchen an dem Fenster sitzen und ein Kästchen öff-

nen, aus welchem sie mit sichtbarer Rührung ein Papier nahm, das sie langsam auseinander schlug. In diesem Papiere befand sich eine Locke von silberweißem Haar und ein Ludwigskreuz, auf das die Thränen des jungen Mädchens fielen.

Eine andere Entdeckung machte Fulbert, nachdem die alte Dame längere Zeit krank gewesen zu sein schien. Eines Morgens trat ein alter Mann vorsichtig in das Haus; er wurde sehr ehrerbietig empfangen und schien ein Geistlicher zu sein. Bald darauf schimmerten zwei Lichter hinter den sorgfältig verhangenen Fenstern und offenbar laß der geächtete Priester mit Gefahr seines Lebens in dem Zimmer der Verfolgten eine Messe.

In den ersten Tagen des Frühlings erschien ein Mädchen, das Fulbert Antoinette nannte nach seiner Mutter, schöner und heiterer in dem Gärtchen an dem Hause. Er hatte sie nie so lebhaft, so von inniger Freude durchdrungen gesehen; nie hatte sie dem alten Diener so freundlich zugewinkt. Der Alte wies auf ein Fenster des Häuschens, das einzige, welches noch nicht geöffnet war, und schüttelte lachend den Kopf. Das Mädchen blickte ebenfalls nach dem Fenster hinaus, sah dann nach ihrer Uhr und zuckte die Achseln, als hätte sie sagen wollen: „er beeilt sich nicht eben sehr, zu mir zu kommen. Schon ist es sieben Uhr und ich bin noch allein im Garten.“

Der Mann vom Telegraphen schien wirklich die Gedanken des jungen Mädchens errathen zu haben, denn bald darauf erschien im Garten ein junger schlanker Mann mit sanften aber stolzen Zügen, der lächelnd ihr entgegeneilte, die ihn ohne Zweifel erwartet hatte. Der junge Mann sah Antoinetten etwas ähnlich, war aber sehr blaß; seine großen schwarzen Augen waren ein wenig eingefallen.

Er erfaßte die Hand des jungen Mädchens und küßte sie. Der Unglückliche, welcher von seiner Wohnung herab die Wirkung dieses Kusses beobachtete, bemerkte in den Augen Antoinettens so großes Entzücken, so viel Glück und Liebe, daß er über sein Unglück nicht mehr zweifelhaft sein konnte.

Lange sah er beide nebeneinander in dem Garten auf- und abgehen, während Antoinette ihren Arm auf den Arm des Freundes stützte. Er sprach mit Feuer; sie hörte ihn an, ohne etwas zu sagen, blickte lächelnd zu ihm auf, als ob die Gefühle, die in den Worten des Geliebten überströmten, längst schon auch in ihrem Herzen geschlummert hätten.



Die jungen Leute hatten den Garten lange schon verlassen, als der Mann vom Telegraphen noch immer unverwandt dahin blickte. Tausend schreckliche Pläne durchkreuzten sich in seinem Kopfe.

Abends erschienen die Liebenden wieder in dem Garten und der Eifersüchtige verlor das Wenige von seinem Verstand, das ihm noch geblieben war, vollends, als er sie Arm in Arm nach der Laube wandern sah. Er vermochte nicht länger zu widerstehen, stieg von dem Thurne herab, verließ seine Wohnung, schlich an den Häusern hin und gelangte in das schmale Gäßchen, an welches der Garten Antoinettens grenzte.

Am Fuße der Mauer horchte er, aber er vermochte nichts von den Worten zu vernehmen. Endlich entdeckte er eine Thür, die unverschlossen war; er trat ohne Zögern ein und schlich sich nach der Laube, in der sich die Liebenden befanden.

Es war noch hell genug, daß er sie Beide neben einander sitzen sehen konnte. Dieser Anblick beruhigte ihn in etwas und er dachte bei sich: „Gott sei Dank, sie lieben einander nicht. Sie sind Verwandte.“

Er hörte jetzt deutlich ihre Worte und das junge Mädchen sagte:

„Wir müssen uns also trennen, Gaston.“

— „Ja, wir müssen scheiden, meine theuere Louise,“ antwortete der junge Mann.

Bei dem Namen Louise fühlte sich der Lauscher tief bewegt. Also auch den Namen Antoinette, der ihm so theuer war, mußte er aufgeben. Alles war bei dieser verderblichen Liebe Täuschung, nichts wirklich als seine Verzweiflung.

Das Mädchen fuhr fort:

„Wie traurig aber ist der Abschied, Gaston, da es sich um Krieg, um Kämpfe, um ein so gewagtes Unternehmen handelt, wie es das Eurige ist.“

— „Ist uns bei dem gewagten Unternehmen, wie Du es weißt, nicht Alles bis jetzt günstig gewesen? Es wird auch glücklich zu Ende geführt werden. Gewiß war es schwieriger, krank wie ich war, durch das ganze republikanische Frankreich hindurch zu reisen, den Spionen, Richtern und Henkern zu entgehen, um zu meinen Brüdern zu gelangen, als es das Uebrige ist. Noch zwei Tage und ich bin in der Bretagne.“

„Ach Gaston, man kann noch im Hasen Schiffbruch leiden. Ich zittere, wenn ich an die Gefahren denke, denen Du Dich aussetzt.“

— „Du zitterst, Louise? Du liebst mich also wirklich ein wenig?“

„Bist Du nicht mein Vetter?“ antwortete sie mit bewegter Stimme.

— „Freundschaft also, nur Freundschaft! Ach, Louise, wer weiß, was mich am Ziele erwartet? Gehe ich zum Siege oder zum Blutgerüste? Ich weiß es nicht, doch der Wille Gottes geschehe! Ich habe gethan, was ich thun mußte. Aber um den Sieg zu verschönern, um mich in der Niederlage zu trösten, bedarf ich ein Liebespfand. Louise, laß mich nicht weiter ziehen, ohne mir zu sagen: was auch geschehen möge, ich liebe Dich mehr als einen Freund, ich liebe Dich wie den, welchen man sich zum Bräutigam, zum Gatten wünscht. Soll ich fortgehen, Louise, ohne diesen Ring mitzunehmen? Warum entziehst Du mir Deine Hand? Du hattest mir versprochen.“

„Nichts,“ entgegnete sie mit dem lieblichsten Tone ihrer Stimme, „und übrigens bist Du noch nicht fort. Auch,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, „erzählst Du mir nichts von dem Plane, nach welchem Ihr handelt, und von den Hoffnungen, auf die Ihr bauet.“

— „Wir haben den Plan, die weiße Fahne aufzupflanzen, zu siegen oder zu sterben für Gott und den König,“ antwortete der Verbannte; „eine große Anzahl royalistischer Offiziere und Freiwilligen ziehet in diesem Augenblicke von verschiedenen Punkten Frankreichs nach dem Lande der Treue, der alten Bretagne. Mein Bruder geht auf einem andern Wege nach demselben Ziele. Wir werden bald einander wiedersehen. Das Hauptquartier, der Sammelplatz ist das Schloß Sablonnière, in welchem wir einen königlichen Prinzen finden werden und die Zeit zum Handeln abwarten. Das Signal zur Bewegung wird von Lorient ausgehen. Unsere Maßregeln sind gut getroffen; die Truppen, welche jene Stadt vertheidigen, sind gewonnen; wir haben Freunde und Anhänger unter den Einwohnern und selbst unter den republikanischen Beamten. Am 10. Juni Abends um acht Uhr werden Schiffe mit Ausgewanderten in dem Hasen einlaufen; wir erscheinen bewaffnet vor den Thoren der Stadt und werden uns, in Verbindung mit den Landungstruppen, des Hafens und der Stadt bemächtigen im Namen Sr. Majestät Ludwigs XVIII.“

„Am 10. Juni um acht Uhr?“ wiederholte Louise.

— „Ja, Louise, gedenke des Tages und sage dann zu Dir: jetzt verdient sich Gaston seine Sporen und bemüht sich, Deiner würdig zu werden.“



„Ich werde es nicht vergessen,“ sprach sie mit einem Seufzer.

— „Auch ich nicht,“ dachte Fulbert bei sich, der Alles gehört hatte.

Die Unterhaltung zwischen den beiden jungen Leuten nahm darauf allmählig den Charakter wieder an, den sie gehabt hatte, ehe Louise ihren Better auf die großen Ereignisse brachte, die sich vorbereiteten. Gaston erneuerte seine Bitten, um von Louise ein Pfand zu erhalten, das sie an das Schicksal des Verbannten knüpfte. Er bat mit der Beredsamkeit, die die wahre Liebe so eindringlich und gewaltig macht. Die anfangs bestimmt ausgesprochene Weigerung schien sich allmählig in einzelne Worte zu verlieren, die mit tief bewegter Stimme gesprochen wurden. Der Eifersüchtige zitterte in dem Dunkel, das ihn barg, und das Geräusch, das er machte, erschreckte die Liebenden. Louise trat rasch aus der Laube heraus, entweder weil sie das Geräusch gehört hatte oder weil sie in der Flucht das Ende der Bewegung suchte, die durch die Zeit, den Ort und ihre Liebe für sie gefährlich zu werden drohete. Gaston folgte ihr, rief sie und eilte ihr nach dem Hause zu nach.

Diese Flucht Luise's, dieses Widerstreben gegen die Bitten ihres Betters retteten diesen vor der Gefahr, in die ihn die Entdeckung seines Geheimnisses bringen konnte. Dieses Geheimniß befand sich in der Hand eines Feindes, der sichere Mittel besaß, die Pläne der Verschworenen schnell nach Paris zu melden. Zum Glück für Gaston hatte der Lauscher nur Gedanken für seine Liebe, die durch den Reiz der Stimme, die er gehört hatte, noch viel gewaltiger geworden war. Wenn der Nebenbuhler ihm in der Laube als begünstigter Liebhaber erschienen wäre, wenn er erlangt hätte, was er bat, das Geständniß der Liebe, so hätte vielleicht Fulbert in der Wuth der Eifersucht an die Waffe gedacht, die in seine Hand gegeben war und die zugleich seiner Leidenschaft, wie seiner politischen Meinung dienen konnte. Aber Louise hatte immer „nein“ gesagt; ihre Stimme war zwar sehr bewegt gewesen, aber der Verbannte war ihr Better und die Theilnahme, die sie ihm bewies, brauchte nicht gerade Liebe zu sein; sie floh, ohne ihm etwas zu bewilligen. Uebrigens sollte der junge Mann am nächsten Tage abreisen.

Aber wenn der verhasste Gaston seine Bitte wiederholte, wenn er glücklicher als jetzt, erlangte, was er wünschte!? In diesen Gedanken verließ Fulbert den dunkeln stillen Garten und kehrte in seine Wohnung

zurück, ohne dort die Ruhe zu finden. Tausend böse Gedanken, tausend peinigende Bilder quälten ihn; angekleidet warf er sich auf sein Lager, um gleich mit Tagesanbruch seine Beobachtungen fortzusetzen und dem Abschiede dessen zusehen zu können, dessen Gegenwart für ihn die Quelle so schrecklicher Unruhe war.

Die Sonne erschien am Horizonte, als der nächste Telegraph das Zeichen gab, daß von Paris aus Signale erfolgen würden. Die ersten Worte der ersten Depesche fesselten die Aufmerksamkeit Fulbert's. Es war ein Befehl an den republikanischen General, der die Truppen von Finistere befehligte, in der Nacht vom 8. Juni das Schloß Sablonniere zu besetzen, das Feinden der Republik, Ausgewanderten und Chouans als Zufluchtsort diene. Der General sollte alle darin Befindlichen festnehmen und nach Orient bringen lassen, wo man sie sogleich vor ein Kriegsgericht stellen würde.

Fulbert theilte den Befehl weiter mit; es war seine Pflicht; er mußte gehorchen; aber ihm blieb nun noch etwas zu thun übrig; er mußte den Verbannten, dessen Geheimniß er erlauscht hatte, warnen und ihn hindern, dem gewissen Verderben entgegen zu gehen. Das war sein anderer Gedanke. Vor der wirklichen Gefahr, welcher der Offizier ausgesetzt war, schwanden die Träume seiner Eifersucht und er nahm sich deshalb vor, sogleich zu den jungen Leuten zu eilen.

Ehe er ging, kam es ihm leider in den Sinn, erst noch einmal hinzusehen, was in dem Garten vorgehe. Der Garten gewährte noch immer den gewöhnlichen ruhigen Anblick. Ein Mann ging langsam, reisefertig, in demselben auf und ab. Fulbert erkannte den Offizier vom vorigen Abende; er schien auf Jemanden zu warten und brach in der Ungebuld rechts und links Blumen ab, die er dann zerpflückte und auf den Weg streuete. Der Anblick des Offiziers erregte in dem Herzen Fulbert's den Haß der Eifersucht wieder, der seine gute Absicht wankend machte. Warum die neue Zusammenkunft fern von den Augen der Mutter Louise's? Was können sie einander bei dem Abschiede zu sagen haben, das sie jedem Dritten zu verheimlichen wünschen?

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Musikalische Anekdoten.) Vor mehreren Jahren lebte in Paris ein gewisser Baron von Bage, ein ungeheuer reicher, origineller und geistreicher Mann, Einer der ausgezeich-



netsten Dilettanten und eifrigsten Melomanen, die es jemals gegeben hat. Er wollte durchaus für einen sehr gelehrten Musikkenner gelten, nahm sich der Interessen der Kunst mit Leidenschaft an und schmeichelte sich, die musikalische Ausbildung der meisten Componisten seiner Zeit vollendet zu haben.

Der Baron hatte auch den damals in Paris lebenden deutschen Componisten K. kennen gelernt, der die Laufbahn erst vor Kurzem betreten. Der junge Künstler lebte sehr zurückgezogen, hatte noch keinen Ruf, besaß aber viel Talent, Eifer und Ehrgeiz und suchte sich an den Baron anzuschließen, den man ihm als einen wohlwollenden und freigebigen Beschützer, als wahren Mäcenat geschildert hatte. Bei einem Besuche, den er demselben machte, überreichte er ihm eine Partitur und bat ihn um seine Ansicht darüber.

„Sehr gut,“ antwortete der Baron; „Sie besitzen Feuer, Geist und Poesie; aber diese glänzenden Eigenschaften reichen nicht hin, um ein großer Künstler zu werden; diese natürlichen Gaben müssen durch die Wissenschaft belebt und befruchtet werden. Es fehlt Ihnen noch an Kenntnissen, lieber Freund; nehmen Sie Unterricht bei mir; ich stehe Ihnen wöchentlich drei Stunden zu Diensten und zweifle nicht, daß Sie bei meiner vortrefflichen Methode und Ihren glücklichen Anlagen bald ersetzt haben werden, was Ihnen noch fehlt; da ich Sie indes durch diese Unterrichtsstunden nicht benachtheiligen will, so wird der Lehrer den Schüler bezahlen. Ich gebe Ihnen einen Louisd'or für die Stunde.“

K. war, wie alle junge Künstler, welche sich noch keinen Namen gemacht haben, so arm an Geld, wie reich an Hoffnungen und der Vorschlag des Barons Woge fand also seinen vollkommenen Beifall. Er versahnte nie, zu der bestimmten Stunde an den festgesetzten Tagen sich zu seinem Lehrer zu begeben und bewies darin eine exemplarische Pünktlichkeit.

So vergingen sechs Monate und der Baron gab, treu seinen Versprechungen, nach jeder Unterrichtsstunde seinem Schüler den versprochenen Louisd'or. Eines Tages aber, entweder weil ihm der Schüler zu pünktlich war oder weil er glaubte, derselbe habe nichts mehr zu lernen, kündigte er ihm an, daß er den Unterricht einstellen werde.

„Jetzt, lieber Freund,“ sagte er, „wissen Sie genug und können sich durch eigene Kraft forthelfen.“ —

Einer der berühmtesten Violinisten des vorigen Jahrhunderts, Puzos, wurde vor das Revolutionstribunal in Paris beschieden und er antwortete auf alle Fragen, die man ihm vorlegte, durchaus weiter nichts als: „ich spiele Geige, ich spielte Geige, ich werde Geige spielen.“ Und diese beredte Vertheidigung führte seine Freisprechung herbei. —

Ein Musiker war von einem Dorfe in Piemont beauftragt worden, eine Messe zu componiren. Er besaß einige Partituren, und entlehnte aus diesen bedeutende Stücke, ließ sich aber bei dieser Wahl nicht immer durch richtige Kritik leiten. So fand er z. B. für die Worte des Credo nichts Geeigneteres,

als die Musik einer Scene aus „Orpheus in der Unterwelt“, welche die Worte enthielt: „Durch meine Thränen laßt Euch rühren“. Der Chor der Dämonen antwortet darauf: „nein!“ Nun denke man sich den Unwillen der versammelten andächtigen Frommen, als sie nach den Worten, welche der Priester sprach: Credo in Deum patrem, den Gesang wiederholen hörten: „nein! nein!“ Man wollte den Componisten steinigen und er entkam nur durch Zufall mit heiler Haut.

(Die griechische Heldin Bobolina.) Ein Engländer, ehemaliger Philhellene, hat im vorigen Jahre Griechenland wieder besucht und auf Spezzia das Schicksal der Heldin Bobolina erfahren, die im Anfange des griechischen Freiheitskampfes eine so große Rolle spielte. „Die Amazone Bobolina,“ sagte er, „die in den ersten Jahren der Revolution so großen Ruhm erwarb, war auf Spezzia geboren und besaß drei Schiffe, die sie für den jungen Staat ausrüstete. Bei vielen Gelegenheiten, namentlich in Argos und Tripolizza, bewies sie einen Muth, der einem alten Palikaren Ehre gemacht haben würde. Ihr Ende war für die halb barbarischen Sitten der Zeit sehr charakteristisch. Ihr Sohn hatte sich in eine schöne Helena der Insel verliebt, welche bereits einem Andern versprochen war. Trotz der eiferfüchtigen Beschränkung, denen der Umgang zwischen beiden Geschlechtern unterworfen war, fanden die beiden Liebenden Gelegenheit, mit einander zu sprechen und eine Flucht von der Insel zu verabreden, die denn auch glücklich ausgeführt wurde. Der Vater der Schönen begab sich, sobald er die Flucht erfuhr, in aller Schnelligkeit mit seinen drei Söhnen nach der burgähnlichen Wohnung Bobolinas und verlangte die Auslieferung seiner Tochter. Die Frau hatte vorher eine Andeutung über die feindseligen Absichten des Mannes erhalten und er fand deshalb bei seiner Ankunft das Haus verbaricadirt. Es fand eine Unterredung zwischen Bobolina an einem der obern Fenster und den Besatzern statt, die sich unter dem Hause bewaffnet aufgestellt hatten. Die Amazone betheuerte, daß weder die Entflohenen, noch ihr Sohn sich in dem Hause befinde und daß sie überhaupt von einer Entführung, wenn eine solche stattgefunden habe, nichts wisse; die Belagerten ihrer Seite glaubten an diese Betheuerungen nicht und verlangten eingelassen zu werden, um Nachsicherung in dem Hause zu halten. Dies verweigerte Bobolina bestimmt und die Belagernden schossen nun gegen das Haus. Bobolina fiel gleich im Anfange, von einer Pistolenkugel in den Kopf getroffen. Die Flüchtigen hatten die Insel wirklich verlassen, sonst würde ohne Zweifel noch mehr Blut vergossen worden sein. — Bei meiner Anwesenheit auf Spezzia, sagt der Engländer hinzu, war der Friede wieder hergestellt und der Sohn der Heldin Bobolina lebte auf dem freundschaftlichsten Fuße mit seinem Schwiegervater und seinen Schwägern, von denen Einer der Mörder seiner Mutter sein mußte.

(Bilder aus dem Leben der Afghanen.) Seit die Engländer durch die Afghanen eine so entseßliche Niederlage er-



litten haben, erregt dieses thatkräftige und freiheitsstolze Volk neues Interesse und wir theilen deshalb aus dem eben erschienenen Werke des bei dem Aufstande in Kabul ebenfalls ermordeten Burnes, von dem man sagt, er habe Asien besser gekannt als irgend ein Sterblicher, Einiges zur Charakteristik der Afghanen mit: „Pferderennen sind eine Lieblingsunterhaltung und man bereitet die Pferde gewöhnlich vierzehn Tage bis drei Wochen vorher dazu vor, was auch nöthig ist, denn ein Wettrennen dort ist eine ganz andere Sache als bei uns, da die Pferde vierzig bis fünfzig (engl.) M. weit laufen, dabei oft durch Moräste waten und durch Flüsse schwimmen müssen; gewöhnlich jedoch ist die Rennbahn eine mit dem schönsten Rasen bewachsene weit gedehnte Ebene. Das Schauspiel ist im höchsten Grade interessant, da nicht blos die Wettreitenden, meist ungefähr zwanzig an der Zahl, aufbrechen, sondern die ganze anwesende Gesellschaft, hundert bis fünfhundert Reiter, sie wenigstens mehrere Meilen weit begleiten. Ein Kampfrichter ist vorausgeschickt worden und die Wettreitenden kommen selten vor dem nächsten Tage zurück. Die Preise sind gewöhnlich eine Anstrengung allerding's werth; bei einer Gelegenheit, wo der Geber ein reicher Mann war, bestand der erste in einem jungen Mädchen von seltener Schönheit, der zweite in fünfzig Schafen, der dritte in einem Knaben, der vierte in einem Pferde, der fünfte in einem Kamel, der sechste in einer Kuh und der siebente in einer Wassermelone, deren Gewinner ein Gegenstand des Scherzes und der Neckereien wird. Eine andere und noch unterhaltendere Art des Wettrennens ist die folgende: ein Reiter nimmt eine Ziege vor sich auf das Pferd und jagt damit in vollem Galopp davon; fünfzehn bis zwanzig Andere sehen ihm nach und wer von diesen die Ziege ergreifen und dem Andern entziehen kann, behält sie zur Belohnung. Die Schnelligkeit, mit welcher die Ziege oft den Herrn wechselt, ist sehr lächerlich, aber das arme Thier wird freilich in dem Wettkampfe um seinen Besitz häufig in Stücke zerrissen.“ —

„Die Männer verkaufen hier ihre Frauen, sobald sie derselben überdrüssig geworden sind. Dies kommt keineswegs selten vor, der Mann muß sie jedoch vorher ihrer Familie anbieten und den Preis nennen, den er für sie verlangt. Geben ihm die Verwandten die geforderte Summe nicht, so steht es ihm frei, die Frau an jeden andern zu verkaufen. Nach dem Tode eines Mannes werden alle seine Weiber das Eigenthum seines nächsten Bruders, der sie heirathen und verkaufen kann, wie es ihm beliebt, sie jedoch in dem letztern Falle ebenfalls vorher ihrer Familie anbieten muß. — Ein Mann, der eine heirathsfähige Tochter hat, muß dem Mir Anzeige davon machen, der seinen ersten Eunuchen absendet, um das Mädchen besichtigen zu lassen; ist sie hübsch, so nimmt er sie für seinen Herrn mit sich; ist sie es nicht, so giebt er die Erlaubniß, das Mädchen an einen andern Mann zu verheirathen. — Für den größten Beweis der Klugheit und Geschicklichkeit einer Frau gilt es unter den Afghanen, wenn sie Geld zu sammeln versteht. Als die Hufa Begum, die berühmte Königin des Shah Subsha, starb,

wurde zu ihrem Ruhme überall besonders hervorgehoben, sie habe eine ansehnliche Geldsumme gesammelt. — Das Geld, welches die vornehmen Damen in Afghanistan für ihre eigenen Bedürfnisse erhalten, heißt nicht Rabelgeld, sondern „Surkifusidi“ d. h. Schminkegeld. Die afghanischen Damen sind, wann sie öffentlich erscheinen, ganz weiß gekleidet und völlig verhüllt; sie gehen langsam einher und gleichen deshalb wirklich Gespenstern. Trotz allem, was wir erzählt haben, üben die Frauen in Afghanistan einen bedeutenden Einfluß aus. Dost Mahomed Khan schrieb zu einer Zeit, als ihm an einem bestimmten Verfahren seiner Brüder in Kandahar viel gelegen war, an seine Schwester, die sich ebenfalls dort befand, und empfahl ihr dringend, sie auf dem rechten Wege zu erhalten, wodurch er denn bewies, daß man die Frauen selbst in wichtigen Staatsangelegenheiten um Rath fragt.

(Der Wasserhahnenfuß.) Der Wasserhahnenfuß (*Ranunculus aquaticus*) soll nach der englischen Zeitschrift: *Gardener's Chronicle* eine uns bis jetzt nicht bekannt gewesene wichtige Eigenschaft besitzen: an ruhigen Stellen eines langsam fließenden Flusses, oder in stillen Teichen, heißt es, schwimmt diese hübsche wilde Blume in ihrem Schmuck von Grün und Silber. Sie bildet da einen Teppich von glänzenden Blättern, auf denen sich Tausende von glänzend weißen becherförmigen Blüten zeigen. Sie erscheint in den warmen Tagen des Aprils und verschwindet in der Mitte des Sommers. In dieser kurzen Zeit hat sie jedoch dem Menschen größere und wichtigere Dienste geleistet, als die Bäume zu leisten vermögen, die sie beschatten. Ihre langen saftreichen Wurzeln breiten sich nach allen Richtungen hin unter dem Wasser aus, das über ihnen steht und fließt, und saugen begierig alle Unreinigkeiten auf, welche dasselbe enthält. Durch sie wird dem Wasser die Fähigkeit genommen, ungesunde Dünste auszuströmen und die Sümpfe entbehren ihre auf die Gesundheit der Menschen so nachtheilig einwirkenden Eigenschaften so lange, als solche Blumen auf ihnen wachsen.

(Gläserne Westen.) Nachdem wir lange nichts über die Fortschritte der Glasweberei erwähnt gesehen haben, lesen wir in einer englischen Zeitschrift: Die sinnreiche Entdeckung, das Glas in eine Substanz zu verarbeiten, welche der reichsten Seide gleicht, wird jetzt in ziemlichem Umfange zur Ausführung gebracht und man sieht namentlich Westen für Herren, Damenkleider und andere Gegenstände des Schmuckes in den glänzendsten Mustern. Dieser Stoff übertrifft an Biegsamkeit und Weichheit selbst die Seide und in Hinsicht auf die Dauer (welche allerdings in den Kreisen, auf die der Stoff jetzt beschränkt ist, keine besondere Berücksichtigung findet) steht er natürlich weit höher. Wenn die Fabrikation noch einige Mängel beseitigt hat, die allerdings noch immer bestehen, wird der Glasstoff sicherlich allgemein getragen werden. Wenn man eine richtige Vorstellung von seinem prachtvollen Aussehen erhalten will, muß man namentlich Fenstergardinen von diesem Stoffe betrachten,



durch die das Licht fällt und sich in in allen Farben bricht, wie in einem Gewebe von Edelsteinen.

### Generalcorrespondenz.

Ein Chinese, welcher dem Märtyrertode eines christlichen Missionärs beiwohnte, fühlte sich von der Unerschütterlichkeit, mit welcher dieser Mann starb, so gewaltig ergriffen, daß er selbst ein Christ wurde. Er schiffte sich nach Europa ein und pilgerte nach Rom, wo er sich der Malerei widmete. Er hat in seiner Kunst bedeutende Fortschritte gemacht und in London ist gegenwärtig ein Gemälde von ihm ausgestellt, dessen correcte Zeichnung wie lebhaftes Colorit allgemein gerühmt werden. Der Gegenstand ist „der Tod des christlichen Missionärs,“ dessen Zeuge er selbst war und der die Aenderung seines Glaubens und seines Lebens veranlaßte. —

Bekanntlich wurden in den finstern Zeiten früherer Jahrhunderte Prozesse auch gegen Thiere und selbst leblose Gegenstände geführt und Strafen gegen dieselben ausgesprochen. Wir halten dies jetzt kaum noch für möglich und doch besteht die Sitte noch heutigen Tages in England. Bei einem Prozesse gegen einen Mann, der zufällig seinen Diener erschossen hatte, weil er ihn für einen Dieb hielt, sprach vor wenigen Wochen die Jury in einer kleinen englischen Stadt eine Strafe von 1 Pf. St. gegen das Gewehr aus und trug darauf an, daß dasselbe sofort vernichtet werde. — Ein anderer Beweis dafür, wie weit die Engländer in manchen Dingen noch zurück sind, ist der ungeheuerer Absatz, welchen bei ihnen noch immer allerlei sogenannte Geheimmittel der zahlreichen Quacksalber und „Chemiker“ finden, die ihre Wunderessenzen u. mit der unverschämtesten Frechheit in allen Zeitungen ausposaunen. Die Regierung hat auf diese Geheimmittel eine Abgabe gelegt und dieselbe brachte im Jahre 1841 nicht weniger als 350,000 Thlr. ein. —

In der amerikanischen Fabrikstadt Lowell erscheint eine kleine Monatschrift: Lowell Offering, welche ausschließlich von Mädchen geschrieben wird, die in den dortigen Fabriken beschäftigt sind. Eine große amerikanische Zeitung bezweifelt es, ob irgend eine Anzahl junger Damen aus den gebildeten Familien irgend einer Stadt im Stande sei, correcter und anziehender zu schreiben als jene „Fabrikmädchen.“ —

Der Engländer Sturge, der ein Werk über die Vereinigten Staaten geschrieben hat, erzählt, es lebe in New York ein Spanier von Cuba, der früher Selavenhändler in Havanna gewesen und einst der Rache eines Negerers beinahe als Opfer gefallen sei. Er hatte dem Selaven eine harte Strafe für den nächsten Tag angekündigt, der zur Verzweiflung getriebene Afrikaner versteckte sich aber in dem Zimmer seines Herrn und erstach in der Nacht die Frau desselben aus Versehen, da der Dolchstoß dem Herrn geglitten hatte. Drei Neger wurden mit dem Thäter als Mitwissende gehangen, der Spanier aber war so in

Angst gesetzt worden, daß er Havanna verließ und sich nach New York wendete. Dort betreibt er indes seinen schändlichen Handel noch immerfort und er soll im vorigen Jahre dadurch einen reinen Gewinn von hunderttausend Dollars gemacht haben. Er lebt in New York im größten Luxus und gilt für einen sehr lebenswürdigen Mann, aber erfüllt von dem unverföhnlichsten Hasse gegen alle Schwarzen. Freilich, wer einen Menschen mordet, ist ein Missethäter, wer aber Tausende um das Leben bringt, gilt für einen Helden. —

Ein Besuch in der italienischen Oper in Athen soll einen höchst merkwürdigen Anblick gewähren; die Mischung von Fezis und Hüten, Mänteln und Palletots, Beinkleidern und Justanellen macht einen fast grotesken Eindruck. Man kann sich kaum eines Lächelns enthalten, wenn man grimmige alte Palikaren eine Cavatine der Primadonna beklatschen sieht. —

Seit langer Zeit ist wahrscheinlich der Nachlaß eines Künstlers so ungeheuer hoch bezahlt worden, wie die Zeichnungen, Skizzen, vollendeten und nicht vollendeten Gemälde David Wilkie's, die im Anfange März in London versteigert wurden. Es waren gegen 700 Gegenstände und die unbedeutendsten Skizzen, die Wilkie auf seinen Reisen flüchtig auf Papier geworfen hatte, wurden mit 20 bis 90 Guineen bezahlt, weil die Herausgeber von Stahlstichen einander um die Bette überboten; so finden wir: ein Dragoman mit seiner Tochter 90 Guineen, ein Dragoman 51 Guineen, ein Maulthiertreiber 49 Guineen. In demselben Verhältnisse wurden die Skizzen in Del bezahlt, z. B. ein „Tartar, der die Einnahme von St. Jean d'Acre erzählt,“ mit 175, „der Brieffschreiber,“ höchst unbedeutend, sogar mit 425 Guineen und „die Schule,“ ein zwar schönes, aber noch nicht vollendetes Gemälde, mit 720 Guineen (nahe an fünftausend Thaler!). —

Victor Hugo reiset in diesen Tagen nach Algier ab, von wo aus er eine längere Wanderung durch die Länder des Orients zu machen gedenkt. Jedenfalls bringt er eine interessante Beschreibung seiner Reise mit zurück. —

Ein Herr Griffiths in Birmingham hat dem Prinzen von Wales ein Paar Pistolen überreichen lassen, die zusammen nicht mehr als drei Loth wiegen. —

Unter den Unglücklichen, welche bei dem schrecklichen Unfalle auf der Eisenbahn von Versailles nach Paris am 8. Mai d. J. auf so gräßliche Weise ihr Leben verloren, befand sich bekanntlich auch der berühmte Admiral Dumont d'Urville, der dreimal die Erde umschiffte hatte und Gefahren aller Art entgangen war. Wir haben das Portrait des ausgezeichneten Mannes in Nr. 52 des Jahrgangs 1841 der Allgemeinen Modenzeitung mitgetheilt und erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß von dem bekannten eben so unterhaltenden als belehrenden Reisewerke „Malerische Reise um die Welt,“ das in Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig in deutscher Uebersetzung erschienen ist, der größte Theil aus seiner Feder geflossen ist. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 24.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 Illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Modes-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Telegraph.

Erzählung.

(Schluß.)

Endlich erschien das Mädchen und eilte dem Offiziere entgegen, der eine weiße Rose in der Hand hielt, dieselbe küßte und dann Louise überreichte. Louise nahm sie lächelnd, hielt sie so nahe an ihre Lippen, daß der eifersüchtige Beobachter geschworen haben würde, sie habe sie auch geküßt, und steckte sie sodann an den Busen. Darauf zog sie von ihrem Finger einen schönen Ring, dessen goldener Reifen in den ersten Strahlen der Sonne glänzte, und reichte ihn dem Wetter. Der Beobachter hielt sich nicht dabei auf, die Freude zu beobachten, die sich in den Zügen und in allen Bewegungen des jungen Mannes aussprach, als er knieend den Ring empfing und küßte wie die schöne Hand, die ihm dieses Pfand der Liebe und der Treue bot.

Statt seinen Vorsatz auszuführen und den Offizier zu warnen, begab sich Fulbert in sein Arbeitszimmer.

„Nun mag er gehen,“ dachte er bei sich; „der Befehl, der ihm auch angeht, eilt ihm voraus. Nuth, Gaston!“ setzte er mit grausamem Lächeln hinzu, „benutze die Zeit, bevor Deine Stunde schlägt, berausche Dich in der Liebe, schmücke Dich mit den Beweisen der Schwäche dieses Mädchens, das ich strafen will, indem ich Dich in Dein Verderben eilen lasse. Du ahnst in Deinem Glücke nicht, Unseliger, daß über Dei-

nem Haupte hin das Zeichen zu Deinem Tode und zu meiner Rache gegeben wird.“

Die Tage, welche der Abreise des Offiziers folgten, waren traurig für Fulbert, düster wie die Augenblicke, die der Mörder vor seinem Opfer verbringt, nachdem er ihm den Todesstreich gegeben, nachdem die Leidenschaft sich beruhiget hat, die ihm zu der That trieb, nachdem er wieder kaltblütig genug geworden ist, um die verderblichen Folgen seiner That überblicken zu können.

Er sah das Mädchen nicht mehr, ohne daß sich bei ihrem Anblicke neben der Liebe die Pein der Reue regte. Zeigte sie sich ruhig und heiter, so dachte er an den Kummer, an die Stürme, die bald an die Stelle des Sicherheitsgefühles treten würden. Sah er sie nachdenkend und traurig umhergehen, so legte er sich bereits diese Ahnung, die sie betrübte, zur Last. Wie sollte es werden, wenn sie erst die Nachricht von der Verhaftung Gastons erhalten, wenn er Zeuge ihres Schmerzes und ihrer Verzweiflung sein mußte, die er hätte abwenden können und die gewissermaßen sein Werk waren!

Fünf Tage nach der Abreise Gastons mußte Fulbert nach Paris hin die Nachricht weiter melden: „8. Juni. Die Chouans sind in dem Schlosse Sablonniere ergriffen worden. Nach einem lebhaften Widerstande hat man sie entwaffnet und nach Orient abgeführt. Das Kriegsgericht wird morgen ihr Urtheil sprechen.“

Fulbert berichtete die Depesche mit klopfendem Her-



zen weiter und er verbrachte einen schrecklichen Tag. Am nächsten Tage flog die Nachricht herbei: „Alle zum Tode verurtheilt.“ Dann folgten die Namen der Unglücklichen, unter denselben auch Gaston und endlich die Worte: „sie bitten, daß die Hinrichtung auf den nächsten Tag verschoben werde.“

Den nächsten Tag war der 10. Juni. Die Engländer konnten sich an diesem Tage der Stadt bemächtigen und die Verurtheilten retten. Welche Antwort wird man aus Paris geben? Fulbert wußte nicht, was er wünschen sollte. Er wagte nicht zu fürchten, daß man streng verfare, aber er wagte auch nicht auf einen Aufschub zu hoffen. Der Aufschub konnte die Rettung eines verhafteten Nebenbuhlers, eine Niederlage der Regierung sein, der er zu dienen geschworen hatte. Eine Verweigerung der Bitte war dagegen der Schmerz, die Verzweiflung, vielleicht der Tod Louisens. Wenn der Nebenbuhler entkam, wenn er in das Ausland flüchtete, wenn Louise sich zu ihm begab, um ihm dem Treuschwur zu halten? Aber es war der Gedanke, der Borwurf, den ihm sein Gewissen machen mußte: „sie starb durch deine Schuld, du konntest sie retten, du hast es aber nicht gewollt“, tausend Mal peiniger als die Ueberzeugung, daß sie mit dem Nebenbuhler glücklich sei.

In dem Garten Louisens hatten sich mehrere Freundinnen derselben eingefunden und die jungen Mädchen lachten, scherzten und tanzten, während der Mann auf dem Telegraphen ängstlich nach Paris hinschaute und wartete, welche Antwort von da kommen würde.

„Sie sind sofort hinzurichten!“ lautete die Antwort, die gegen Abend von da ankam.

Fulbert blieb, mit kaltem Schweiß auf der Stirn, unbeweglich stehen, die Hände auf den Mechanismus gestützt, welcher den Armen der Maschine den bezeichnenden Impuls geben sollte. Er war versucht, auf die Gefahr alles dessen hin, was geschehen könnte, die Worte: sind sofort hinzurichten, durch andere zu ersetzen: der Aufschub ist bewilliget. In dem Augenblicke des Handelns aber fühlte er die Kraft nicht in sich, diese Lüge zu befördern. Lange schon hätte er das Signal zum Tode Gastons weiter gehen lassen sollen. Was wird man von dieser Bögerung denken? Geschehe, was mag; sein Entschluß ist gefaßt. Unter seinen Händen, die ihre Beweglichkeit wieder erlangten, entwickelte sich endlich der Telegraph, aber nur um anzukündigen, daß der Nebel und die Dunkelheit die Mittheilung der Depesche unterbrochen. So bleibt der schreckliche Befehl gleichsam schwebend über dem Haupte

Louisens, die sich fortwährend heitern Scherzen mit ihren Freundinnen überläßt.

Diese Unterbrechung war eine unerhörte Keckheit und konnte den Schuldigen in schlimme Händel verwickeln, denn trotz den Wolken, die sich am Horizonte aufstürzten, trotz der Regengüssen, die sich gleich Strahlen an demselben zeigten, war es noch hell genug, daß der Telegraph sein Amt wohl hätte verrichten können.

Als es wirklich dunkel geworden war, hüllte sich Fulbert in seinen Mantel, setzte auf den Kopf einen großen breitkrämpigen Hut und wagte sich wieder in das Gäßchen, auf welches der Garten stieß, aus dem die Gefänge und das Lachen der jungen Mädchenschaar noch immer herüberschallten.

Nachdem der fröhliche Lärm sich entfernt hatte, glaubte der Mann vom Telegraphen eintreten zu können. Er öffnete deshalb die Thüre und schlich mit leisem Tritt nach der Laube, in welcher er schon einmal Louise mit Gaston belauscht hatte. Wie damals in dem Schatten versteckt, wie damals den Athem an sich haltend, wartete er, daß der Zufall ihm erlaube, sich Louise zu nähern und mit ihr zu sprechen.

Die Mädchen trieben ihr lustiges Spiel in der Nähe des Hauses, denn sie fürchteten das Dunkel und die Einsamkeit in der Laube. Louise wagte sich endlich dahin, um sich da zu verstecken, weil sie wohl wußte, daß keine ihrer Freundinnen so leicht sich dahin verirren würde.

Aufgeregt durch das Spiel, bewegt durch den schnellen Gang setzte sie sich auf der Bank nieder, nur wenige Schritte von dem Unbekannten, dem das Herz von unbeschreiblicher Angst klopfte. Die Nothwendigkeit, sich auszusprechen, ohne auch nur einen Augenblick zu verlieren, stellte sich dem laufenden Fulbert lebhafter und dringender dar als je; er raffte sich demnach auf und als nach einem tiefen Seufzer das Mädchen leise flüsternd sprach:

„Endlich bin ich allein.“

faßte er einen großen Entschluß.

— „Nein,“ sprach er, indem er näher zu ihr trat; „nein, Louise, Sie sind nicht allein.“

Bei dieser unbekanntenen männlichen Stimme stieß das Mädchen einen Angstschrei aus und wollte entfliehen.

Er hielt sie an dem Kleide zurück.

— „Hören Sie mich an,“ sprach er dringend zu ihr; „hören Sie mich an, Fräulein, denn ich komme, um Ihnen behilflich zu sein, Gaston zu retten.“



„Gaston! — ihn retten? Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?“

— „Beruhigen sie sich, sammeln Sie sich, Louise! Ich habe gesagt, ich will Ihren .. Vetter retten und ich komme deshalb, aber Sie müssen mich anhören, Sie müssen mich ruhig anhören, damit Sie mich verstehen, damit Sie einen Entschluß fassen können. Louise,“ fuhr er nach einer Pause fort, „Gaston ist in dem Schlosse Sablonnière verhaftet worden.“

„Verhaftet? Gaston?“

— „Heute stand er vor dem Kriegsgerichte; Louise, heute hat man ihn zum Tode verurtheilt.“

„Gaston zum Tode verurtheilt!“ rief sie und sie sank auf die Bank, zu welcher sie sich wieder hatte zurückführen lassen.

— „Verstehen Sie mich, Louise?“ fuhr er fort, indem er ihre Hand ergriff, die kalt war wie die Hand einer Statue.

„Ja, leider! ich verstehe Sie, ja, Sie sagen mir, Gaston sei .. Aber nein,“ unterbrach sie sich selbst, indem sie sich rasch wieder von Fulbert entfernte, „Sie hintergehen mich ... Sie wollen mich erschrecken. Ich weiß nicht, wer Sie sind und woher Sie kommen, warum Sie mich hier zurückhalten, warum Sie so meine Hände festhalten ... Zum Tode verurtheilt? heute? — nein, das ist unmöglich. Wie könnten Sie es schon wissen?“

— „Ich weiß es,“ erwiderte er, „weil man von jenem Thurme, den Sie vielleicht noch niemals angesehen haben, von jenem Thurme aus, dort, wo man Sie liebt, mit Leidenschaft, mit Anbetung liebt, weil ich selbst dort heute diese Nachricht erhalten und weiter nach Paris befördert habe. Verstehen Sie mich nun? Ich bin der Mann vom Telegraphen, ich verstehe die Zeichen, welche, ohne sich aufzuhalten, über diesen Berg hinfliegen. Glauben Sie mir, ich sage die Wahrheit. Gaston ist heute in Orient zum Tode verurtheilt worden.“

„Mein Gott, dann muß es wohl wahr sein,“ entgegnete sie nach kurzem Nachdenken; „ich glaube Ihnen, denn welches Vergnügen könnten Sie daran haben, daß Sie hierher kämen, um mich durch eine solche Nachricht umzubringen, hier, im Garten meiner alten Mutter, unter den Spielen meiner Nachbarinnen und Freundinnen, mich armes Mädchen, das Ihnen nie ein Leid gethan hat, das Sie nicht einmal kennen? .. Zum Tode verurtheilt!“ setzte sie schluchzend hinzu; „mein Gott, wie unglücklich bin ich!“

— „Es ist heute der neunte Juni, Louise, und das Urtheil ist noch nicht vollzogen.“

„Der neunte Juni!“ rief sie; „warten Sie .. ja .. er sagte, am zehnten würden der Hasen und die Stadt Orient in der Gewalt ihrer Freunde sein .. ach, er ist gerettet!“

— „Ja, gerettet, wenn Sie es wollen, Louise. Gerettet, Louise, wenn Du seine Befreiung vergelten willst.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sprach sie, indem sie sich unwillkürlich und erschrocken von ihm entfernte.

Die jungen Mädchen riefen in der Ferne:

„Louise! Louise! Wo bist Du?“

— „Hören Sie? Man ruft, man sucht mich. Ach, mein Gott, sagen Sie, was muß ich thun, um Gaston zu retten?“

„Höre mich an, Louise, und beurtheile nach dem, was ich Dir anvertrauen will und was ich thun kann, die Größe der Leidenschaft, die mich verzehrt und die Du mir eingefloßt hast. Die Verurtheilten von Orient haben die Regierung gebeten, die Vollziehung des Urtheils um einen Tag zu verschieben .. Den Grund zu dieser Bitte kennst Du; wenn man sie leben läßt bis morgen, werden sie durch die Engländer befreit werden.“

— „Nun?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Wissen Sie, was man auf ihre Bitte geantwortet hat?“

— „Nein.“

„Auf der Stelle hinzurichten.“ — Fassen Sie sich Louise, beruhigen Sie sich; .. dieser neue Befehl ist noch nicht über diese Stadt hinaus, sondern oben auf jenem Thurme geblieben, wo ich Dich liebe, Louise, wo ich Alles thun und tragen werde, wenn Du mich zu lieben versprichst, mich, der ich das Leben Gastons in meiner Hand habe.“

— „Sie!“ wiederholte das Mädchen zitternd, aber ohne zu wagen, sich von dem Manne zu entfernen, damit sie ihn nicht erzürne. — „Man könnte also den schrecklichen Befehl verzögern?“

„Wenn der Telegraph diese Nacht niederbrennte, könnte er natürlich die Depeschen von Paris nicht befördern; aber ich habe, ohne zu diesem Aeußersten zu greifen, ein anderes Mittel gefunden. Ich bin im Stande, die Ausdrücke der Antwort zu ändern, ich kann meinen Posten aufgeben, den Telegraphen einen ganzen Tag lang ruhen lassen, ich kann Alles, Louise, wenn Du mein sein willst.“

— „Man kommt, — lassen Sie mich!“ rief sie



in gebieterischem Tone, indem sie sich von Fulbert losmachte.

„Ich bedarf einer entscheidenden Antwort,“ setzte dieser dringender hinzu. „Willst Du Gaston retten? Willst Du es oder soll morgen mit Tagesanbruch der Telegraph den Befehl befördern: „sind sofort hinzurichten“?“

— „Dies will ich nicht und ich werde es beweisen.“

„Nun denn,“ entgegnete Fulbert, der den Sinn dieser Worte falsch deutete, „diese Nacht, um Mitternacht, in dieser Laube. . . Ich werde kommen und thun, was Du verlangst.“

Er schlich vorsichtig hinweg. Ein Gewitter zog heran; es donnerte bereits in der Ferne und die Mädchen flüchteten sich aus dem Garten in das Haus. Das Gäßchen hinter dem Garten war ganz dunkel, aber ein hellleuchtender Blis zeigte dem Manne von dem Telegraphen vor der verborgenen Gartenthüre einen Mann, der unbeweglich da stand. Er erkannte ihn, denn das Gesicht desselben hatte sich ihm zu tief eingepägt, als daß er es jemals wieder vergessen konnte.

„Gaston!“ rief er.

Das Knacken eines Pistolenhahnes ging den Worten voraus, welche mit gebieterischer Stimme gesprochen wurden:

— „Wer kennt mich hier? Freund oder Feind, rede, damit ich wisse, was ich zu hoffen habe, was ich fürchten muß.“

„Freund! Freund!“ fiel Fulbert rasch ein, „ein ergebener Freund, Gaston, der sich eben mit Ihrer Rettung beschäftigte.“

— „Wenn Du wirklich ein Freund bist,“ fuhr der royalistische Offizier fort, „so öffne mir diese Thüre, denn ich werde hier erwartet.“

„Was denken Sie?“ rief Fulbert, indem er ihn von der Thüre hinwegzog. „Ihre Verwandten sind durch Ihren Aufenthalt hier gefährdet worden und der traurige Ausgang Ihres Unternehmens ist bereits bekannt. Fliehen Sie; das Haus hier ist von Gensdarmen besetzt. Ein Schritt nach Louisen hin stürzt Sie und das Mädchen in das Verderben.“

— „Ach, was soll ich denn thun?“ fragte der Verbannte mit immer matterer Stimme; „was soll aus mir werden? Wohin soll ich mich retten? — Ich kann nicht weiter. Die Nacht, das Gewitter kommt. Ich will mich da an ihrer Thüre niederlegen; morgen wird man mich todt finden. Ich habe nichts an mir, woran man mich erkennen könnte; Louise allein wird

wissen, wer der Todte ist, wenn sie an dem Finger den Ring da sieht.“

„Kommen Sie mit mir,“ fiel Fulbert ein; „ich will Sie diese Nacht aufnehmen und verbergen. Gaston, kommen Sie, stützen Sie sich auf mich; ich bin ein Freund, fürchten Sie nichts.“

Entschlossen, diesen unerwarteten Beschützer von seinem Opfer zu entfernen und Louisen die Rückkehr des Geliebten zu verheimlichen, zog Fulbert den Verbannten nach den Ruinen. Auf der Treppe zu dem Telegraphen hinauf erzählte Gaston seinem Führer, daß er den Tag nach seiner Abreise von Louisen erkrankt und nicht im Stande gewesen sei, den Weg so schnell zurückzulegen, daß er an dem bestimmten Tage hätte in dem Schlosse Sablonnière sein können. In einer Hütte, in welcher er ausgeruhet, habe er das Mißlingen des Unternehmens erfahren. Sein Bruder, ebenfalls Gaston genannt, sei mit den Andern festgenommen worden, und Fulbert wußte nun, warum dieser Name sich mit unter den Verurtheilten befand.

„Nachdem ich diese traurige Nachricht erhalten,“ fuhr der Bendéer fort, „machte ich mich trotz dem Fieber, das mich nicht verlassen hatte, auf den Weg, um zu Louisen zurückzukehren. Ein so angestrebter Gang hat meine Kräfte vollends erschöpft.“

Mit Mühe erreichte der Unglückliche das Asyl, in das er geführt wurde. Fulbert zündete eine Lampe an und das Licht beleuchtete das ruhige bleiche Gesicht des Verbannten, der ermattet auf einen Sessel gesunken war.

Er aß und trank ein Wenig und erholte sich dadurch einigermaßen.

„Sie kennen also Louisen?“ fragte er Fulbert, der unbeweglich einige Schritte vor Gaston stand, den Kopf sinken ließ und die Kraft nicht in sich fühlte, Antwort auf die einfache Frage zu geben. „Arme Louise!“ fuhr der Verbannte fort, „meine sanfte keusche Braut, die ich ohne Sie, mein unbekannter Freund, vielleicht nicht wieder gesehen haben würde. . . Morgen werde ich zu ihr gehen und ihr sagen, daß ihr Gaston in Sicherheit ist.“

Fulbert antwortete nicht; die Hölle tobte in seinem Busen.

Gaston konnte den Schlaf nicht lange von sich abhalten.

Fulbert wartete noch eine Zeit lang, bis er sich überzeugt hatte, daß der Verbannte fest schlafe, dann schickte er sich an, hinunter in den Garten, nach der Laube zu gehen, in welche Louise zu kommen verspro-



chen hatte. Es war halb zwölf Uhr. Er nahm die Pistolen mit sich, welche Gaston auf den Tisch gelegt hatte, ging hinunter und verschloß die Thüre zu dem Thurme. Die Nacht war sehr finster. Nur einzelne bleiche Blitze zuckten in den Wolken an dem Horizonte. Fulbert sah sich noch einmal um, ehe er den Weg nach dem Garten antrat, und glaubte einen hellen Schein zu erblicken, der sich bewegte und endlich hinter einigen Säulen verschwand, welche die Stelle der alten Burgkapelle bezeichneten. Was konnte die Ursache zu dieser Helle sein? Zu jeder andern Zeit würde er dieselbe zu ermitteln gesucht haben, jetzt aber, da die Leidenschaft jede andere Stimme in ihm übertönte, schrieb er den Lichtschein irgend einem Meteore zu, das in der Gewitternacht entstanden, oder der nächtlichen Wanderung eines Büßenden, der daher gekommen, um zu der Mutter Gottes zu beten, die sonst an dieser Stelle die Gläubigen versammelt hatte.

Im nächsten Augenblicke war er in dem Gäßchen an dem Garten Louisons und es überraschte ihn einigermaßen, die Thüre offen zu finden. Ist sie schon an dem Stellbuchein angekommen? Hatte Louise diese Vorsicht gebraucht, um seinen Eintritt zu erleichtern? Fulbert schlich nach der Laube, aber Niemand befand sich in derselben. Er rief leise, Niemand antwortete. Louise war nicht da. Was bedeutet diese Abwesenheit, diese halbgeöffnete Thüre? Fulbert wartete und horchte; kein Geräusch ließ sich hören außer dem Rauschen der Blätter, von denen der Wind die Regentropfen abschüttelte. In diesem Augenblicke schlug es Mitternacht; das war die verabredete Stunde, nun wird Louise wohl kommen. Aber es verging eine halbe Stunde, noch eine halbe Stunde, und die allgemeine Stille wurde nicht unterbrochen. Nur das Herz Fulberts klopfte laut vor Ungeduld, Zorn und Langeweile.

Sie hat ihn getäuscht; sie kommt nicht. Wie ein Unsinniger that Fulbert einen Schritt aus der Laube hinaus und nach dem Hause zu. An dem Fenster Louisons zeigte sich kein Licht, es war so dunkel, wie alle übrigen; aber mit einem Male fiel leuchtend ein anderer Schein, gleich dem, welchen er unter den Ruinen gesehen hatte, auf das dunkle Haus.

Er drehte sich um; eine weißgekleidete Frauengestalt mit aufgelösetem Haar trat eilig durch die Gartenthüre in den Garten herein, schloß schnell die Thüre zu und horchte, als wollte sie sich überzeugen, ob sie verfolgt würde. Wie es schien, beruhiget durch die Stille, die ringsum herrschte, nahm sie das Licht wie-

der auf, das sie auf die Erde gestellt hatte, und wendete sich langsam nach der Seite hin, wo Fulbert stand. Es war Louise, Louise zitternd und bleich, in der Aufregung, welche die Ausführung einer kühnen und zweifelten That zu begleiten pflegt. Ihr Anblick erschreckte den Mann, der gekommen war, sie um Liebe zu bitten.

Er that einige Schritte ihr entgegen und sie schrie laut auf als sie ihn erblickte.

„Mitternacht ist vorüber, Louise,“ sprach er; ich warte schon längst.“

— „Er ist es,“ sprach sie düster vor sich hin; „er war nicht in dem Telegraphen und ich habe nicht das Glück gehabt, mich zu rächen, während ich Gaston rettete.“

„Gaston retten?“ wiederholte Fulbert, indem er Louisen nach der Laube zu ziehen suchte; „willst Du Deinen Gaston nicht retten, Louise?“

— „Ob ich es will!“ sprach das begeisterte Mädchen; „es ist geschehen.“

Und sie blickte auf das Licht.

„Wenn der Telegraph diese Nacht niederbrennte,“ sprach sie mit den Worten, deren sich Fulbert bedient hatte, „könnte er natürlich morgen die Depeschen von Paris nicht befördern.“

— „Was haben Sie gethan?“

In diesem Augenblicke schlug eine rothe Glut auf und erklärte die Worte des Mädchens vollständig.

„Sie haben den Telegraphen in Brand gesteckt!“ rief Fulbert mit schrecklicher Stimme. „Gaston, Ihr Geliebter, Gaston, Ihr Verlobter, war in demselben versteckt!“

Louise schrie laut auf und sank ohnmächtig nieder. Sie starb indeß nicht vor Schmerz darüber, mit eigener Hand ihrem Geliebten den Tod gegeben zu haben, denn das Register des Criminalgerichts in ... enthält Seite 35 das Todesurteil über Franzisca Louise von Tiberge wegen Brandstiftung an einem für den Dienst der Republik bestimmten Gebäude.

### Miscellen.

(Das Fest der heiligen Rosalie in Rom.) Während unseres Aufenthaltes in Palermo, erzählt Alex. Dumas, wurde das Fest der heiligen Rosalie gefeiert und wir verschafften uns ein Fenster in der Hauptstraße, um den Zug übersehen zu können. Bei dem ersten Blicke auf die Straße fiel mir in der dritten Etage des gegenüberstehenden Hauses ein ungeheures



Küfigartiger Balcon auf, der die ganze Breite des Hauses einnahm. Es war dies, wie ich erfuhr, ein Nonnenbalcon. Es giebt in Palermo zwanzig Nonnenklöster und man erlaubt den frommen Schwestern an Festtagen sich dahin zu bewegen. Den Weg aus ihrem Kloster legen sie in unterirdischen Gängen zurück. Kanonenschüsse verkündigten endlich die Abfahrt des ungeheuren Wagens der heil. Rosalie. Er wurde von fünfzig weißen Stieren mit vergoldeten Hörnern gezogen; seine Höhe gleich der der höchsten Häuser und er mochte außer den gemalten oder modellirten Figuren von Pappe und Wachs auf seinen zwei Stagen und einer Art Bordertheil, das wie an einem Schiffe vorragte, etwa hundert und vierzig bis hundert und fünfzig Personen tragen, die theils auf allerhand musikalischen Instrumenten spielten, theils fangen, theils Blumen streuten.

Obgleich diese ungeheure Masse zum größten Theile nur aus Flitterwerk bestand, so gewährte sie doch wirklich einen imposanten Anblick. Der Besitzer des Hauses, in welchem wir uns befanden, beklagte sich indes bitterlich über die abnehmende Frömmigkeit und die zunehmende Knickerei seiner Landleute. Der Wagen, der jetzt kaum den Dächern der Paläste gleichkam, hatte sonst die Spitzen der Kirchtürme erreicht und war so schwer gewesen, daß man zu seiner Fortbewegung hundert Ochsen nöthig gehabt hatte; auch war er so mit Verzierungen beladen gewesen, daß er nicht selten bis zwanzig Fenster eingestossen und im Gedränge mehrere Personen zerquetscht hatte. — Unmittelbar nach dem Wagen folgten die Reliquien der heil. Rosalie in einem silbernen Schrein, getragen von zwölf Personen, die wie die Enten watschelten. Dann kamen die Reliquien des heil. Jacob und des heil. Philipp, von vierzig Männern getragen, die abwechselnd so schnell liefen, daß sie den Athem verloren, und dann mit einem Male stillstanden. Darauf folgten die Reliquien des heil. Nicolaus, von zehn Personen getragen, die tanzten und walzten. Jede dieser drei Gangweisen der Reliquienträger hat ihren aus alten Zeiten sich herschreibenden Grund.

(Der Fürst von Palagonia.) Der Fürst von Palagonia hat in der Nähe von Palermo einen seltsamen Palast erbauet, den man an den zahllosen Ungeheuern erkennt, welche sich an den Mauern und über den Thüren befinden oder in dem Garten kriechen, — Schäfer mit Eselköpfen, Mädchen mit Pferdeköpfen, Kafen mit Kapuzinergesichtern, zweiköpfige Kinder, Menschen mit vier Beinen, eine Menagerie von unmöglichen Wesen, und der Fürst betete jedesmal, wann seine Gemahlin guter Hoffnung war, inbrünstig zu Gott, sie möge irgend ein solches Ungethüm zur Welt bringen. Zu seinem Verdrusse wurde ihm dieser Wunsch nie erfüllt.

Eine andere seltsame Grille des Fürsten bestand darin, daß er alle Hörner, Hirschgeweihe, Ochsenhörner, Ziegenhörner, Elephantenzähne &c. zusammenkaufte. Von dem Vorzimmer bis zum Boudoir, von dem Keller bis zum Dache starrt der Palast von Hörnern; sie vertreten allerhand Haken, Kleiderträger &c.;

die Kronleuchter hängen an Hörnern, die Vorhänge ebenfalls; auf dem Büffet, über den Betten, über den Bücherschränken sind Hörner aufgestellt.

Das ganze Haus sieht aus, als wäre es von einer Narrencolonie angelegt worden.

(Ein kluger Hund.) Das Journal de l'Aube erzählt das nachstehende Beispiel von der Klugheit und Treue eines Hundes: Ein Hund, der einem Pächter in Murille gehörte, dessen Gebäude kürzlich abbrannten, bemerkte, daß das Vieh seines Herrn aus dem Stalle nicht herausgebracht werden konnte. Er lief deshalb hinein und trieb durch Bellen und Beißen ein Pferd, eine Kuh und mehrere Schafe heraus in eine sichere Entfernung. Dann kehrte er in das Gebäude zurück und rettete auf gleiche Weise noch eine Kuh und mehrere Schafe. Auch zum dritten Male versuchte er noch einige Schafe heraus zu treiben, aber dieselben waren so stöckisch geworden, daß er sie nicht zur Bewegung bringen konnte und, durch die Hitze und den Rauch selbst vertrieben, winselnd zu den Füßen seines Herrn kroch, gleichsam in Verzweiflung darüber, daß er nichts weiter habe thun können. Das arme Thier war durch seine Anstrengung völlig erschöpft.

(Elleviou in der Probe.) Vor Kurzem ist der einst sehr berühmte Tenorist Elleviou in Paris gestorben und französische Blätter erzählen unter andern aus seinem Leben folgenden Vorfall. Es wurde eine komische Oper von Dupaty, „der Dichter und der Musiker“ einstudirt. Die Rolle des Dichters hatte Elleviou, die des Musikers Martin. Gleich in der ersten Probe machte man zur allgemeinen Verwunderung die Bemerkung, daß Elleviou seine Rolle ganz und gar vergriff, den Charakter ganz überschwenzlich nahm und gleichsam immer auf Stelzen einhertritt. Gleichwohl war es schwer, den Sänger auf dieses Fehlgreifen aufmerksam zu machen, denn er war im höchsten Grade empfindlich. Man mußte deshalb auf irgend ein Kunstmittel sinnen; Dupaty nahm nach der Probe Martin bei Seite und theilte ihm seinen Plan mit.

„Achten Sie nicht auf das, was ich Ihnen sagen werde,“ sprach er; „es gilt Ihnen nicht, sondern Elleviou. Ich möchte ihm einen guten Rath geben und rechne dabei auf Sie, um ihm denselben beizubringen. Nehmen Sie also nichts übel und lassen Sie mich machen.“

Am nächsten Tage in der Probe fuhr der Dichter mit einem Male auf und rief: „entschuldigen Sie meine Herren, daß ich Sie einen Augenblick unterbreche.“ Dann wendete er sich an Martin und fuhr fort: „Lieber Freund, Sie sind auf ganz falschem Wege. Sie vergreifen sich in Ihrer Rolle und verderben sie; Sie verlieren sich in den Wolken und die Folge davon ist, daß Elleviou Ihnen folgen und ebenfalls auf Stelzen einhergehen muß. Mein Stück verliert durch diese Auffassung seine ganze Farbe. Bleiben Sie ganz ruhig auf der Erde und sprechen Sie wie andere Menschen, dann wird auch Elleviou



Ihnen in demselben Tone antworten und sich behaglicher fühlen. Haben Sie die Gefälligkeit und fangen Sie noch einmal von vorn an.“

Martin hörte diese Worte an, ohne etwas darauf zu erwiedern. Elleviou sagte ebenfalls nichts, errieth aber die Absicht des Dichters, bückte sich zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr: „Sie sind ein geistreicher Mann, lieber Dupaty.“

(Die beiden Masken.) Nach vielen Hindernissen war es Rizzari, einem jüngern Sohne ohne Vermögen, der für die Kirche bestimmt gewesen, gelungen, die Hand Leonorens, einer reichen Erbin von kaum achtzehn Jahren, zu erhalten. Aber Rizzari hatte einen leidenschaftlichen Nebenbuhler, von dem Alles zu fürchten war.

Die Trauung fand in der Kirche des Dorfes Bruca statt und in dem Augenblicke, als der Bräutigam den Ring an den Finger seiner Braut steckte, hörte man in der Kirche ein lautes höhnisches Gelächter von so seltsamem, so schauerlichem Klange, daß man es kaum für ein menschliches halten konnte. Natürlich wurde durch einen so ungewöhnlichen Vorfall die Aufmerksamkeit aller Anwesenden erregt, aber zur allgemeinen Verwunderung vermochte man nicht zu ermitteln, von wo aus dieses teuflische Lachen ausgegangen sei.

Die Ceremonie wurde fortgesetzt und man vergaß den störenden Vorfall.

Alle Gemächer in dem Schlosse zu Bruca, ausgenommen das Brautgemach, waren der großen Zahl der Gäste geöffnet. Abends wurde die Villa glänzend erleuchtet und bald begannen die Tänze sowohl in den prachtvollen Sälen des Herzogs als außerhalb des Schlosses.

Leonore, die glücklich und stolz darauf war, einem Manne ihrer Wahl anzugehören, verheimlichte die Freude nicht, welche ihr Herz erfüllte; ihr Gesicht strahlte von Glück und ihre lebenswürdige Heiterkeit verbreitete unter allen Anwesenden die fröhlichste Stimmung.

Mitten im Balle, als Alle sich ganz dem Vergnügen hingaben, erschienen zwei Masken in der Tracht der Landleute der Umgegend und führten die graziösesten Tänze auf, wobei sie Blumenguirlanden schwenkten. Da Niemand sie kannte, so drang man in die beiden Landleute, sich zu erkennen zu geben; sie gaben aber durch Zeichen zu verstehen, daß sie sich nur vor dem Bräutigam zu demaskiren, der übrigen Gesellschaft aber unbekannt zu bleiben wünschten. Sie entfernten sich darauf und der Graf folgte ihnen.

Die Musik gab von Neuem das Zeichen zum Tanz und zur Freude. Die Abwesenheit des Grafen wurde kaum bemerkt, nur Leonore suchte ihn mehrmals mit den Augen und schien sich zu wundern, daß er nicht wieder bei ihr erschien.

Kaum waren zwanzig Minuten vergangen, als man die beiden Masken wieder eintreten sah; sie hatten ihren Anzug gewechselt und trugen ein Trauergewand, aber man erkannte in

ihnen leicht die beiden Tänzer. Sie trugen eine dritte Person, die in ein weißes Tuch gehüllt war. So traten sie langsamen und gemessenen Schrittes bis in die Mitte der versammelten Gäste.

Diese traurige Erscheinung inmitten eines fröhlichen Festes erregte unter den Anwesenden eine nicht eben günstige Stimmung, wenn auch Niemand die seltsame Scene zu unterbrechen wagte, da Jedermann glaubte, der Bräutigam habe seine Zustimmung dazu gegeben. Als die Masken in der Mitte des Saales gekommen waren, legten sie ihre Last nieder und begannen seltsame Trauertänze um dieselbe herum.

Leonore, die sich immer mehr und mehr wegen des Ausbleibens ihres jungen Gatten ängstigte, rief denselben mit zitternder Stimme. Die Masken hatten eben ihre seltsame Pantomime beendet, traten darauf zu Leonoren und Einer der Männer sagte so laut, daß er von fast allen Anwesenden gehört werden konnte: „Venite a piangere lo nostro e le vostre miserie (beweint unser und Euer Unglück!)“

Leonore sank halb ohnmächtig in die Arme ihrer Schwägerin. Es entstand ein allgemeines Gemurmel unter den Anwesenden und man zweifelte nicht, daß die beiden Masken die Ursache der Aengstlichkeit der Braut seien. Diese hatten sich unterdes entfernt.

Mit Erstaunen bemerkte man, daß der am Boden liegende seine Leichenrolle noch immer fortspielte; er rührte kein Glied und schien selbst den Athem an sich zu halten. Einige trieb die Neugierde, einen Arm des Unbekannten aufzuheben; er sank schwer wieder nieder und die Hand war kalt. Da bemächtigte sich aller Anwesenden eine schreckliche Ahnung; man enthüllte das Gesicht des Unbekannten — Himmel! es war ein Leichnam, der Leichnam des Grafen Rizzari. Es entstand ein allgemeiner Lärm und die größte Verwirrung. Die Freunde des Grafen trugen den Leichnam in das Brautgemach. Hier war das Verbrechen begangen worden; man erkannte leicht, daß ein heftiger Kampf da stattgefunden hatte; die Werkzeuge des Todes lagen am Boden und auf dem Bette fand man einen Cypressenzweig, das Zeichen der Rache.

Alle Nachforschungen, alle Verfolgungen waren nutzlos. Man entdeckte keine Spur von den Urhebern dieses entsetzlichen Verbrechens. Der Verdacht fiel auf den Nebenbuhler Rizzaris und man erfuhr bald, daß er Italien verlassen habe.

Er kehrte nie zurück.

Leonore erholt sich von dem gewaltigen Schlage, der sie getroffen hatte, nicht wieder. Sie begab sich in ein Kloster, wo der Tod ihren Leiden bald ein Ende machte.

### Generalcorrespondenz.

Die Zeitungen erzählen, der Kaiser von China habe vor kurzem das Vermögen eines Mandarinen, der zum Tode verurtheilt worden, einziehen lassen, das sich auf 28 Mill. Thaler



belieb. Außerdem besaß der Mann sechs Paläste und nicht weniger als 168 Frauen. —

Obgleich man über den Mangel an Sinn für Poesie in unserer Zeit klagt und dieselbe selbst eine ganz unpoetische nennt, so erscheinen doch fortwährend Gedichtsammlungen in Masse, nicht bloß in Deutschland, wo man daran schon gewöhnt ist, sondern auch in England und Frankreich. In dem letzteren Lande erschienen im Jahre 1841 nicht weniger als 336 Gedichtsammlungen, aus denen sämmtlich ein dürrer Scepticismus und Zerrissenheit spricht. —

Eine der großartigsten Lügen erzählt ein englisches Journal, das die ungeheure Menge der Raupen bei Richland bespricht und hinzusetzt, es habe an diesem Tage eine allgemeine Auswanderung dieser Raupen stattgefunden und der Zug sei über eine Eisenbahn gegangen, wo sie sich dermaßen aufgehäuft hätten, daß eine mit aller Kraft heranbrausende Locomotive mit zwölf Wagen von der Insectenmasse aufgehalten worden sei und nur mit Mühe sich habe Bahn brechen können durch die lebendige Mauer. —

Ein Engländer — nur solche stellen bekanntlich dergleichen seltsame Rechnungen an — hat berechnet, daß ein Mensch in seinem Leben von fünfundsiechzig Jahren, wenn er täglich eine mäßige Portion Schöpfensfleisch z. B. verzehre, in dieser Zeit eine Herde von 350 Schafen aufesse; rechne man etwas Kartoffeln und Gemüse und eine Flasche Wein zu jedem Mittagessen dreißig Jahre hindurch, so verbrauche der menschliche Magen in dieser Zeit ungefähr 600 Centner Speisen und Getränke. —

Ein gewisser Hering in London fordert zu Unterzeichnungen von jährlich 1 Pf. St. auf und verspricht, durch die so erlangte Summe alle Gemälde, welche jährlich von den Kunstvereinen in Berlin, Düsseldorf, Dresden etc. angekauft werden, auf zwei Monate zu einer Ausstellung nach London zu bringen und den Kunstfreunden in England so Gelegenheit zu geben, mit den neuesten Erzeugnissen der deutschen Kunst durch eigene Anschauung bekannt zu werden. Er nennt sich den Agenten der genannten Vereine. —

Der englische Oberst Scott hat Abd-el-Kader besucht und sagt in der Beschreibung seiner Reise: der Fürst stammt aus einer der ältesten Familien in Arabien; seine Vorfahren herrschten bereits zur Zeit der Römer in dem Lande. Er ist ungefähr 5 F. 2 Z. groß und von heller Farbe, hat hellblaue Augen und sein Gesicht verräth Klugheit und Wohlwollen. Er besitzt große natürliche Talente und eine seltene Ruhe in dem Entwerfen und Ausführen von Plänen. Seine Kleidung unterscheidet sich nicht von jener der meisten andern arabischen Häuptlinge; sie besteht in einem weißem Burnuß mit großen seidnen Quasten an der Kapuze und vorn; darüber wird ein schwarzer Burnuß aus Kamelhaaren geworfen. —

In der Mitte des Mai befanden sich auf dem londoner Gemüsemarkte, aus Portugal eingeführt, grüne Erbsen und neue Kartoffeln, Kirschen, Erdbeeren, Stachelbeeren, Pfirsiche und Aprikosen. Das Duzend Pfirsiche kostete 5 bis 10 Thlr., Kirschen 5 bis 7 Thlr. das Pfund und Kartoffeln 25 Ngr. bis 1 Thlr. 25 Ngr. das Pfund. —

Der berühmte Commodore Napier, der sich zuletzt bei der Einnahme von St. Jean d'Acre im Jahre 1840 auszeichnete, sagt in einer Schrift über den Krieg in Syrien: „Ich habe die Schweiz und Tyrol besucht und die romantische Scenerie bewundert, die sich den Augen in jenen schönen Ländern darbietet; aber ich gebe doch dem Libanon-Gebirge den Vorzug. Die ganze Gegend ist eine aufeinandergetürmte Felsenmasse; — jedes Landstückchen, das einer Bebauung fähig ist, wird durch Terrassen gestützt und durch Wasser aus den Quellen bewässert, die sich zahlreich in den Bergen finden. Auf diesen Terrassen zieht man besonders Maulbeerbäume, die da in der üppigsten Fülle wachsen.“ —

Die englischen und französischen Journale sind noch immer mit weitausläufigen Berichten über den bal costumé der Königin von England angefüllt. Ungeheuer groß ist der Werth der Juwelen, welche bei diesem Feste getragen wurden. Der Graf von Pombroke trug an seinem Barett und seinem Rocke für 800,000 Francs; die, welche die Feder an dem Barett hielten, acht an der Zahl, schätzte man allein auf ein Viertel Million Franken. Die Herzogin von Cambridge trug die Herzogskrone, die mit Smaragden, Perlen und Diamanten von unermesslichem Werthe besetzt war. Die Herzogin von Sutherland hatte eine Krone von orientalischen Amethysten und Diamanten; die Marchioness von Rilesbury hatte um ihre Taille eine ganz aus Diamanten und Smaragden bestehende Gürtelschnur geschlungen, die zweimal geknüpft war und dann noch bis auf die Füße herunterreichte. Im Haar trug sie überdies Diamantenähren von außerordentlichem Werthe. Die Königin überstrahlte natürlich alle übrigen; sie war das große Gestirn der Nächte inmitten der Sterne. Sie trug auf der Stirn einen Diamanten im Werthe von 70,000 Thlr. Die Pracht in dem Bankettsaale wird als wahrhaft fabelhaft geschildert. Der Silbertisch, ein siebenediger, funkelte von vergoldetem und goldenem Geschirr. Krüge, Becher etc. waren mit Edelsteinen besetzt. Die edelsten Weine Frankreichs, Siciliens und Spaniens flossen in Strömen in die Becher der bretagnischen, ungarischen und spanischen Herren; auch die Sarazenen tranken wie Templer. —

Paris zählt 394 Parfümeriehandlungen, 341 Handschuhfabrikanten, 27 Fächerfabrikanten, 416 Blumenfabriken, 633 Modenhandlungen, überdies 228 Wandverkäufer und 936 Kleidermacher. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 25.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portrait's interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde: c. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Schleier der Wittwe.

1.

Gegen das Ende des Sommers 1808 wanderte ein junger Mann auf der mit hohen Pappeln begrenzten Straße von Paris nach Burgund in der Nähe des Dorfes Valence bei Fontainebleau dahin. Der junge Mann, Hubert mit Namen, war vater- und mutterlos, doch erst seit Kurzem, denn er trug noch einen Flor am Hute.

Das Ziel seiner Wanderung war ein weißes Häuschen am Ende des Dorfes Valence, dicht am Walde von Montereau, das der Vater Vincent, ein ehrlicher Winzer, mit seiner Tochter Margarethe bewohnte.

Der Vater Vincent war der Pathe Huberts, dessen Mutter, um die er noch trauerte, einen Capitain geheirathet hatte, welcher auf dem Schlachtfelde gefallen war. Aus Gram entweder, oder in Folge der natürlichen Weichheit der Frauen oder auch aus mütterlicher Schwachheit und in der Hoffnung, das einzige Kind zu behalten, hatte sie Hubert im Haß der Schlachten und in der Furcht vor den Kanonen erzogen. Hubert konnte zeichnen, singen, Verse machen; er war Philosoph und Mathematiker, geistreich und fromm. Alle Jahre zur Weinlese besuchte er den Vater Vincent und alle Jahre fand er Margarethen schöner; doch kam er, ob er es gleich Niemandem sagte, eigentlich nur Margarethens wegen. Margarethe war ein hübsches Mädchen von achtzehn Jahren, war in Montereau erzogen worden und kleidete sich wie die

Mädchen in der Stadt; sie trug meist ein weißes Kleid mit einer schwarzen Schürze und ein niedliches Tüllhäubchen, unter welchem die blonden Locken ihres Haares hervorquollen.

Dies Mal kam Hubert vor der Weinlese, denn man stand erst in der Mitte des Augusts und der Vater Vincent erwartete deshalb nichts weniger als diesen Besuch.

Während der junge Mann auf der Straße dahin schritt und nur noch etwa ein Viertelftündchen von dem Hause des Vaters Vincent entfernt war, saß dieser bei Tische vor seinem Frühstück und trank Wein aus seinem Weinberge dazu. Neben ihm saß, aber ohne Theil an dem Frühstücke zu nehmen, ein junger Mann, der anliegende kurze hirschlederne Weinkleider, große Stiefeln mit gewaltigen Sporen, eine ganz neue blaue Blouse, gepudertes Haar mit einem Zopfe hinten, einen mit Wachstuch überzogenen Hut und an diesem eine Schleife von dreifarbigem Bande trug.

Margarethe war nicht da.

„Ich sage Dir, Nicole, 's geht nicht,“ sprach zu dem jungen Manne der Vater Vincent, indem er das Glas, das er eben ausgetrunken hatte, auf den Tisch setzte. „Ich rede ganz offen mit Dir.“

— „Das ist mir auch ganz recht, Dheim,“ antwortete der Andere mit verlegenem Gesichte; „ich bin deshalb auch selbst gekommen, um die Sache gerade heraus zu sagen, statt meinen Vater zu schicken, wie es sonst üblich ist. Mein Vater ist Euer Bruder, der



wohlhabendste Posthalter auf zwanzig Stunden in der Runde und wenn wir das Vermögen der beiden Familien zusammenbrächten..“

„Ich begreife wohl, daß Turgon, Dein Vater und mein ältester Bruder, sehnlich nach meinem Vermögen schaut, da mich der Herr gesegnet, er aber im vorigen Jahre im Dienste zwanzig Pferde verloren hat; daß aber auch Du nur eine Geschäftssache darin siehst, begreife ich nicht.“

— „Aber, Oheim, ich liebe meine Cousine auch..“

„Das ist nicht wahr; Du würdest sie unglücklich machen. Ich traue Deinem Character nicht; ich kenne ihn und so lange ich lebe, soll Margarethe Deine Frau nicht werden.“

— „Das ist hart, Vater Vincent.“

„Ich bin nur gerecht und liebe mein Kind. Und bist Du nicht gestern zum Soldaten ausgehoben worden? Sollst Du nicht morgen fort? Wie kannst Du als Rekrut um meine Tochter werden?“

— „Ach, man erhält schon vierzehn Tage oder drei Wochen Urlaub, um sich zu verheirathen..“

„Ja, und einen Monat darauf ist die junge Frau Wittwe..“

— „Ach, ich werde mich so leicht nicht erschießen lassen.“

„Das weiß ich wohl; Du wirst Deine Haut nicht gern zu Markte tragen, aber in Spanien, wohin Ihr marschirt..“

— „Ihr wollet also nicht, Vater Vincent? Nun haben wir nur noch Margarethen zu fragen.“

„Margarethe liebt Dich nicht und das ist mein letztes Wort.“

— „Ich weiß wohl, wen sie mir vorzieht..“

„Und wer wäre das?“

— „Der Hubert, der Habenicht's, der den Herrn spielt..“

„Schweig; da kommt Margarethe.“

Die Tochter des Winzers trat ein und das Gespräch hatte ein Ende. Der Vater Vincent trank noch ein großes Glas Wein aus; Nicole stemmte den Ellbogen auf den Tisch, ohne Margarethen anzusehen, und diese machte ein verdrüßliches Gesicht, weil sie gehofft hatte, der verhasste Nicole würde bereits wieder gegangen sein. Das Mädchen fing an den Tisch abzuräumen, als an die Thüre geklopft wurde.

Margarethe öffnete und Hubert trat ein.

Nicole sprang von seinem Stuhle auf und erbleichte; der Vater Vincent machte große Augen

Margarethe konnte einen Ausruf der freudigen Ueberraschung nicht unterdrücken.

„Was giebt es?“ fragte Vincent nach der ersten Begrüßung und nachdem Hubert Platz genommen hatte.

— „Was es giebt?“ entgegnete Hubert, indem er eben solche Bänder, wie Nicole am Hute trug, aus der Tasche zog, sie an den Boden warf und mit Füßen trat.

„Du bist Rekrut und willst Dich nicht stellen?“

— „Ich bin Rekrut und werde mich nicht stellen,“ antwortete der junge Mann, indem er den Ellbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hand stützte.

Nicole rührte sich nicht, aber auf seinem Gesichte malte sich die Schadenfreude.

„Aber,“ sprach der Winzer, „als einziger Sohn einer Wittwe bist Du doch frei?“

— „Ach!“ entgegnete Hubert mit einem Seufzer; „ich habe leider keine Mutter mehr.“

„Deine Mutter..?“

— „Ist seit vierzehn Tagen todt.“

„Armer Junge!“ sprach der Winzer, indem er seinen Teller zurückschob und Margarethe ihre Schüchternheit vergaß und weinend die Hand Huberts drückte.

— „Sie wollte dieses Jahr mit mir zur Weinlese zu Euch kommen,“ fuhr Hubert fort; „und da ich nicht Soldat geworden wäre, wollten wir Euch, Vater Vincent, bitten, mir Margarethen zur Frau zu geben.“

Die Tochter des Winzers ließ bei diesen Worten erröthend die Hand des jungen Mannes los, der traurig hinzusetzte: „das ist nun vorbei.“

„Nun, sei ein Mann,“ fiel der alte Vincent ein; „jeder brave Mann muß dem Vaterlande dienen. Geh, sei tapfer, gieb uns fleißig Nachricht von Dir und wenn Du Deine Zeit ausgedient hast, so soll Margarethe Deine Frau werden, darauf gebe ich Dir mein Wort.“

Hubert schüttelte traurig das Haupt und wiederholte:

„Das ist nun vorbei.“

— „Es ist nicht vorbei,“ entgegnete Vincent; „ich will noch mehr thun; diene zwei oder drei Jahre, verlange dann Urlaub und komme hierher; dann wollen wir weiter darüber sprechen. Bei Deinen Kenntnissen mußt Du bald avanciren; aber stelle Dich bei Deinem Corps, denn mein Pathe wird doch kein Böswilliger sein wollen?“

Hubert antwortete leise und mit bebender Stimme:

„Ich bin es schon.“

— „Ein Böswilliger!“ rief der Vater Vincent, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug.



„Ja,“ antwortete Hubert, indem er sein Ränzchen wieder nahm, den Stock ergriff und sich anschickte, weiter zu wandern. „Meine Mutter hatte kaum vor drei Stunden die Augen geschlossen,“ setzte er hinzu, „als man kam, um mich in die Listen einzutragen. Ein braver Mann muß seinem Vaterlande dienen, sagt Ihr, aber das Vaterland konnte wohl warten, bis meine Mutter begraben war. Aber nein, gleich den andern Tag sollte ich zur Armee abgehen. Ich fand Niemanden, den ich um Urlaub angehen konnte und mußte mich also verstecken, um dem Sarge meiner Mutter zum Grabe folgen zu können. Die Kameraden sind also ohne mich fortgegangen und ich bin ein Widerspenstiger geworden.“

— „Man wird Rücksicht darauf nehmen,“ sagte der alte Vincent, „und Du kommst wahrscheinlich mit einer gelinden Strafe davon.“

„Wohl möglich; aber ich bin nicht hierher gekommen, um der Armee nachzureisen, sondern um Euch zu sagen, daß ich nicht Soldat werden mag.“

— „Man wird Dich verfolgen und wenn man Dich ergreift, schleppt man Dich mit Gewalt zu Deinem Corps.“

„Eher laß ich mich tödten, Vater Vincent. Ich habe gesehen, was meine arme Mutter gelitten hat, weil sie ihren Mann im Kriege verloren hatte. Ich will nicht auch Wittwen und Waisen machen, ich mag mich nicht schlagen. Nehme man mir immerhin das Leben, ich werde keinen Menschen umbringen. Zu Euch, Vater Vincent, bin ich nur gekommen, um Abschied zu nehmen und auch von Dir, Margarethe.“

— „Nun,“ fiel der alte Winzer ein, „ich werde die Sache mit dem Kaiser selbst abmachen. Er ist hier in Fontainebleau und reiset erst morgen nach Bayonne ab. Bleibt hier, Kinder; ich mache mich sogleich auf den Weg.“

Nicole hatte sich im Stillen entfernt und der alte Winzer mochte errathen, was den Heimtückischen so schnell fortgetrieben hatte, deshalb sagte er nach einiger Zeit zu seiner Tochter: „ich traue dem Nicole nicht. Margarethe führe Du den Hubert in das Weinbergshäuschen.“

„Das kennt ja Nicole auch und die Gensdarmen werden bald dort sein,“ entgegnete Margarethe.

Dennoch machten sich die jungen Leute nach diesem Häuschen auf den Weg, während der Vater Vincent seinen Klepper bestieg, um nach Fontainebleau zu reiten. Kaum waren sie in dem Weinberge angekom-

men, als sie auch schon Gensdarmen erscheinen sahen, so daß Margarethe zu Hubert sagte:

„Komm in den Wald.“

Sie gelangten bald in den Wald, aber Margarethe kannte die Wege in demselben nicht und so verirrteten sie sich.

„Wir sind da im schönsten Dickicht,“ tröstete Hubert; „ein widerspenstiger Rekrut kann kein besseres Plätzchen finden.“

— „Ach, schweig, sprich das häßliche Wort nicht aus; wenn uns Jemand hörte!“

„Wer soll uns hier hören?“

Hubert irrte sich, denn man hatte das Wort allerdings gehört. Ganz in der Nähe befand sich nämlich einer der langen Durchhaue, die zu den früheren königl. Jagden angelegt worden waren und die Linien des Waldes hießen. In dieser Allee gingen seit einer halben Stunde zwei Männer mit gesenktem Haupte, die Hände auf dem Rücken, umher und sprachen leise mit einander. Es waren Soldaten, denn sie trugen Uniformen und ihre Epauletten verriethen einen hohen Rang. Der Eine war groß, der Andere klein.

Der große trug einen blauen Frack mit goldenen Blumen am Kragen und auf den Schultern, weiße kurze und enge Beinkleider, große Reiterstiefeln, einen goldenen Stern auf den dicken Epauletten und hielt in der Hand einen goldbetreften Hut. Ein breites rothes Band hing über die mit Orden behangene Brust. Der Kleine trug einen grünen Frack, kurze Beinkleider von weißem Casimir und weißseidene Strümpfe; eine goldener Stern mit einem rothen Bande sah etwas kokett unter dem Frack zwischen der Weste und den breiten Revers hervor. Sein Haupt war unbedeckt, sein Haar kurz, seine Stirne breit und weiß. — Es war der Kaiser Napoleon.

Am Ende des Durchhaues stand der kaiserliche Wagen auf einem freien Plage, umgeben von den escortirenden Reitern. Napoleon selbst hatte sich wahrscheinlich entfernt, um mit seinem Generale ungestörter über seine Feldzugspläne sprechen zu können.

Der Kaiser hatte Huberts Worte gehört; er blieb stehen und horchte.

„Glaubst Du,“ fragte Margarethe, „daß mein Vater seinen Zweck erreicht? — Vielleicht trifft er den Kaiser nicht und dann hat dieser viel zu große Dinge im Kopfe, als daß er sich mit einer solchen Kleinigkeit beschäftigen sollte. Auch versteht er bei solchen Dingen keinen Spaß. Was sollen wir thun?“



— „Ich wandere zu Fuße, in der Nacht, von Bald zu Bald, von Gebirge zu Gebirge bis zu einem Lande, in welchem der Krieg nicht wüthet.“

„Ach, da wirst Du weit wandern müssen! — Wenn aber mein Vater zu dem Kaiser gelangt, wenn er Dir verziehe, aber dich vom Dienste nicht frei spräche?“

— „So werde ich gehen, Margarethe, aber unterwegs desertiren.“

„So eigensinnig, Hubert! Es ist nicht möglich, daß Du Dich fürchtest.“

— „Mich fürchten? Nein, Margarethe. Obwohl von einer Frau erzogen, bin ich doch der Sohn eines Soldaten und mein Vater ist von dem Feinde gefallen. Mich fürchten! Selbst vor dem Kaiser Napoleon fürchte ich mich nicht.“

„Wenn er hier wäre!“ sprach Margarethe.

— „Wenn er hier wäre, schwiege ich vielleicht, aber nachgeben würde ich nicht.“

Während dieser Worte schritt Hubert auf dem Wege langsam weiter; Margarethe ging traurig neben ihm. Mit einem Male standen sie an einer breiten Alee, an deren Ende sie den Weinberg des Vaters Vincent sahen. Da sie nicht zweifelten, daß dieser Weinberg eben von Gensdarmen durchsucht würde, so dreheten sie sich um und standen so gerade vor den beiden Männern, die wir erwähnt haben. Margarethe erschrak und ihre Knie zitterten. Hubert erbleichte, blieb aber ruhig und entblößte sein Haupt vor dem Kaiser, den er natürlich sogleich erkannte.

„Ah!“ sprach die starke Stimme des Feldherrn, die oft zu ganzen Armeen redete, „da ist unser böswilliger Recrut! — Warum sind Sie nicht zu Ihrem Corps gegangen?“

— „Weil meine Mutter gestorben war,“ antwortete Hubert.

„Sehr wohl. Sie werden nicht bestraft werden. Aber nach vierzehn Tagen gehen Sie zur Armee ab.“

— „Ja, Sire.“

„Sie gehen und werden mitkämpfen.“

— „Ich werde gehen,“ antwortete ruhig der junge Mann, „werde aber nicht mitkämpfen.“

Die erste Antwort des Gebieters war ein Blick, vor welchem Regimentier erbleicht sein würden.

„Wissen Sie, Herr Philanthrop,“ sprach er mit starker Stimme, „daß ich Sie nach Brest oder Rochefort schicken könnte?“

— „Lassen Sie mich erschießen, Sire, wenn Sie wollen,“ antwortete fast mit Verachtung der feste Märtyrer des Friedens.

Der Kaiser machte eine schreckliche Geberde. Margarethe sank auf die Knie nieder und erhob ihre zitternden Hände zu ihm empor; aber der Kaiser blickte sie nicht an und sprach:

„Das kann bald geschehen. Marschall, sind die Carabiner der Escorte dort geladen?“

— „Fortwährend, Sire.“

„Sehr wohl,“ sagte der Kaiser, zu Hubert gewendet, indem er auf den Platz zeigte, wo der Wagen und die Reiter hielten; „gehen Sie dorthin und Sie werden finden, was Sie verlangen.“

Hubert zuckte nicht mit den Brauen; er nahm bloß den Flor von seinem Hute, wendete sich an Margarethen, die noch immer bleich, sprachlos, wie eine Statue, neben ihm auf den Knien lag, entfaltete das schwarze Tuch, warf es ihr über den Kopf und sagte:

— „Lebe wohl, Margarethe. Es war dies der Trauerschleier meiner Mutter; laß ihn den Deinigen sein. Bewahre den Schleier der Wittwe wohl.“

Der Kaiser hatte dem Paare den Rücken zugewendet und ging einige Schritte weit weg mit dem Marschall, der ihn begleitete. Dann drehete er sich um und sagte zu Hubert:

„Sind Sie bereit?“

— „Ich bin bereit, Sire.“

„So gehen Sie.“

Hubert ging mit festem Schritte, aber als er vor dem Kaiser vorüberschritt, rief ihm dieser barsch zu:

„Halt! — Können Sie zeichnen?“

— „Ja, Sire,“ stotterte der junge Mann, verwundert über eine solche Frage.

„Gut. Der Tod würde, wie es scheint, für Sie eine zu gelinde Strafe sein. Sie werden dem Stabe des Herrn Marschalls hier folgen. Er reiset diese Nacht noch ab. Sie werden ihn als Zeichner begleiten mit 1200 Francs Gehalt und dem Range eines Souslieutenants. Und bedenken Sie stets und vor Allem, daß ich Ihnen verbiete, sich jemals in den Kampf zu mischen.“

Der Kaiser und der Marschall entfernten sich nach den letzten Worten und Hubert blieb unbeweglich stehen, so ganz versunken in dem Chaos von allerlei Gefühlen, daß er nicht einmal an Margarethen dachte.

Das Mädchen raffte sich zuerst auf, riß den Schleier vom Haupte, sank ihm in die Arme und sagte:



„Hubert, wie habe ich mich geängstigt! Aber wie liebe ich Dich und — wie liebe ich auch den Kaiser!.. Was soll nun mit diesem Schleier werden? fragte sie zögernd.

— „Mit diesem Schleier? — behalte ihn nur immer. Er soll kein Schlachtfeld sehen, nicht von Blut besetzt werden. Er sei mein Pfand, Margarethe, und ich schwöre Dir bei ihm, Dir treu und meinen Grundsätzen treu zurück zu kommen.“

„Du bist unverbesserlich,“ sagte Margarethe lächelnd.

— „Du meinst unveränderlich,“ entgegnete er ebenso.

„Ich würde mich nun schlagen.“

— „Weil Du ein Weib bist.“

Sie kehrten darauf langsam nach dem Häuschen zurück. Am andern Tage hatte Hubert den Posten angetreten, der ihm bei dem Marschall angewiesen war.

## 2.

Am 6. Juli des nächsten Jahres 1809 waren die Heere des Kaisers zu einer großen Schlacht um Wien her versammelt. In der Nacht vom 4. zum 5. waren zweihunderttausend Franzosen über die Donau gegangen in die Ebene von Wagram. Der 5. Juli war ein Tag der Vorbereitungen, am 6. sollte die gewaltige Schlacht geschlagen werden.

Die Adjutanten besonders hatten einen heißen Tag.

Zum ersten Male in diesem Feldzuge sollte das Armeecorps des Marschalls, unter dessen Befehlen Hubert stand, in das Feuer kommen. Hubert befand sich zu Pferde in zierlicher Uniform, mit dem Säbel an der Seite, unter den Adjutanten des Marschalls.

Bald sollte das Signal gegeben werden. Bis zum Horizonte blühten die Bajonette, rollte der Wirbel von tausend Trommeln. Schon bewegten sich die Schwadronen und die Erde erbebte unter den Hufschlägen; schon stellten sich die Bataillone auf; die Positionen wurden eingenommen; auf allen Punkten hörte man laut Commandorufe. Die ungeheuern Massen von Soldaten setzten sich in Bewegung, machten Schwankungen, blieben stehen wie ein Mann; die Fahnen entfalteteten sich, die Adjutanten flogen im Galopp dahin und kriegerische Musik erschallte; der kleine Mann in der grünen Uniform auf dem weißen Pferde ritt die Reihen entlang und sprach einzelne kurze Worte, feurige Worte, welche die Herzen entflammten.

Bei diesem ergreifend schönen kriegerischen Schauspiel, bei dem Klange der begeisternden Musik, bei dem

Wirbeln der Trommeln begann das Herz des Souslieutenants, des Zeichners, gewaltig zu pochen und seine Augen funkelten.

Massena zog in guter Ordnung sich zurück; das Kleingewehrfeuer ließ sich hören; die Kanonen donnerten; eine weiße Rauchwolke schwebte über den Kriegern.

Schon drang der rechte Flügel des österreichischen Generalissimus in den Raum ein, den Massena frei gelassen hatte. Der Marschall sandte seinen Adjutanten ab, um die Fortschritte des Feindes melden zu lassen und um Befehle zu bitten. Die Division Boudet, welche die Brücke besetzt hielt, war auf die Insel Lobbeau zurückgedrängt worden; der Rückzug war bedroht.

Napoleon schien gleichgiltig bei diesen Meldungen zu sein; er hörte sie schweigend an und blickte nicht nach der Donau, sondern rechts, wo Davoust sich aufstellte und die Höhen von Rusbach besetzte. Es war Mittag, die festgesetzte Stunde. Napoleon sah, daß von dieser Seite nichts mehr zu fürchten war und er gab das Signal zum allgemeinen Kampfe.

Als bald setzte sich das ganze Centrum seines Heeres in Bewegung und marschirte geradeaus über die Ebene gegen das feindliche Centrum. Aber die Oesterreicher rückten auch vor und Napoleon hatte sich, um Zeit zur Ausführung seines Planes zu erhalten, durch eine Batterie von sechszig Kanonen gedeckt, die eine halbe Stunde vor der Fronte aufgestellt war.

An dieser Stelle begann die eigentliche Schlacht. Die Kanonen donnerten, zweitausend Tamboure trommelten zum Sturmschritt und die Musik jedes Regiments erfüllte die Luft mit schmetternden Jubeltönen, wie an Tagen des Triumphs.

Hubert hatte den Kopf verloren. Es waren bei dem Marschall kaum noch drei Adjutanten zurück und doch sagte der Kaiser eben zu ihm:

„Rasch! Massena soll wieder angreifen. Die Schlacht ist gewonnen.“

Hubert sprengte herbei und sagte;

„Im Namen des Himmels, Herr Marschall, lassen Sie mich diesen Befehl überbringen.“

— „Es ist nicht möglich, Sie dürfen nicht in das Feuer gehen.“

„Ich darf keinen Antheil am Kampfe nehmen, heißt es bloß.“

— „So reiten Sie, aber denken Sie an das Verbot des Kaisers.“

„Ich danke, Herr Marschall.“

Und der ehemals widerspenstige Recrut jagte im



Galopp davon. Der Kaiser hatte ihn gesehen, ritt gerade auf den Marschall zu und sagte:

— „Wer ist das? Mein Böswilliger, nicht wahr?“

Der Marschall bejahete es lächelnd.

— „In diesem Falle müssen Sie einen Andern schicken.“

„Es ist schon geschehen, Sire.“

— „Sehr wohl.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Ein gefälliger Freund.) Als die Nachricht von dem schrecklichen Brandunglücke Hamburgs an der Pariser Börse bekannt wurde, machte sie natürlich in diesem Tempel des goldenen Kalbes gewaltige Sensation. Man sprach von großen Verlusten Einzelner und versicherte unter Anderm, daß Herr P., der große Geschäfte mit Hamburg gemacht, völlig ruinirt sei. Im Anfange glaubte Herr P. selbst an dieses Gerücht und nahm sich vor, für alle Fälle seine Maßregeln zu treffen. Er hatte einen vertrauten Freund, einen Marquis, einen der reichsten Grundbesitzer in Europa. Zu diesem ging P., erzählte ihm sein Unglück und bat ihn um ein Darlehn von 100,000 Fres. Der Marquis hörte die Bitte ruhig an, sagte kein Wort dazu, stand aber auf, ging an seinen Secretair und nahm ein großes Buch heraus, das er aufgeschlagen dem Herrn P. vorlegte. Die Blätter dieses Buches waren ganz mit Zahlen bedeckt. P. überblickte sie und las: am 14. Brumaire im Jahre VIII. an Frau v. . . . 20,000 Fres. — Am 3. Jan. 1807 an meinen Freund, den Grafen von G., der sich durch das Spiel ruinirt hatte und sich eine Kugel durch den Kopf jagen wollte, 100,000 Thlr. — Am 17. März 1814 an den Fürsten v. . . ., als er aus dem Exil zurückkam, 50,000 Fres. u. s. w. Auf allen Blättern fanden sich ähnliche Angaben. P., der seinen Augen kaum glauben wollte, blätterte das ganze Buch durch und fand am Ende das fabelhafte Facit: „dreizehn Millionen neunhunderttausend Francs.“ Dann blickte er zu dem Marquis auf und sagte: „aber, lieber Freund, es ist doch kaum möglich, daß Sie diese bedeutende Summe ausgeliehen haben können.“ — „Und warum sollte es nicht möglich sein?“ — „Weil Sie dann ruinirt sein müßten.“ — „Ich habe mich deshalb auch begnügt, die Summen zu notiren, die man von mir borgen wollte, niemals aber verborgte ich auch nur einen Sou. Sie sehen ein, daß ich in meinem Alter und Thretwegen nicht ansfangen kann, dumme Streiche zu machen. Sie selbst würden es nicht zugeben.“

Bei diesen Worten nahm der Marquis eine Feder und schrieb vor den Augen des Herrn P. in sein großes Schuldregister: Am 10. Mai 1842 an meinen Freund P., der durch den Brand von Hamburg ruinirt sein soll, 100,000 Fres. Dann schlug er das Buch zu und sprach von etwas Anderm.

(Eigentumsrecht an dem Winde.) Wassermühlen gehörten einmal zu den Rechten der Krone und als man die Windmühlen erfand, wurde jenes Recht sowohl auf den Wind als auf das Wasser ausgedehnt. Ein spaßhaftes Beispiel von der versuchten Ausübung dieses Vorrechtes kam einst in Holland vor. Die Augustiner-Mönche in dem Kloster Windsheim in der Provinz Ober-Byffel wollten in der Nähe ihres Klosters eine Windmühle anlegen, aber der Grundherr widersetzte sich dem Plane unter dem seltsamen Vorgeben, der Wind in diesem Bezirk sei sein Eigenthum. Die Mönche wendeten sich an den Bischof von Utrecht, der in heftiger Sprache die Entscheidung gab, es habe in seinem Sprengel Niemand ein Recht auf den Wind als er selbst, und sogleich den Mönchen die Erlaubniß erteilte, ihre Windmühle zu erbauen.

(Die Geschichte von dem Ei vor Columbus.) Vasari erzählt eine Anekdote von Brunaleschi, welche der bekannten von Columbus ganz ähnlich ist, aber unbestreitbar das Verdienst hat, die erste zu sein, da sie schon vor der Geburt des Columbus vorkam. (Brunaleschi starb 1446 und Columbus wurde 1442 geboren). Es war eine Anzahl der gelehrtesten Männer jener Zeit aus verschiedenen Theilen der Welt zusammenberufen worden, um sich über Pläne zur Erbauung einer Kuppel gleich jener des Pantheons in Rom zu berathen und vorgelegte zu prüfen. Brunaleschi weigerte sich, sein Modell zu zeigen, da es auf den einfachsten Grundsätzen beruhete, schlug aber vor, daß derjenige die Kuppel bauen sollte, der ein Ei auf eine Marmorunterlage aufrecht hinstellen könnte. Die versammelten Künstler und Gelehrten stimmten dem bei, da es aber keinem gelang, das Ei aufzustellen, so forderten sie Brunaleschi auf, dies zu thun. Er nahm darauf ein Ei, drückte leicht die Spitze ein und stellte es so auf die Marmorplatte. Alle Anwesende behaupteten einstimmig, das könnten sie auch, der Baumeister aber entgegnete lächelnd, wenn sie sein Modell gesehen hätten, würden sie auch sogleich gewußt haben, wie eine Kuppel gebaut werden müsse.

(Modische Spielereien.) Als in den politischen Unruhen 1791 der Graf von Artois und der Graf von Provence dem französischen Adel das Signal zur Auswanderung gaben, erfand ein speculirender Kopf ein für die Zeit passendes Spielzeug, nämlich ein Stück Holz, Elfenbein oder Perlenmutter von runder Form. In die Rinne, die herum lief, legte man einen Faden, von dem man ein Ende in der Hand behielt. Dieses Mädchen ließ man fallen und ein Ruck gab ihm eine drehende Bewegung, in welcher es schnell an dem leitenden Faden wieder zu der Hand empor stieg. Dieses Spielzeug nannte man eine Emigrette und es sollte andeuten, daß die Emigranten bald zurückkommen würden. Die Emigretten wurden bald modisch unter den Kindern jedes Alters und Geschlechtes, d. h. unter der Elite der pariser Gesellschaft, und das, was anfangs nur eine lächerliche Spielerei oder eine Ironie von nicht eben



gutem Geschmacke gewesen war, verwandelte sich bald in einen Gegenstand des Luxus, in ein charakteristisches Zeichen des besten Toncs. Die damaligen Stutzer (Incroyables zu jener Zeit genannt) und die schönen Damen wetteiferten mit einander in dem Reichthum ihrer Emigretten. Man trug sie bei sich auf der Promenade, auf den Bällen, im Theater, wie man jetzt ein Armband oder ein Lorgnon trägt, um das Metall und die kostbare Arbeit bewundern zu lassen. Viele waren mit Perlen, Rubinen und Diamanten besetzt und sie hatten den Vortheil, daß sie die Prachtliebe der Inhaber, die Geschicklichkeit in der Handhabung und dabei zugleich die schönen Hände sichtbar machten. Trotzdem verschwanden sie allmähig und erst als nach zwanzig Jahren die Ausgewanderten wirklich zurückkamen, erschienen auch die Emigretten wieder und zwar als politisches Symbol; sie hatten die Bedeutung der weißen Cocarde und die Wirksamkeit eines Amulets.

Ein anderes Spielzeug, das allgemein Mode wurde, waren die Diablos, welche 1717 aufkamen, ein Stückchen Holz in der Form eines Sanduhrglases, das sich brummend an einem Faden dreht, dessen Enden an zwei Stäben befestigt sind, die man abwechselnd bewegt. Mit diesem geistlosen Spiele beschäftigten sich die Pariser lange Zeit; in allen öffentlichen Gärten sah man junge und alte Herren ihre Diablos drehen und sie emporwerfen, um sie wieder aufzufangen, wenn sie ihnen nicht auf die Nase fielen. Selbst Damen aus der besten Gesellschaft schlossen sich nicht selten diesem Spiele an.

Dann kamen die bekannten Kaleidoscops, mit denen man eine große Anzahl von Personen auf den Straßen herumlaufen sah. Indes wurde man derselben bald überdrüssig und sie sind jetzt vergessen, außer von den Fabrikanten der bunten Papiere und der großgemusterten Zeuge, welche ihre neuen Muster häufig dem Kaleidoscop entlehnen.

Noch später kam ein anderes Spielzeug auf, mit dem sich die ganze elegante Welt von Paris beschäftigte, die sogenannten chinesischen Kopfzerbrecher (Casse-têtes chinois), die aus acht theils viereckig, theils rautenförmig geschnittenen Elfenbeinstückchen bestanden und die man so zusammensetzen mußte, daß sie eine Zeichnung nachahmten, die man vor sich hatte. Dieses sogenannte Spiel, von dem das sogenannte Geduldspiel nur eine minder complicirte Nachahmung ist, erforderte eine Ausdauer, Geduld und Anstrengung, die nichts weniger als unterhaltend und angenehm waren. Man sah um 1819 in den Salons nichts als Tische, an denen Unglückliche saßen, welche sich den „Kopf zerbrachen“, um mit den Elfenbeinstückchen eine vor ihnen liegende Zeichnung nachzuahmen. Das Spiel verdrängte jedes andere; man tanzte nicht einmal mehr und sprach von nichts weiter.

(Die Geberdensprache der Italiener.) Ich hatte, erzählte Alex. Dumas, viel von der Gewohnheit und Fähigkeit der Sicilianer gehört, mittelst Geberden von einem Ende eines Platzes oder Saales zum andern mit einander sich zu unterhal-

ten; diese Kunst, gegen welche die Zeichensprache der Taubstummen nur ein Ubc ist, soll sich noch aus der Zeit des Tyrannen Dionys herschreiben, der unter sehr strengen Strafen alle Zusammenkünfte und Gespräche verboten hatte, weshalb denn seine Unterthanen ein anderes Mittel der Mittheilung erbachten, welches das Wort vertreten könnte. In einem Zwischenacte im Theater zu Palermo sah ich denn einer sehr lebhaften Unterhaltung zwischen zwei Personen zu, von denen die eine sich im Orchester, die andere in der ersten Logenreihe befand. Der im Orchester war mein Freund Arami, welcher in einer Loge einen Freund erkannte, den er seit drei Jahren nicht gesehen hatte und der ihm mit den Augen, bisweilen mit den Händen Dinge erzählte, welche nach dem Gesichtsausdruck meines Freundes sehr interessant sein mußten. Nach Beendigung dieser Unterhaltung par distance fragte ich Arami, ob ich nach dem wohl fragen dürfte, was ihm berichtet worden sei.

„Warum das nicht?“ antwortete er; „der, mit welchem ich sprach, ist einer meiner besten Freunde und seit drei Jahren von Palermo entfernt gewesen; jetzt erzählte er mir eben, er habe sich in Neapel verheirathet, dann mit seiner Frau Reisen in Oesterreich und Frankreich gemacht. In dem letztern sei seine Frau von einer Tochter entbunden worden, die er leider durch den Tod wieder verloren habe. Gestern sei er auf dem Dampfsboote angekommen, da seine Frau aber durch die Seeskrankheit sehr gelitten, sei sie im Bette geblieben und er allein in das Theater gegangen.“

Das war mir zu stark; ich bat deshalb Arami, mich nicht zu verlassen, damit er sich mit seinem Freunde nicht bereden könnte, nach dem Theater aber mich mit zu seinem Freunde zu nehmen und sich mündlich erzählen zu lassen, was er durch die Zeichensprache erfahren haben wolle.

Er versprach es, wir gingen zu dem Freunde Aramis und ich mußte mich überzeugen, daß der Fremde wirklich alles dies durch Zeichen berichtet hatte, da er dasselbe mündlich wiederholte. —

(Ein Manuscript.) Nach meiner Rückkehr aus America, erzählte einst Talleyrand, wohnte ich in dem Römischen Kaiser in Hamburg und lernte dort einen Herrn kennen, der mich bald ersuchte, doch ein handschriftliches Werk von ihm, ich weiß nicht mehr über welchen Gegenstand, durchzulesen und ihm meine Meinung darüber zu sagen. Ich übernahm ungern die Arbeit und ging in mein Zimmer. Denselben Tag begab ich mich zu meinem Bankier, um mir den Rest meines kleinen Credits, 15 Louisd'or, auszahlen zu lassen. Abends schlug ich das Manuscript auf, um darin zu lesen, und legte meinen kleinen Schatz, in ein Papier gewickelt, ebenfalls hinein, als ich zu Bette ging. Vor sechs Uhr am nächsten Morgen wurde heftig an meine Thüre geklopft; es war mein Schriftsteller, der mir sagte, er reise eben nach London ab und wolle sein kostbares Werk mitnehmen. Ich zeigte ihm, wo es lag, und rief: „glückliche Reise!“ legte mich im Bette auf die andere Seite und schlief wieder



ein. Ach, der Unselige nahm meinen ganzen Schatz mit und der Zufall that für ihn, was wahrscheinlich nie ein Buchhändler für das Werk gethan haben würde. Ich sah den Mann nicht wieder, aber auch meine fünfzehn Louis'or nicht. Ich befand mich in der allertraurigsten Lage und schwur damals, mich nie wieder bereden zu lassen, aus Gefälligkeit irgend ein Manuscript zu lesen, was ich denn auch redlich gehalten habe.

### Generalcorrespondenz.

Der vielbesprochene Verkauf von Kunstgegenständen und Merkwürdigkeiten in Strawberryhill ist beendet und hat ungefähr 200,000 Thlr. eingebracht. Mehreres von besonders merkwürdigen Dingen wurde ziemlich hoch bezahlt, z. B. das berühmte silberne Schreibzeug Horace Walpole's kam auf mehr als 10,000 Thlr., da die Unze Silber mit 12 Thlr. bezahlt wurde und das Schreibzeug 90 Unzen schwer war. Es soll für Sir Robert Peel erkanden worden sein. Die Uhr, welche früher der Anna Boleyn gehörte, wurde mit 750 Thlr. für die Königin angekauft. Die berühmte Rüstung, ein bewundernswürdiges Meisterstück, wahrscheinlich die schönste Rüstung in England, kam auf 1920 Thlr. Der Hut, der dem Cardinal Wolfey gehört haben soll, wurde mit 120 Thlr. bezahlt. Die Gemäldesammlung, worunter sich einzelne ausgezeichnete Gemälde, aber meist historische Portraits befanden, trug 34,000 Thlr. ein. —

Ein gewisser Hibbert in London, Markthelfer bei Braimah u. S., erbt vor Kurzem mehrere Güter und Häuser, die zusammen einen Werth von acht Millionen Thaler haben sollen. —

Das englische Journal Examiner hat berechnet, daß die stehenden Heere Europas seit dem Jahre 1830 ungefähr 14,000 Millionen Thlr. gekostet haben sollen. —

In Rom ist vor einigen Wochen ein höchst seltsamer Vorfall allgemeines Stadtgespräch gewesen, wie d. Epz. Allg. Zeit. erzählt. Mit einer Begleiterin verlebte nämlich den Winter dort die zweiundzwanzigjährige Tochter des verstorbenen Lord R., die zu den vornehmsten Kreisen gezogen wurde. Miss Jones (das ist ihr Familiennahme) ward ihrer hohen Bildung und Liebenswürdigkeit wegen allgemein als Zierde der Gesellschaft angesehen. Bei ihren Spazierfahrten in der Campagna diente ihr ein italienischer Lohnkutscher, Namens Antonio di Pasquale. Miss Jones erfuhr, daß der Mann Wittwer sei und besprach sehr oft mit ihm und mit sichtlichem Vergnügen das Thema einer zweiten Ehe, wobei sie ihm nicht undeutlich zu verstehen gab, daß sie besonderes Interesse an ihm nehme. Der Kutscher aber, im vollsten Gefühle seines Standes, hielt dergleichen für einen Scherz seiner Herrin, deren Leidenschaft immer höher stieg. Sie befahl ihm, sie nach dem nahen Albano zu fahren. Kurz nach der Ankunft daselbst ließ sie Antonio durch ihren Bedienten mit dem Bedeuten rufen, er möge seine

Peitsche mitbringen. Er trat in das Zimmer. Miss Jones erklärte ihm ihren festen Entschluß, ihn zu heirathen, zer schnitt und zerbrach die Peitsche, sein charakteristisches Handwerkszeug, und nöthigte den bestürzten Mann in einen mit Postpferden bespannten bereitstehenden Wagen, der Beide nach Rom brachte. Der Cardinal-Generalvicar, zu dem sie sich begab und dem sie ihren Wunsch, mit Antonio vermählt zu werden, mittheilte, that alles, um sie von diesem Schritte zurückzubringen, aber vergeblich. Die Ehe wurde eingesegnet. Die englischen Damen sind außer sich und alle versichern, die Miss sei geisteskrank. —

Wir haben vor einiger Zeit erzählt, daß das amerikanische Schiff William Brown verunglückte und die Mannschaft mit den Passagieren sich in das Boot flüchtete, die Matrosen aber auf Befehl des Lieutenants sechszehn Passagiere in das Wasser warfen, um das dem Sinken nahe Boot zu erleichtern. Die Sache kam vor Kurzem bei den Assisen in Philadelphia vor, vor denen der Lieutenant Halmer unter der Anklage stand, absichtlich sich des Mordes schuldig gemacht zu haben. Die Jury wies jedoch den erschwerenden Umstand der Absichtlichkeit ab und so wurde der Mann nur zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. —

Der Graf Castellane, der in Paris seines Reichthums und seines Privattheaters wegen allgemein bekannt ist, auf dem die vornehmsten Personen aufzutreten pflegen, hat sich trotz seiner hohen Jahre noch verheirathet. Die ganze vornehme Welt war auf die Geschenke neugierig, die er seiner Braut machen würde, zumal da er alle Anerbietungen abwies, ihm bei den Einkäufen behilflich zu sein. Der Tag der Unterzeichnung des Ehecontractes kam endlich heran und der Graf ließ seiner Braut durch einen Bedienten ein Körbchen von weißem Sammet überreichen, das indeß ziemlich alt war, da es 1810 gekauft worden war, als sich damals der Graf verheirathen wollte. Die Spannung hatte den höchsten Grad erreicht; man trat endlich näher, hob die Decke ab und erblickte darin nichts als — hundert Bankbillets von tausend Francs jedes. —

Zwei Sclaven in Virginien entflohen vor Kurzem und nahmen ein Pferd mit sich, das ihrem Herrn gehörte, und bedienten sich der folgenden List, um der Gefahr, verhaftet zu werden, zu entgehen. Einer der Neger band den Andern und schleppte ihn so neben dem Pferde her. Auf den Pflanzungen, durch die er kam, sagte er, der Spießbube von Neger sei entflohen, er bringe ihn zu seinem Herrn zurück. Die List gelang vollkommen, der Reiter wurde überall sehr gut aufgenommen; man rühmte seine Treue und er empfing jede Hilfe und jeden Beistand. An Orten, wo sie nicht bemerkt werden konnten, tauschten die Flüchtigen die Rollen, der Reiter ließ sich binden und sein Freund bestieg das Pferd. So erreichten sie glücklich die Grenze, von wo sie nach Canada gelangten. Sobald sie den englischen Boden betraten, waren sie frei, da bekanntlich jeder Sclave frei wird, der englischen Boden betritt. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 26.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hüden, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Schleier der Wittwe.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Weber der Kaiser noch der Marschall hatten sich geirrt. Sie kannten die Menschen.

Hubert war kaum zweihundert Schritte weit gekommen, als er den Befehl und das Verbot des Kaisers vergessen hatte.

Die Oesterreicher hatten Aspern wieder genommen und ihre Kanonen bestrichen die etwas weiter unten befindlichen Rückzugsbrücken. Schon erreichten Tirailleurs und die Artillerie diese Brücken und versuchten sich da zu halten. Eine österreichische Brigade zerstreute einige Nachzügler von der Division Boudet, die nicht wieder hatten über den Fluß gehen können.

Hubert sah dies Alles, durchschauete die Gefahr, jagte den Flüchtigen entgegen und hielt dann plötzlich sein mit Schaum bedecktes Pferd an.

„Unglückselige!“ rief er ihnen zu; „Ihr weicht zurück! Auf gegen den Feind! Der Kaiser sendet mich, um Euch sagen zu lassen, daß die Schlacht gewonnen ist.“

Die Meisten blieben stehen und stellten sich instinctmäßig wieder in Reih' und Glied; die Uebrigen zögerten; Hubert zog seinen Degen und rief:

„Der Erste, der vom Platze weicht, ist ein Mann des Todes!“

Alle stellten sich wieder, nur Einer lief noch immer der Donau zu und man konnte sehen, wie einige öster-

reichische Soldaten ihn gefangen nahmen. Es war Nicole.

Unterdessen hatte sich Hubert an die Spitze dieses Bataillons von Flüchtlingen gestellt, die in Helden umgewandelt waren, führte sie gegen die Brücke und ließ mit dem Bajonnet die Angriffe der sie verfolgenden Cavalerie zurückweisen. Durch eine Schwenkung wurden die wenigen Oesterreicher, welche Nicole gefangen genommen hatten, eingeschlossen und selbst gefangen genommen. Man schickte sie, Nicole unter ihnen, in das Hauptquartier.

Unser Adjutant trieb seinen Ungehorsam bis zum Aeußersten. Seine dreihundert Mann, durch sein Beispiel begeistert, schlugen die Angriffe von Tausenden zurück. Vergebens wurden einige Kanonen gegen sie gerichtet, vergebens neckte sie die Cavalerie, vergebens griff sie die Infanterie an.

Zum Glück für Hubert war die Ordre, welche er an Massena zu bringen vergessen hatte, diesem durch einen andern Adjutanten zugekommen. Massena nahm seine Position wieder ein und erwarb sich den Titel: „Fürst von Eslingen,“ den er noch denselben Abend auf dem Schlachtfelde erhielt.

Auf dem Schlachtfelde führte man mit Gewalt auch einen verlegenen, zitternden jungen Mann, von Gefangenen umgeben, mit verbundenem Kopfe, den Arm im Bunde, bis zu dem Pferde des Kaisers.

Der Kaiser wußte schon alles.

„Herr Böswilliger, Sie haben das Kreuz und



sind Capitain," sagte er streng. Dann riß er sein Pferd herum und jagte weiter.

Eben kam, zwischen vier Fusiliere, ein Franzose vorüber, der zugleich mit Feinden, ein Gefangener der gefangenen Oesterreicher, angekommen war und erschossen werden sollte. Hubert erkannte ihn, bat um die Begnadigung desselben und erhielt sie. Der Soldat wurde bloß von seinem Corps verstoßen und kehrte mit Schmach nach Frankreich zurück. Es war Nicole.

Hubert, oder vielmehr der junge Böswillige, wie ihn Napoleon fortwährend nannte, hielt in der Folge alle Versprechungen, die seine plötzliche Tapferkeit in der ersten Schlacht gegeben hatte. Drei oder vier Jahre darauf war Hubert Brigade-General. Der Kaiser war sein Gott, der Ruhm sein höchstes Gut und einziges Ziel und er hatte Margarethen, so wie seinen doppelten Schwur vollkommen vergessen.

Endlich kam das Jahr 1814.

Die Verbündeten waren hinter Marmont und Mortier, die noch immer Paris vertheidigen zu können hofften, über die Marne gegangen. Der Kaiser gab Doulevant und Saint Dizier auf und rückte militairisch bis Billeneuve; hier aber stieg er in den Wagen und jagte nach Fontainebleau.

Einige Offiziere in seinem Gefolge schlugen, um bei den Posten sicherer Pferde zu finden, die parallel laufende Straße ein, die nach Melun führt. Einer von ihnen kam bei der Post zu Balence an; es war ein General. Man spannte seine Pferde ab und er verlangte andere. Man antwortete ihm, es fehle zwar nicht an Pferden, aber es sei kein einziger Postillon da, der ihn fahren könnte; der, welcher ihn nach Balence gebracht, war so erschöpft, daß er nicht weiter konnte, da er vier Stationen weit geritten. Der General gerieth in Zorn und steckte den Kopf aus dem Wagen heraus.

„Wie!" rief er mit einem Fluche; „es ist kein Mann hier, der nach Paris fahren kann, während man Paris belagert?"

— „Kein einziger, Herr General," antwortete zitternd einer der Stallknechte; „die Schuld liegt nicht an uns. Es sind heute bereits wenigstens zehn Senatoren durchgekommen, die sich eilig auf ihre Güter begeben. In einer kleinen Stunde etwa wird ein Postillon zurückkommen."

„Eine Stunde! In dieser Stunde kann man Paris in Brand stecken."

— „Herr General, Nicole wäre wohl da, ein lei-

denchaftlicher Postillon, der Sie sehr rasch fahren würde, aber er ist der Sohn des Herrn und befindet sich eben in dem Zimmer und unterzeichnet seinen Heirathscontract."

„Seinen Heirathscontract!" rief der General aufgebracht.

Schon war er, ohne den Namen Nicole gehört zu haben, aus seinem Wagen herausgesprungen und ging mit großen Schritten über den Hof nach dem Zimmer im Hause, das man ihm wies. Mit einem Fußtritte stieß er die Thüre auf, dann trat er ein.

Die Erscheinung des Generals war für alle Anwesende ein Blickstrahl, besonders für die Braut, die halbtodt vor Schrecken auf eine Bank sank.

Der General war Hubert und die Braut Margarethe.

„Wie!" rief er, ohne sie anzusehen, aber mit einem schrecklichen Blicke auf die Versammlung; „wie! Ihr seid in Festkleidern, während Euere Brüder vor den Mauern von Paris ihr Blut vergießen? Fort mit Euch! Schärft Euere Pflugscharen und braucht sie als Waffe! Fort! Fort!"

Und die ganze Familie zog sich vor Schaam und Reue still zurück. Nur das Brautpaar nebst dem Notar und dem Postmeister blieb in dem Zimmer.

„Und Du," fuhr der General noch heftiger gegen den Postillon fort, ohne ihn zu erkennen, „Du heirathest an diesem Tage, da Du lieber auf dem Sattel sterben solltest?"

Bei diesen Worten griff Hubert nach dem Heirathscontracte und zerriß ihn in tausend Stücke.

Die drei Männer protestirten, aber der General wies dem Bräutigam mit einer gebieterischen Geberde die Thüre und setzte hinzu:

„In den Sattel! Der Kaiser wartet."

Bei diesem Namen mußte gehorcht werden und der Postillon ging hinaus ohne ein Wort zu sagen.

Der Postmeister glaubte eine Entschuldigung wagen zu können.

— „Herr General," sagte er, „diese Heirath war sehr wichtig. Eine Verzögerung konnte sie unmöglich machen und da sie die Zukunft meines Hauses sichert."

„Sie können sich," unterbrach ihn der eifrige Soldat, der schon auf der Schwelle der Thüre stand, „verheirathen, nachdem die Feinde von dem Boden Frankreichs vertrieben sind."

— „Niemals!" rief das junge Mädchen. „Hubert!" setzte sie hinzu, indem sie vor dem Generale nie-



dersank und die Hände faltete, „Hubert, haben Sie denn Margarethen ganz vergessen? Hubert, ich bin die Margarethe, die Sie sonst liebten, Margarethe, die Sie verbarg, als Sie nicht in den Krieg ziehen wollten. Mein Vater ist gestorben, Hubert, ich bin eine Waise, wie Sie es waren, und man benutzte dies, um mich gegen meinen Willen zu verheirathen. Ich habe keine andere Stütze, keinen andern Beschützer als Sie, ich mag keinen Andern zum Manne.“

Der Postmeister, kein anderer als Turgon, der Dheim Margarethens, der ihr Vormund geworden war und dessen eigennützige Absichten auf das Erbe seiner Mündel so plötzlich durchkreuzt wurden, stand ganz verblüfft da, theils vor Wuth, theils vor Furcht und wartete wie das Mädchen in ängstlicher Spannung auf die Antwort des ehemaligen Böswilligen.

Dieser zögerte, obgleich die plötzlich in ihm geweckte Erinnerung nicht das vorherrschende Gefühl war.

Er hatte das Mädchen aufgehoben, aber seine Blicke wendeten sich noch immer nach außen.

„Ja,“ sagte er, .. Margarethe.. ich erinnere mich .. aber morgen.. morgen.. später.. sobald Paris gerettet ist.. sobald Frankreich..“

— „Es ist angespannt!“ rief eine Stimme im Hofe.

„Lebt wohl!“ rief Hubert eilig.

Aber Margarethe vertrat ihm mit ausgebreiteten Armen die Thüre und sprach:

— „Hubert, ich lasse Sie nicht hinaus.. Ich habe schon zu viel gesagt.. Ich bin verloren, wenn Sie sich entfernen.. Bleiben Sie nur einen Augenblick.. um einen neuen Contract zu unterzeichnen.“

„Nachdem ich den ersten zerrissen? Heute ist es unmöglich.. Treten Sie bei Seite, liebes Kind.. Heute kann ich nicht.“

Und er faßte schon mit riesiger Faust den Arm der erschrockenen Margarethe, um sie bei Seite zu ziehen, als seine Adjutanten erschienen und ihn zurückhielten. Es zeigte sich Lärm und Verwirrung auf der Straße.

— „Alles ist vorüber, General. Wir haben Courriere gesprochen; Paris hat capitulirt; der Kaiser zieht sich allein von Essonne nach Fontainebleau zurück.“

„Wehe!“ rief Hubert, bleich vor Wuth und Verzweiflung. „Feige Verräther! Aber vorwärts, Ihr Herren! Die Armee muß ihren Kaiser rächen.“

— „Herr General, beruhigen Sie sich, bedenken Sie..“

„Nichts!.. ich höre nichts. Vorwärts! Vorwärts!“

Und mit dem Säbel in der Hand stürzte er wie ein Unsinniger hinaus. Margarethe aber, die sich gesammelt hatte, hielt ihn ruhig an der Hand zurück mit einer Autorität, der er nicht zu widerstehen vermochte. Alle blickten verwundert das Mädchen an, das allein den Löwen hielt. Sie sprach kein Wort und doch stand der General unbeweglich da und starrte sie wie versteinert an.

Während der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung hatte sie ihren Brautschleier abgenommen und statt desselben einen langen schwarzen Schleier übergehängt, der vor ihrem Gesichte herunter bis auf das weiße Brautkleid fiel. Es war der Schleier der Wittwe.

Jetzt endlich verstand Hubert Alles und erinnerte sich an Alles; der Degen entsank seiner Hand, er breitete die Arme aus gegen Margarethen, die ihm weinend an die Brust sank. —

Einige Jahre später wohnte in dem hübschen Dorfe Balence eine achtungswerthe Familie, ein noch junger Soldat nämlich, der sich mit dem Generalsrange zurückgezogen hatte, mit seiner hübschen Frau und zwei Knaben von fünf und sechs Jahren. Die Mutter predigte ihren Söhnen die Liebe für die unschuldigen Tugenden, für die Arbeit und den Frieden, der Vater aber stellte sich mit den Knaben regelmäßig an das Fenster, wann der Tambour des Dorfes wirbelnd vorbeiging.

Die Mutter lächelte dazu.

## Estève.

Novelle von Mad. Charles Reybaud.

(Zweite Abtheilung.)

### I.

Estève wurde in seinem Kloster mit einem fast immer schweigsamen alten Mönche näher bekannt, welcher Bruder Timotheus hieß und endlich einmal die Frage an ihn richtete: „Warum bist Du hier, mein Sohn? Brachtest Du freiwillig dieses gewaltige Opfer?“

Estève erzählte kurz das Gelübde seiner Mutter und schilderte ihm sein ganzes Leben bis zu dem Eintritt in das Kloster. Der alte Mönch hörte ihn aufmerksam an und sagte sodann seufzend:

„Als ich mich von der Welt trennte, mein Sohn, nahm ich lebendigere Erinnerungen an sie mit mir; ich ließ in ihr Gegenstände der Liebe und des Hasses zurück. Empfindest Du keine Sehnsucht?“



— „Ich denke,“ antwortete Estève, „häufig an meine arme Mutter, die von schrecklichem Unglücke heimgesucht wird. Sie hatte Gott einen ihrer Söhne geweiht und den andern hat ihr Gott genommen. Mein Bruder, der Graf Armand von Blanquefort, ist im vorigen Jahre gestorben und mein Vater überträgt seinen Namen und sein Vermögen an einen Verwandten, den er zu sich gerufen hat.“

„Du bist also todt für Deine Familie?“

— „Für meine Familie, wie für die übrige Welt,“ antwortete Estève traurig. „Von einer Schwester meiner Mutter in Paris, von Madame Godefroi, erhalte ich jährlich ein oder zwei Mal Nachricht; sie schickt mir kleine Geschenke, aber selbst kommt sie nicht mehr, seit ich völlig in den Orden eingetreten bin.“

„Ja, man vergift uns, als wären wir wirklich aus der Reihe der Lebendigen geschieden,“ sprach der alte Mönch, der seine Stirn auf die dürre Hand stützte. „Erinnert sich wohl in der Welt noch Jemand an den Grafen von Baiville?“

Es folgte auf diese Worte ein trauriges Schweigen und Estève begab sich darauf in die Zelle des Paters Bruno, der im Sterben lag. Er kniete vor dem Bette dieses seines väterlichen Freundes nieder, ergriff die Hand desselben und benetzte sie mit Thränen. Der Sterbende erkannte seinen Liebling, richtete sich noch einmal auf und sprach mit gebrochener Stimme:

„Estève, gehe nicht über die Gelübde hinaus, die Du bereits abgelegt hast. Was man auch thun möge, laß Dich nicht zum Priester weihen.“

Estève versprach, diese Worte nicht zu vergessen; Bruno wollte weiter sprechen. Aber eben trat der Prior nebst zwei Andern ein und begann die Sterbgebete. Gegen Morgen starb der Pater Bruno.

Von dieser Zeit an schloß sich Estève mehr und mehr an Timotheus an, obgleich der Prior gegen denselben sehr eingenommen war. Deshalb konnten Beide nur Abends im Stillen zusammen kommen und ungestört über Alles sprechen. Der Pater Timotheus hatte früher in der großen Welt gelebt und schilderte seinem jungen Freunde die Stürme seiner ersten Jugend so wie die Umstände, die ihn in das Kloster getrieben hatten. Ehe er Profes gethan, hieß er Graf von Baiville; er hatte den Hof Ludwigs XV. und die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts gesehen, aber seine Leidenschaften waren für jene frivole verderbte Zeit zu heftig und zu wahr gewesen. Die Untreue einer Frau war das Unglück, das ihn der Welt entfremdete, und eine vorübergehende

fromme Stimmung führte ihn in das Kloster, in welchem sein Leben durch zu späte Reue sich allmählig aufrieb. Die Verzweiflung hatte in ihm endlich allen Glauben erstickt; er war bis zur äußersten Grenze der Gleichgiltigkeit und des Unglaubens gekommen und läugnete sogar die Unsterblichkeit der Seele, wie die Existenz Gottes; doch bemühte er sich nicht, das Licht des Glaubens in seinem jungen Freunde auszulöschen und sprach gegen denselben seine Ueberzeugung und Ansichten niemals bestimmt aus.

Estève empfand für den alten Mönch keineswegs die liebevolle Anhänglichkeit wie gegen den Pater Bruno, aber eine gewisse Sympathie zog ihn zu demselben hin. Es lag etwas in dem Herzen des Sohnes der Frau von Blanquefort, das sich auch in dem des Grafen von Baiville regte. Nach einiger Zeit fiel ihm endlich Rousseau's „Neue Heloise“ in die Hand und dieses Buch machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn. In seinem Gemüthe ging allmählig eine gänzliche Umwandlung vor; er empfand Widerwillen gegen seine Pflichten und die Langeweile quälte ihn unablässig. Die Briefe, welche er von Zeit zu Zeit von dem Abbé Girou, seinem ehemaligen Lehrer, und von seiner Mutter erhielt, machten ihm mehr Schmerz als Freude. Oft sagte er zu dem Pater Timotheus: „ich fürchte mich vor mir selbst und erschrecke, alles widert mich an, die Einsamkeit in meiner Zelle, die Gesellschaft im Garten, im Refectorium, überall. Was soll aus mir werden?“

Auch die letzten Worte des Paters Bruno beschäftigten ihn oft und da er nicht recht wußte, wie er sie deuten sollte, fragte er den alten Timotheus, der so gleich antwortete: „ein Mönch kann von seinem Gelübde entbunden werden, ein Priester aber nicht; er bleibt gebunden auf ewig.“

Estève zuckte bei diesen Worten zusammen, als habe ein Blitz vor seinen Augen aufgeleuchtet.

„Ein Mönch kann also diese Kutte ablegen und wieder in die Welt zurücktreten?“ sagte er.

— „Allerdings und die Geschichte berichtet solche Beispiele; der König Don Ramiro von Aragonien z. B. wurde seines Gelübdes entbunden, nachdem er vierzig Jahre in dem Kloster verlebt hatte. Er verließ die Abtei um den Thron zu besteigen und vermählte sich mit Agnes von Aquitanien. Man hat ähnliche Beispiele selbst in unserm Jahrhunderte gehabt.“

Estève wurde von diesem Tage an noch unzufriedener mit sich selbst und seine Seelenpein erreichte den



höchsten Grad, als ihn einst der Prior zu sich beschied, um ihn, wenn auch nicht mit klaren Worten, aufzufordern, sich nun zum Priester weihen zu lassen. Estève hörte ihn an, ohne etwas zu antworten, und der Prior entließ ihn mit der Ermahnung, Alles reislich zu überlegen. Zuletzt überreichte er ihm einen Brief und sagte, Jemand aus seiner Familie liege im Sterben und wünsche ihn noch einmal zu sehen.

Estève erbrach erbleichend den Brief und sprach leise vor sich hin: „welcher neue Schmerz für meine Mutter! In so kurzer Zeit zwei so schmerzliche Verluste! Erst ihr Sohn und dann ihre Schwester!“

„Mein Sohn,“ sprach der Prior, „es steht Dir frei, dem Wunsche der Sterbenden nachzukommen; ich gebe Dir die Erlaubniß, das Kloster auf zwei Tage zu verlassen. Siehe, wie Diejenigen sterben, welche nicht christlich gelebt haben, erbaue Deine Familie durch Deine Anwesenheit und rette vielleicht durch Deine Ermahnungen eine verlorene Seele.“

Am Abende desselben Tages kam Estève in Paris an. Die schnelle Reise, die Menschenmenge und das Geräusch in der großen Stadt versetzten ihn in Stauen und machten ihn fast schwindelig. Gleichsam maschinenmäßig ging er die prachtvolle Treppe in dem Hause seiner Tante hinauf. In dem Saale vor dem Zimmer der Madame Godefroi hörte er eine Stimme, deren Ton ihm nicht unbekannt war. Es war Andrette, die ganz verwundert vor dem jungen Mönche stehen blieb und ausrief:

„Herr Estève! Großer Gott, wie er sich verändert hat!“ Dann setzte sie hinzu; „Madame ist von Ihrer Ankunft benachrichtiget worden. Sie ist sehr schwach und man muß ihr einige Zeit lassen, damit sie sich wieder sammelt.“

Estève setzte sich schweigend nieder und schauderte vor dem Gedanken an das Sterbebette, an welchem er erscheinen sollte. Bald darauf kam Andrette zurück.

„Treten Sie ein,“ sagte sie, indem sie den doppelten seidnen Thürvorhang aufhob, der den Saal von dem Zimmer schied.

Estève nahm alle seine Kräfte zusammen und folgte, aber er sah nicht, was er erwartet hatte, und der Anblick, der sich ihm darbot, hatte nichts Schauerliches. Madame Godefroi lag auf einer Longue-Chaise und ihr bleiches Gesicht war nicht ohne Ausdruck. Spigen umhüllten die Stirn und Wangen; eine seidene Mantille, durch eine Bandschleife vorn zusammen gehalten, bedeckte ihre Achseln und ließ nur die noch immer schö-

nen marmorweißen Hände sehen. Das Zimmer war matt durch eine Alabasterlampe erleuchtet, aber die Spiegel und Vergoldungen reflectirten dieses milde Licht. Die Kranke war nicht allein in dem zierlichen geschmückten Zimmer; zwei junge Frauen, ihre Schwiegertöchter, pflegten sie und suchten sie zu unterhalten. Neben ihr blätterte ein alter Mann mit einem Kinde in einem Bilderbuche.

Bei dem Eintritte Estèves richtete Madame Godefroi langsam den Kopf empor und sprach mit schwacher Stimme:

„Du bist es, mein Sohn? Tritt näher, denn ich habe die Kraft nicht mehr, Dir entgegen zu gehen.“

Er trat zu ihr und küßte die Hand, die sie ihm reichte, dann winkte sie den beiden Frauen, sich zu entfernen und zog Estève näher an sich. Sebastian Godefroi war geisteschwach geworden und seine Gegenwart störte sie also nicht.

„Mein Sohn,“ sagte sie leise, „das Kloster ist, wie man sagt, für die, welche darin wohnen, entweder das Paradies oder die Hölle. Was ist es für Dich gewesen? Antworte mir ohne Scheu.“

— „Die Hölle,“ antwortete Estève.

„Ich habe es geahnt,“ sprach Madame Godefroi schmerzlich.

Diesen Worten folgte eine lange Pause, die Kranke ließ erschöpft das Haupt wieder auf die Kissen sinken und schien nachzudenken. Sie sah die Möglichkeit einer Veränderung in dem Leben Estèves ein, berechnete das Für und Wider und entschloß sich, ihm die Mittel zu gewähren, einst das Kloster zu verlassen, wenn es ihm wünschenswerth geworden, in die Welt einzutreten.

„Mein Kind,“ sprach sie endlich, „wir müssen lange mit einander sprechen. Du wirst diese Nacht bei mir wachen.“

— „Warum diese Nacht, da Sie der Ruhe so sehr bedürfen?“ antwortete Estève. „Ich werde bei Ihnen bleiben, aber Sie werden schlafen, nicht mit mir sprechen.“

„Mein Sohn, ich habe seit drei Monaten nicht geschlafen,“ entgegnete Madame Godefroi mit traurigem Lächeln; „ich verbringe die Stunden, die ich einem Gespräche mit Dir widmen will, meist in schmerzlicher Schlaflosigkeit. Diese Nacht also; wir werden allein sein und das, was wir zu sprechen haben, darf Niemand hören.“

(Fortsetzung folgt.)



## Miscellen.

(Ich habe einen Gedanken!) Händel war trotz der himmlischen Musik, die er geschaffen hat, ein recht sinnlicher Mensch, da ihm gutes Essen und Trinken über Alles ging. Einst hatte er ein Duzend Flaschen Champagner zum Geschenke erhalten, hielt aber diese Zahl für zu klein, als daß er sie seinen Freunden vorsetzen könnte, und behielt den vortrefflichen Wein deshalb für seinen Privatgebrauch. Einige Zeit nachher, als mehrere Personen bei ihm speiseten, sehnte er sich nach einem Glase seines Lieblingschampagners, konnte aber nicht gleich einen Vorwand erdenken, der ihm erlaubte, die Gesellschaft zu verlassen. Mit einem Male endlich nahm er eine nachdenkende Stellung an, schlug sich mit dem Zeigefinger an die Stirn und rief: „da habe ich einen prächtigen Gedanken!“ Die Gesellschaft, welche der Meinung war, er wolle eine neue Idee zu Papiere bringen, sah ihn in stiller Bewunderung aus dem Zimmer gehen. Nach einiger Zeit kam er zurück, bald aber hatte er einen zweiten, dritten und vierten „Gedanken.“ Ein Spasvogel, dem die häufig wiederkehrenden Besuche der heil. Cäcilie verdächtig vorkamen, schlich Händel nach und sah, wie er in ein Zimmerchen ging, eine Champagnerflasche öffnete, ein Glas aus derselben einschenkte und dasselbe schnell hinunterstürzte. Diese Entdeckung stimmte natürlich die Gesellschaft heiter und wenn Jemand im Stillen einer Weinflasche zuspricht, sagt man noch heute in England sprüchwörtlich: „er hat einen Gedanken wie Händel.“

(Ehrlichkeit im Oriente.) Der englische Capitain Conolly, der seine Reise in Asien beschrieben hat, nahm einst aus einem Bade unversehens ein Handtuch mit sich, das ihm nicht gehörte. Als er den Irrthum bemerkte, befahl er seinem persischen Diener, das Tuch zu dem Eigenthümer zurückzutragen, der Mann aber protestirte gegen ein so ungewöhnliches Verfahren und sagte, man würde ihn, wenn er das Tuch zurückbringe, entweder für einen Dieb oder für einen Wahnsinnigen halten. Er empfahl deshalb seinem Herrn, das Handtuch zu behalten, sein Gewissen aber durch ein Gebet für das Wohl-ergehen des rechtmäßigen Eigenthümers zu beschwichtigen.

(Der Klient und der Advokat.) „Ueberreichen Sie Ihre Rechnung dem Beklagten?“ fragte ein Advocat seinen Klienten. — „Das that ich allerdings.“ — „Und was sagte er?“ — „Er sagte, ich möchte damit zum Teufel gehen.“ — „Und was thaten Sie darauf?“ — „Nun, — ich kam zu Ihnen.“

(Die Entdeckung Madeiras.) Unter der Regierung Eduards III., Königs von England, hatte sich ein junger Mann, Robert Melain, leidenschaftlich in Anna von Arfet, ein Mädchen von großer Schönheit und vornehmer Familie, verliebt. Robert war arm und nicht von Adel und die Familie des Mädchens beschloß, die beiden Liebenden, die einander häufig insge-

heim sahen und sprachen, mit Gewalt zu trennen. Man erhielt von dem Könige Eduard einen Befehl, nach welchem Robert verhaftet und in das Gefängniß gebracht wurde, und der Kerkermeister empfing die Weisung, ihm die Freiheit erst dann wieder zu geben, wenn Anna von Arfet die Gattin eines reichen und mächtigen Lords geworden sein würde, der in der Nähe von Bristol wohnte und für den sie bestimmt war. Die Vermählung wurde endlich vollzogen und Robert erhielt seine Freiheit; sobald er aber das Schicksal seiner Geliebten erfahren hatte, schwur er Rache zu nehmen. Er berief deshalb seine Freunde, theilte ihnen seine Pläne mit und alle begaben sich nach Bristol. Einige Zeit darauf trat Einer derselben in den Dienst des Lords und fand so Gelegenheit, der Dame die Gefühle und Pläne Roberts mitzutheilen. Die Dame billigte Alles und versprach, Alles zu wagen, um aus dem Schlosse ihres Gemahls zu entkommen. Sie wurde deshalb zärtlich gegen ihn und heiter, schläferete seinen Argwohn durch Liebkosungen ein, erhielt endlich die Erlaubniß, früh in der Nähe des Schlosses spazieren zu reiten und wählte zum Begleiter den Freund Roberts. Dieser erwartete sie am Strande und alle Drei traten in ein Boot, das sie auf ein Schiff brachte, auf welchem sich die andern Freunde Roberts befanden und das sogleich nach Frankreich unter Segel ging. Leider verstand Keiner von Allen die Kunst, das Schiff zu lenken und um das Unglück voll zu machen, stellte sich ein heftiger Sturm ein. So waren sie ohne Steuermann und ohne Lebensmittel dem Winde und den Wellen überlassen. Das Meer warf sie dreizehn Tage lang umher. Am vierzehnten erblickten sie Land in der Ferne, nach dem das Schiff vom Winde hingetrieben wurde. Die Liebenden stiegen mit einigen ihrer Freunde an das Ufer und überließen das Schiff den Andern. Mit Verwunderung sahen sie keine Menschen in dem irdischen Paradiese, das sie betreten hatten; die Bäume aber waren mit Früchten überladen und die Vögel und glänzenden Schmetterlinge flohen nicht vor ihnen. Bald gelangten sie auf eine große von Myrtenbäumen umfaßte Wiese, in deren Mitte ein großer Baum stand und eine Quelle rieselte. Hier gefiel es ihnen so wohl, daß sie sich Hütten bauten und einige Tage angenehm verbrachten; aber das Glück war nicht von langer Dauer. Einst in der Nacht brach ein gewaltiger Sturm los, riß das Schiff von seinen Anker und trieb es mit den darauf Besindlichen vor sich her. Die junge Frau erkrankte und starb drei Tage darauf. Robert überlebte sie nicht und wurde neben ihr unter dem Baume begraben.

Die Ueberlebenden bestiegen das Boot, das ihnen geblieben war, und wagten sich darin auf das Meer; aber sie litten Schiffbruch an den Küsten der Berberei und man brachte sie als Sclaven nach Marocco. In dem Sclavengefängniß befand sich auch ein Spanier, Juan de Noiabes, der aufmerksam auf ihre Erzählung hörte und nach seiner Zurückkunft nach Sevilla das Abenteuer dem Portugiesen Gonsalvo erzählte. Dieser merkte sich die Angaben genau und entdeckte in Folge davon am 8. Juni 1420 Madeira, wo er eine kleine Rhee Melainshafen nannte,



der heute noch Puerto Machido heißt. Ueber dem Grabe der Liebenden ließ er eine Capelle erbauen. —

(Der Mond.) Die Menschen haben bekanntlich dem Monde immer einen großen Einfluß auf die Schicksale der Sterblichen zugeschrieben, die alten Sachsen namentlich hatten selbst gewisse Regeln zur Ausübung von Geschäften, die nach dem Alter des Monates verschieden lauteten. So wird unter andern mit vollem Vertrauen empfohlen: „wenn der Mond eine Nacht alt ist, so gehe zu dem Könige und bitte ihn um das, was du wünschest, und er wird dir es sicherlich gewähren; gehe aber zu ihm, wenn er satt ist.“

(Ein Abdecker unter den Römern.) Die Franzosen, denen bekanntlich Abdecker in Afrika so viel zu schaffen macht, studiren natürlich sehr ämsig der Geschichte ihrer Eroberung an der afrikanischen Geschichte und ihre Journale erzählen jetzt, gleichsam zum Troste, einen Vorfall aus der Römerzeit, der mit ihrer Lage allerdings eine auffallende Aehnlichkeit hat: Im Anfange der Regierung des Tiberius wagte ein Numidier dem römischen Reiche den Krieg zu erklären; er hieß Tacfarinas und war das Haupt eines Volkstammes an der afrikanischen Wüste. Bald riß er ganz Mauritanien (das jetzige Algier) zum Kriege mit sich fort. Er bewaffnete seine besten Krieger nach der Art der Römer und seine Reiterhaaren verbreiteten überall Schrecken und Verwüstung. Furius Camillus rückte gegen ihn; Tacfarinas wurde besiegt und zog sich zurück, aber nur um bald den Krieg zu erneuern. Im nächsten Jahre erschien er plötzlich wieder, siegte, wo er plötzlich hervorbrach, wich aber zurück, sobald man ihn ernstlich angriff. Obgleich oftmals geschlagen, störte er doch die Ruhe immer von Neuem und erschien, wann man es am wenigsten erwartete, mit frischen Streitkräften. Rom sandte eine ansehnliche Truppenmacht gegen ihn ab; man theilte sie in drei Haufen und trieb ihn von Schlucht zu Schlucht. Drei Feldherren erwarben sich Ruhm, aber Tacfarinas verwüstete Afrika trotzdem noch immer.

Nach mehrjährigen Feldzügen, die den Römern viel Blut kosteten, gelang es ihnen endlich, das Lager des Segners zu umzingeln; sie griffen dasselbe an, Tacfarinas wurde besiegt und verlor sogar sein Leben. So endigte der Krieg, der vier Jahre gedauert und das ganze gewaltige römische Reich ermattet hatte.

### Generalcorrespondenz.

Der hamburger Brand hat mehreren Zeitungen Gelegenheit gegeben — Böcke zu schießen; so zählte der Messenger in Paris unter den abgebrannten Straßen auch den „Senat“ auf; ein englisches Blatt (Illustrated London News) macht das Spinnhaus in Hamburg zu einem Hôtel und zählt es als „Spinnhauses Hôtel“ unter den abgebrannten Gasthäusern auf; das Beste aber, oder vielmehr das Schlimmste kommt noch. Mehrere deutsche große politische Zeitungen, darunter eine Staatszeitung, führen unter denen, welche für die Verunglückten beisteuerten, Sr. Durchlaucht Gottfried Landgraf

von Hohenstein mit 300 Mark an, ob es gleich in Deutschland nur noch hessische Landgrafen giebt. Wer aber ist diese neue Durchlaucht? — Die bekannte und geachtete — Strumpfwarenhandlung von Gottfried Landgraf in dem sächsischen Städtchen Hohenstein! —

Das Dampfschiff Great Western nahm bei seiner Fahrt zu Ende Mais nach New York nicht weniger als eine Tonne (zwanzig Centner) von den Pillen eines Londoner Quacksalbers mit, wie der Atlas berichtet. —

Welcher grauenvolle Aberglaube zum Theil noch jetzt in England herrscht, hat sich in den letzten Tagen wiederum gezeigt. Eine Frau, die lange krank gewesen war, hielt sich, wie es auch ihre Nachbarn glaubten, für behert. Zu Ende des vorigen Monats erfuhr sie durch eine Freundin, wenn sie einige Tauben erhalten und lebendig verbrennen könne, während sie kein Wort spreche, würde sie den Zauber lösen können, der auf ihr laste. Die Frau verschaffte sich darauf Tauben, band sie paarweise, Rücken an Rücken, mit den Flügeln zusammen, zündete ein großes Feuer an und verschloß und verstopfte die Stube so gut als möglich. Einigen der armen Tauben schnitt sie die Brust auf, damit ihr Herz verbrennen möchte, so lange sie noch lebten. Sechszehn Tauben wurden auf diese grausame Art dem Aberglauben geopfert. —

Nachdem Scribe eine Vernunft-, eine Geldheirath, eine Heirath aus Liebe geschaffen und eine Menge junger Männer auf der Bühne verheirathet hat, fiel es ihm endlich ein, die Sache selbst zu versuchen und er hat sich demnach mit einer jungen schönen Wittwe mit 200,000 Francs verheirathet. Die Veranlassung zu dieser Heirath könnte Scribe recht wohl zu einem hübschen Lustspiele verarbeiten; er hat oft aus einem minder interessanten Stoffe drei Acte zu machen gewußt. Man weiß, daß der fruchtbare Bühnendichter jährlich über 100,000 Francs einnimmt. Dies Geld braucht er nicht ganz und er muß öfters Capitale unterzubringen suchen. Vor einigen Jahren wünschte er denn auch 200,000 Frs. sicher anzulegen und sprach mit seinem Notar darüber, der ihm einen reichen Weinhändler empfahl, welcher die Summe aufnehmen und dagegen eine Besizung von 800,000 Frs. an Werth einsetzen wolle. Freilich hatte die verheirathete Tochter des Weinhändlers bereits eine Summe von 200,000 Frs. darauf geliehen und die erste Hypothek erhalten. Scribe wollte sich mit der zweiten nicht begnügen und es war nicht weiter die Rede davon. Acht Tage darauf erschien bei ihm eine junge Dame, welche in einer besondern Angelegenheit mit ihm zu sprechen wünschte. Diese Dame, welche sogleich einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihn machte, war Madame Biolay, die Frau eines Spiritusfabrikanten und Tochter jenes Weinhändlers, der die 200,000 Frs. suchte. Sie sagte, während sie dem Dichter ein von ihr selbst und ihrem Manne unterzeichnetes Papier überreichte: „Sie wollten meinem Vater 200,000 Frs. leihen, verlangten aber die erste Hypothek; ich biete sie Ihnen. Ich und mein Mann wollen, um meinem Vater zu Hilfe zu kommen, unsere Rechte Ihnen abtreten, damit



der Abschluß eines Geschäftes erleichtert werde, das meinen Vater aus einer großen augenblicklichen Verlegenheit ziehen wird.“ Scribe wurde durch diese kindliche Liebe gerührt und das Geschäft schnell abgemacht. Seitdem ist die Summe pünktlich zur Verfallzeit wieder bezahlt worden und Scribe hatte die Sache vergessen, nicht aber Madame Biolay, die er nicht wieder gesehen. Vor einigen Monaten, als er bei seinem Notar speisete, kam das Gespräch auf jenes Geschäft und Scribe fragte, mit verstellter Gleichgültigkeit, nach der hübschen Frau. Der Notar sagte ihm, daß sie seit zwei Jahren Wittve und nicht abgeneigt sei, sich wieder zu verheirathen. Scribe ersuchte sofort den Notar, der Dame Anträge zu machen, die denn auch so wohl aufgenommen wurden, daß Madame Biolay jetzt Madame Scribe ist. —

In einem neuen franz. Werke über Spanien werden auch die Stiergefechte ausführlich geschildert und wir erfahren daraus, daß in dem Circus das Volk so unbeschränkt herrscht und immer herrschte, daß, als einst Ferdinand VII. nicht einwilligen wollte, Hunde auf einen Stier hegen zu lassen, was das Volk verlangte, die versammelte Menge wie ein Mann sich gegen ihn erhob und ein allgemeines Geschrei entstand: Fuera el rey! Aqui non manda el rey! (hinaus mit dem Könige! Der König hat hier nichts zu befehlen!) Und Ferdinand mußte in diesem Falle wenigstens dem Willen des Volkes sich fügen. — Hunde hegt man gegen den Stier, der fest auf einer Stelle stehen bleibt und nicht kämpfen mag. Er fängt sie dann mit den Hörnern auf und schleudert sie wie Spielbälle in die Luft und um sich her. Wenn es ihnen auch gelingt, sich ihm an die Ohren zu hängen, so schüttelt er sie doch meist bald wieder ab. Die Wuth des Volkes gegen einen solchen Widerspenstigen kennt dann keine Grenzen; man überhäuft ihn mit Schimpfworten, wirft von allen Seiten mit Hüten nach ihm und verlangt, daß man dem Feigen mit Feuer Muth mache. Dies geschieht endlich und man befestigt ihm an den Schweif, an den Hals, an die Beine u. s. w. Feuerwerkstücke; während sich dieselben entzünden, donnern zerplagen und Funken umhersprühen, brüllt das Thier vor Schmerz und macht die seltsamsten Luftsprünge, aber wenn es recht eigensinnig ist, hilft auch dies nichts und es verläßt den Standpunkt nicht, den es einmal gewählt hat. Es wird in diesem Falle Befehl gegeben, den muthlosen Stier umzubringen. Der cachetero geht deshalb von hinten an ihn mit einer Stange, an welcher sich ein scharfes halbmondförmiges Eisen befindet und schneidet ihm das Fesselgelenk durch. So verstümmelt, sucht das arme Thier vergebens sich auf den noch gefunden Beinen im Gleichgewichte zu erhalten; es dreht sich eine Zeitlang im Kreise umher und sinkt endlich nieder, worauf man es erdolcht.

Der berühmteste Picador in unsern Tagen ist jetzt Sevilla und Montos der beste Kämpfer. Der Letztere faßt oft den wüthenden Stier an den beiden Hörnern, stützt den Fuß auf

den Nacken und schwingt sich über das Thier hinweg, was natürlich stets einen Ausbruch des begeistertsten Beifalls veranlaßt. Vor ihm war der berühmteste Yago Ilo, der auf dem Felde der Ehre, nämlich auf den Hörnern des Stieres starb. Sein Tod wurde durch tausend Lieder und durch Kupferstücke gefeiert. —

Wie man von dem colossalreichen Amerikaner Stephen Girard erzählt, der habe nie an Bedürftige Geld geschenkt, sondern immer für seine Gaben Arbeit verlangt und sollte es die seltsamste sein — er ließ z. B. einmal einen Haufen Steine von einem Orte zum andern und dann wieder an die erste Stelle tragen, — so hatte auch, wie ein kürzlich verstorbener Künstler erzählte, Talma die Gewohnheit, für die Unterstützung, die er alten Kunstgenossen gewährte, irgend eine Leistung zu verlangen. Einem gab er z. B. lange Zeit täglich 5 Fres., wofür er ihm broschirte Bücher, unter andern Voltaire's sämtliche Werke, ausschneiden mußte. Talma drang immer darauf, daß dies Geschäft sehr langsam und vorsichtig verrichtet werde, damit kein Blatt beschädigt würde, blos in der Absicht, daß er seine Unterstützung lange geben könnte, weshalb er denn auch oft Haufen alter Broschüren kaufte, die er sämmtlich ausschneiden ließ, natürlich ohne jemals darin zu lesen. —

Ein Franzose, der durch seine Anhänglichkeit an die „gute alte Zeit“ bekannt ist, schildert einen Ball 1789 und einen 1795 und sagt dabei unter anderm: 1789 war der Saal, in welchem die fröhliche Gesellschaft tanzte, mit mattweißem Holze gestäpelt, das vergoldete Arabesken zeigte; eingerahmt von diesen Feldern waren Gobelin-Tapeten, auf denen man Jagd- und Schäferscenen sah. An den Fenstern hingen carmoisinrothe seidene Vorhänge herunter, die zierlich von Rosetten gehalten wurden. Außer dem Kronleuchter mit zahllosen großen Glocken von Bergkrystall, trugen Leuchter an jeder Seite der Spiegel und Candelaber in den Ecken zahlreiche Kerzen. Um ein Uhr nach Mitternacht wurde das Souper aufgetragen; alle Damen nahmen Platz an der Tafel, die Herren standen hinter ihnen und suchten zu errathen, was sie wohl wünschten, rührten aber selbst keinen Teller an, denn dazu waren die Diener in Livré da. Das Souper der Herren folgte später, aber wenige nahmen Theil daran und die, welche sich an die Tafel setzten, blieben nur kurze Zeit da, denn die Damen würden ja sonst haben warten müssen. Die Artigkeit gegen die Damen, gegen Alte und Junge, Häßliche und Schöne, hatte damals den höchsten Grad erreicht und die meisten Herren fragten den Herrn oder die Frau vom Hause, ob sie keine Dame hätten, der sie einen Tänzer zu verschaffen wünschten. Die Folge davon war, daß keine einzige Dame bei einem Balle in jener Zeit sitzen blieb. —